This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

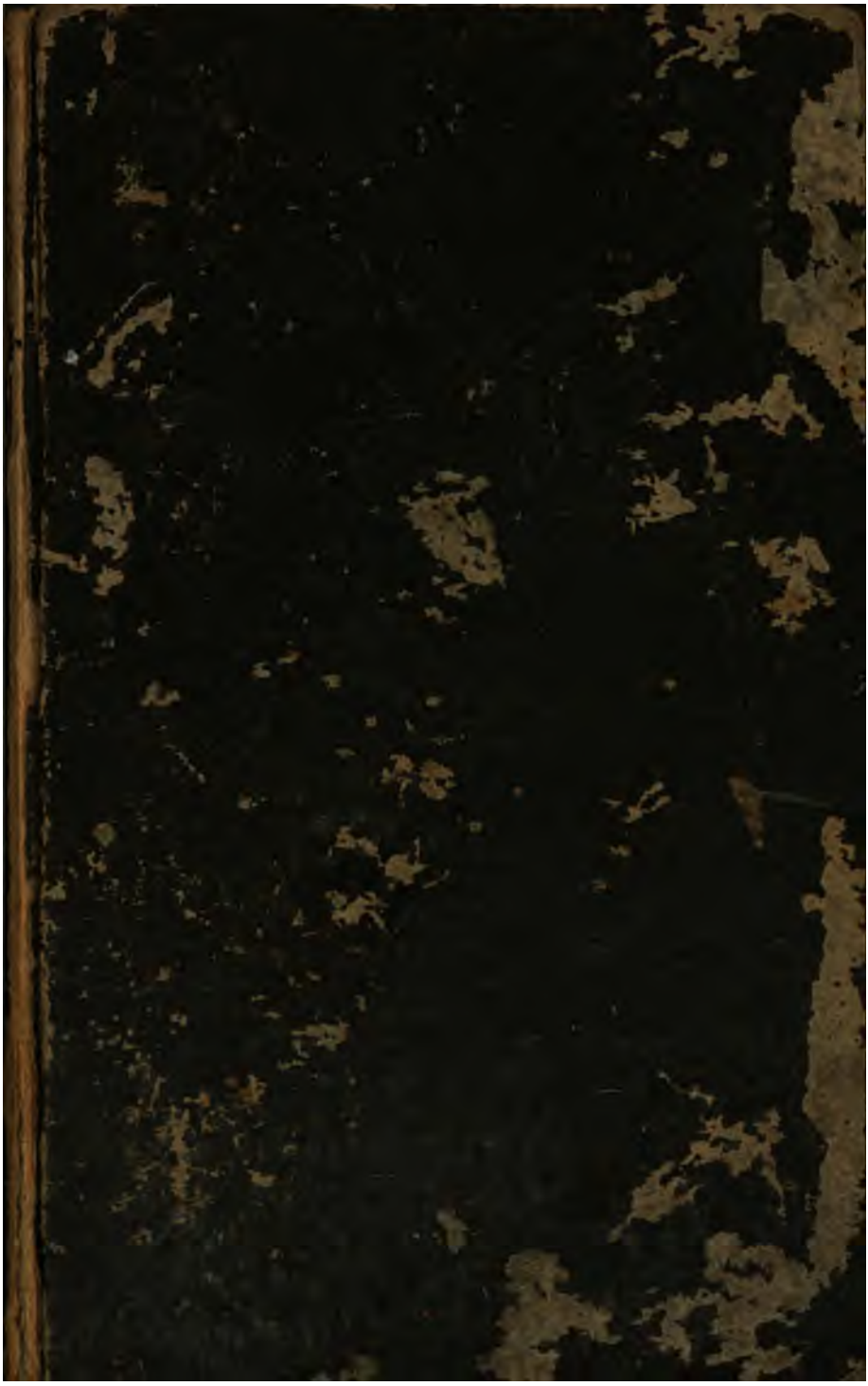
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



~~UNS. 162 F. 35~~

Vet. Ger. III B.129

Die Kunst der deutschen Prosa.

Die
Kunst der deutschen Prosa.

Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich.

Von

Theodor Mundt.

Berlin:
Verlag von Veit und Comp.
1837.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY OF
6 JUN 1960
OF OXFORD
LIBRARY

Tableau des Inhalts.

I. Die Kunst der deutschen Prosa.

1. Deutscher Geist und deutsche Sprache. Ihre umgekehrte Entwickelung. Einheit der Sprache mit der Individualität. Vergebliche Versuche einer allgemeinen Sprache. Auf der Individualität ruht alle Kunst der Darstellung ... S. 1—16.

2. Verhältniß von Sprache und Gedanke. Wilhelm von Humboldt. Die Poesie der Sprache. Bildliche oder etymologische Bedeutung der Wörter. Graff. Grammatisches Ideal. Die Akademieen. Muhamedanische Sprachgesetzgebung. Leibnitz über die Wirksamkeit der Akademieen. Klopstock's Gelehrten-Republik. Verhältniß des Staats zur Literatur. Wünschenswerther Spielraum akademischer Beaufsichtigung in einigen Fällen. Ein Wort von Böckh. Ideal aller Sprache und Darstellung ist bloß der Gedanke. Philosophie des Stils ..... S. 17—39

3. Poesie und Prosa. Ursprünglichkeit der Poesie. Entstehung des Metrums aus dem Satze. Höchste Entwickelung des Satzes in der Prosa. Neigung der neuern Literatur zur Auflösung der Poesie in die Prosa. Verhältniß des poetischen und prosaischen Sprachgebrauchs in den antiken und in den modernen Sprachen. Die geistige Bedeutung des Accents in den modernen Sprachen und deren Vortheile für die Prosa. Ein Wort des Grafen Schlabrendorf. Ob die deutsche Sprache früher das Gesetz der Quantität besessen. Verfall der heutigen deutschen Metrik. Neueste Lyrik nähert sich in Heine u. A. dem Numerus der Prosa an. Aufhebung der Schranke zwischen Poesie und Prosa. Hippel's scherzhafte Theorie von Poesie und Prosa . S. 40—48.

4. Allgemeiner Charakter der deutschen Prosa. Nachtheile ihrer gelehrten und wissenschaftlichen Entstehung. Mangel gesellschaftlicher Anlässe. Schreibsprache des gemeinen Mannes in Deutschland. Das latinisirende Wesen des deutschen Stils. Cicero und Tacitus haben eine literarische Bedeutung für die deutsche Prosa. Der ciceronische Schematismus und sein nachtheiliger Einfluß auf die deutsche Schreibart. Boccaccio als Vermittler der ciceronischen Prosa mit den modernen Literaturen. Stil und Charakter des Tacitus. Ob die tacitische Schreibart eine Stufe des Verfalls bezeichnet. Die dichterischen Elemente seiner Sprache und Schreibart. Einfluß auf deutsche Schriftsteller. Die Diction des Tacitus ein uns verwandter Typus. Ob es ein Muster der Schreibart giebt. Ein Wort Wilhelm von Humboldts über die höchste Vollendung des Periodenbaus im Griechischen . . . S. 49—67.

5. Die Prosa der deutschen Conversation. Heimischer Gesellschaftszustand. Die Geschichte der deutschen Höflichkeitssprache. Flüchtiger Küchenzettel einer normalen Unterhaltung mit allen ihren gram-

matiſchen Formeln. Verſchiedenheit des Nationalcharakters von ſeinen traditionellen Ausdrucksformen. Höflichkeit. Ständeunterſchiede in der Unſterblichkeit durch die Comparation von ſelig. Deutſche Geſellſchaft und deutſche Sprache. Geſellſchaftlicher Gebrauch der franzöſiſchen Rede in Deutſchland. Hang zur Sprachmengerei in der heutigen deutſchen Umgangsſprache. Die Werke des Fürſten Pückler im modiſchen Salonſtil. Berliner Converſationston in Rahel's Briefen. Grundprinzip der deutſchen Höflichkeit. Geſellſchaftlicher Gebrauch der Pronomina und Geſchichte deſſelben. Du bis ins funfzehnte Jahrhundert gebräuchlich. Ihr als vornehmere Anrede. Er im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrh. Uebergang in die dritte Perſon der Mehrheit: Sie. Bedeutſamkeit der Anrede in der Mehrheit. Rückblick auf die Höflichkeit der Römer. Abſtracte Sammelbegriffe: Euer Liebden, Euer Gnaden u. ſ. w. Briefſtil. Beeinträchtigung der Umgangsſprache durch den vorherrſchend geiſtigen Charakter der deutſchen Sprache. Trennung der intellectuellen Anſchauung und der populairen Umgangsſprache in Deutſchland. Die franzöſiſche Sprache kennt dieſen Unterſchied zwiſchen populairem und ideellen Ausdruck nicht. Verhältniß der deutſchen Sprache zum wirklichen Leben, im Widerſpruch mit einer Bemerkung von Leibnitz. Ein Wort Karl's V. über die deutſche Sprache. Weltliterariſcher Verkehr der deutſchen Sprache. Schönere Perſpectiven für unſere Geſellſchaftsſprache. Die verſchiedenen Perioden des Converſationstons. Die geiſtreiche Manier des gegenwärtigen Umgangs. Sociale Einflüſſe auf die Sprache, in Deutſchland und Frankreich. G. Sand . . . . . S. 68—108.

6. Satzbildung iſt das geſtaltete Leben des Gedankens. Lange Perioden. Menſchlicher Gehörsumfang. Pauſen des Gedankens. Verſchiedene Tonarten der Darſtellung, langſame und ſchnelle, epiſche und draſtiſche. Unterſchied der franzöſiſchen und deut-

schen Periodenbildung. Eine Bemerkung des Grafen Schlabrendorf. Absolute Constructionen der deutschen Sprache. Wiedereinführung der absoluten Genitive aus dem Altdeutschen, ein Project Radlofs. Die sogenannten homerischen Genitive. Voß, Bürger und Klopstock. — Einheitlichkeit der Scene im Satze. Einschachtelungsmanier. Zwischensätze. Athemabtheilung des Gedankens. Französirender Stil bei einigen neueren Schriftstellern S. 104—115.

7. Schönheit der Prosa. Rhetorischer Charakter der bisherigen Stillehre. Veraltete Klingprosa. Gefallsucht des Stils. Ob die Vollendung des Stils in der Wahrheit oder in der Schönheit beruht? Die Phantasie als Element der Satzbildung. Der Stil die Plastik des Denkens. Der Satz ein vollständiger Lebensorganismus. Situation von Subject und Prädicat. Der Stil ist die Sache. Subjectivität des jean-paul'schen Stils. Verschiedener Tonfall der Schreibart zu verschiedenen Epochen. Numerus der Prosa. Der Rhythmus im Verhältniß zur Dialektik des Gedankens. Arsis und Thesis des Satzes, Hebung und Senkung des Gedankens. Die rhythmische Absichtlichkeit widerstrebt dem geistigen Charakter der Prosa. Nachahmungen des oratorischen Numerus bei Cicero. Wohllaut der Prosa. Eigenthümlichkeit der englischen Satzbetonung. Französische Prüderie des Wohlklangs. Eine Lächerlichkeit von Rousseau. Die rauhen Noten in der deutschen Sprache . . . . S. 116—129.

8. Correctheit des Stils. Gleichniß mit der Tugend. Französischer Gartengeschmack. Tadelhaftes Bestreben nach Deutlichkeit der Schreibart. Correctheit der Beiwörter. Katachresen. Ob laute Thränen weinen, eine Katachrese sei? Andere Beispiele: amorous sejourn, aus Shakspeare; verliebte Grillen; wohlschlafende Nacht; Schiller's vorhabende Spazierfahrt im Geisterseher.

Wahl der Beiwörter. Jean Paul über die Poesie der Beiwörter. Die stilistischen Figuren, und ihre Verweisung aus der heutigen Prosa S. 130—137.

9. Verhältniß von Poesie und Prosa in der heutigen modernen Literatur. Uebergang der Literatur in die Prosa. Ob das Poetische der heutigen Prosa eine Entartung derselben? Wendung der Untersuchung zur Geschichte der Diction. Verlorengegangene Einfachheit der Schreibart. Einflüsse der Bildung und Richtung jeder Zeit auf den Stil. Schriftsteller der geistreichen Diction. Geistreichheit der Beiwörter. Bürger gegen Klopstock hinsichts der poetischen Behandlung der Sprachformen. Klopstock über prosaische und poetische Wortstellung. Der Inhalt, als Meister des Stils, setzt der Diction allein Gränzen. Der Stil des Inhalts. Der Stil, und der Griffel der Weltgeschichte . . . . . S. 138—144.

II. Die Geschichte der deutschen Prosa.

1. Die Bibel und die Canzlei als die beiden hauptsächlichsten Lebensquellen deutscher Sprache und Darstellung. Mischung von Canzleiton und Bibelsprache, wichtig für die Gestaltung der ersten Prosa. Verhältniß der deutschen Sprache zur Kirche: ihre erste Bildungsstufe im carolingisch-fränkischen Zeitalter. Latinisirende Wendungen und Nachahmungen unter Karl dem Großen. Lateinisches Element der christlichen Kirche. Alle Vortheile der antiken Constructionen in der ältesten Gestalt unserer Sprache. Proben der damaligen Diction. Zeitalter der schwäbischen Kaiser. Sprachfrühling der

deutschen Nation im Minnesang. Einfluß des Ritterthums auf die Sprache. Die Zeitverhältnisse des Jahrhunderts bilden Grammatik und Sprache. Mittheilung ausgezeichneter Formen. — Geschichtliche Veränderungen des deutschen Lebens. Städtische und bürgerliche Epoche. Bildung der deutschen Canzleisprache, die ersten Anfänge einer prosaischen Gesammtsprache für die Nation. Provinzielle Zersplitterung der Dialekte. Oberdeutsch und Niederdeutsch. Sachsen- und Schwabenspiegel. Das Zeitalter der Prosa regt sich in der Sprache wie in den Zuständen. Veränderungen der Sprache. Erste Gegenüberstellung von Poesie und Prosa. Romantische Prosa der Volksbücher . . . . . S. 145—164.

2. Einfluß der Mystik auf die Bildung der Prosa. Johann Tauler, der Minnesänger der Prosa. Erste Anregung des speculativen Wesens der deutschen Sprache. Die Sprache der mystischen Anschauung. Gestaltung der ersten Prosa, die der Poe[illegible]rtig. Geistige Bildung des Publikums zu [illegible]eit. Tauler's Sprache. Wörter mit den [illegible] keit und heit. Neue Wortschöpfungen [illegible]ik. Der doppelte Text der Tauler'schen Predigten. — Die Nonne Maria Ebnerin, und ihr geistliches Liebesverhältniß mit Heinrich von Nördlingen. — Otto von Passau's güldener Thron. — Philosophische Ausdrucksfähigkeit der damaligen Sprache. Eine theosophische Abhandlung aus dem vierzehnten Jahrh. — . . . . . S. 165—178. Mittheilung aus einer Predigt von Tauler: das Joch Christi . . . . . S. 179—187.

3. Ausdruck des städtischen und wirklichen Lebens im funfzehnten Jahrhundert. Johann Rothe's thüringische Chronik. Die baierische Chronik Johann Thurmayers, genannt Aventinus. Diebold Schilling's Chronik der burgundischen

Kriege. Albrecht von Eybe's Eheſtandsbuch. Mittheilungen daraus. — Barocker Miſchcharakter des Jahrhunderts, in ſeiner Schreibart abgeprägt. — Geyler von Kayſersberg. — Welthiſtoriſche Elemente des funfzehnten Jahrhunderts. — Bedürfniß einer allgemeinen Schriftſprache . S. 188—203.

4. Bildung der neuhochdeutſchen Geſammtſprache. Oberdeutſch und Niederdeutſch. Erſte Vermiſchung der Mundarten in der Canzleiſprache des deutſchen Reichstags. Luther, Geſetzgeber und Reformator der neuhochdeutſchen Geſammtſprache. Anknüpfung ſeiner Bibelſprache an die ſächſiſche Canzlei. Die deutſche Bibel als Volksbuch. Vergleich ihres Einfluſſes mit dem homeriſchen Epos. Einwirkung der deutſchen Bibelſprache auf die Sprachvereinigung aller Stämme. Luther's Bibeldiction färbt das deutſche Privatleben. — Das Neuhochdeutſche als der proteſtantiſche Dialekt. Wirkungsloſigkeit der katholiſchen Bibelüberſetzungen. Der proteſtantiſche Dialekt dringt auch in den Katholizismus ein. Unterſchied der Bibelſprache Luther's von ſeinen katholiſchen Vorgängern, an einer Gegenüberſtellung Luther's und Otmar's gezeigt. — Allmählige Entſtehung der Bibelüberſetzung Luther's. Seine Sprachbemühungen, ſein Zurückgehen auf Ausdrücke des wirklichen Lebens. Das Grammatiſche in der Sprache Luther's. Frühere Hinneigung bei ihm zum Oberdeutſchen. Seine Verwandelung oberdeutſcher Laute und Flexionen in ſächſiſche. Luther kennt das Wort Körper noch nicht. Geiſt in der myſtiſchen Terminologie. Beziehung der Stände in Luther's Bibelſprache. Benennung des weiblichen Geſchlechts, Magdthum, Magd, Jungfrau, Mägdlein, Dirne, Weibsbild. Vorſchlag zur Ausrottung der Frauenzimmer. — Das Dichteriſche in der luther'ſchen Bibelſprache. Einheit von Poeſie und Proſa, als Grundlage der neuhochdeutſchen Geſammtſprache, die aus der Bibelſprache her-

vorging. Numerus und Tonfall in Luther's Sprache. Verse und Reime in der Bibel. Ueber eine gereimte Stelle in der Geneſis. Die Moderniſirung der luther'ſchen Bibelſprache. Bedeutſamkeit ihres rhythmiſchen Charakters zu bewahren. Conflict der modernen Prüderie mit Luther's argloſer Bezeichnung des Natürlichen Luther's Derbheiten und die Katholiken ſeiner Zeit. — Luther's eigne Schriften, weniger gebildet und gediegen. Probe aus einer Predigt über die letzten Poſaunen, und aus einem Brief an Galatin . . . . . S. 204—239.

5. Die Reformation macht die Vereinheitlichung der deutſchen Mundarten zu einer geſchichtlichen Thatſache. Literariſcher Geſammtdialekt. Die neuhochdeutſche Verſchmelzung des Ober- und Niederdeutſchen als Grundlage der Proſa. Ueber die literariſche Anwendbarkeit der Dialekte. Gebrauch der verſchiedenen Mundarten in der griechiſchen Tragödie, im indiſchen Drama, italieniſchen Luſtſpiel und bei Shakeſpeare. Deutſche Mundarten auf [illegible]kstheatern und in Volksliedern. Ueber künſtl[illegible]rſuche zur Wiederbelebung der deutſchen Dial[illegible]prachſchatz der deutſchen Nation in der Sprüchwo[illegible]ſammlung des Johannes Agricola. — Bildung der philoſophiſchen Diction durch Sebaſtian Franke. Proben aus ſeinen Schriften. Anmerkung über die urſprüngliche Bedeutung des Wortes Anmuth. — Die Bildung der deutſchen Künſtlerſprache in Albrecht Dürer's Werken. — Johann Fiſchart und die Sprache des deutſchen Volkshumors. Proben ſeiner Diction. Fiſchart als Vater des deutſchen Hexameters. — Einfluß der Reformation und der theologiſchen Polemik auf die Sprache, namentlich auf die proſaiſche Satzbildung . . . . . S. 240—266.

6. Siebzehntes Jahrhundert. Allgemeine Bemerkung über die Schwankungen der deutſchen Cul-

turgeschichte. Rückgängige Bewegungen der deutschen Bildung im 17. Jahrh. Einfluß des dreißigjährigen Krieges auf Sprache und Sitten. Wie Leibnitz die Sprachverwirrung seines Jahrhunderts schildert. Leibnitzens Stellung zur Sprache. Die Trennung der Stände spaltet sich auch in verschiedene Organe der Sprache. Die deutsche Aristokratie drückt sich französisch aus. Das Latein als vornehmes und privilegirtes Organ für die deutsche Wissenschaft. Deutsche Dichter in lateinischen Versen. Jacob Balde's lateinische und deutsche Poesieen. Das Deutsche erhält sich zu dieser Zeit im Munde des Bürger- und Handwerkerstandes und bildet sich hier für das praktische Leben. Barocke Vermischung aller dieser Sprachelemente im Umgangsleben dieses Jahrhunderts. Mittelstellung Leibnitzens in den Verhältnissen dieses Jahrhunderts. Als Weltmann und Gelehrter bedient er sich des Lateinischen und Französischen zugleich, als Patriot sucht er auf die Muttersprache zu wirken. — Nachtheile der Französirung des deutschen Idioms in grammatischer Hinsicht. — Die philosophische Prosa Jacob Böhme's in den Verhältnissen dieser Zeit. — Erste nationale Rückbewegung durch Christian Thomasius, der das Deutsche wieder zum Organ der deutschen Wissenschaft zu erheben sucht. — Einwirkung der Wolfischen Philosophie auf die deutsche Sprache und die Bildung der Prosa. Die faßliche und logische Behandlung der deutschen Schreibart wird durch sie angeregt. — Die productive Literatur dieses Zeitraums. Martin Opitz. Er begründet die Herrschaft der Correctheit in der deutschen Darstellung. Sein Studium der älteren deutschen Sprachquellen. Neue Wortbildungen und Zusammensetzungen in seinen Schriften. Opitzens Verdienste in der Prosa. Sein Aristarchus. Eine Stelle daraus über den Zustand der deutschen Sprache. Der Canon des opitzischen Geschmacks in seiner Abhandlung von der deutschen Poeterei. Bemerkungen daraus über Rei..

heit und Schönheit der deutschen Darstellung. — Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Ihre Wirkungslosigkeit für die deutsche Literatur. Versuch, durch dieselben die Stände wieder anzunähern. Der Satiriker Schuppius über die Bestrebungen dieser Gesellschaften. Grammatische Anregung der deutschen Sprache durch die literarischen Gesellschaften. Lexicalische und grammatische Arbeiten von Schottel und Stieler. Trennung von Poesie und Prosa in diesem Jahrhundert. Die Poesie hat in der Metrik feste Schranken angenommen. Der Prosa fehlt das höhere gesellschaftliche Bedürfniß. Serviler Charakter der damaligen Schreibart. — Die zweite schlesische Dichterschule. Sie trägt dazu bei, die Trennung von Poesie und Prosa aufzuheben. Lohenstein's Roman Arminius und Thusnelda. Charakter der hoffmannswaldau-lohensteinischen Diction. — Nachahmer dieser Schule. Ziegler's asiatische Banise. Die Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig. — Romanenliteratur dieses Jahrhunderts, besonders nach ihrer Sprache. — Die Wirklichkeit des siebzehnten Jahrhunderts im Gegensatz zu der phantastischen Romanwelt. Die Wirklichkeit steht verlassen von der Poesie und der Sprache. — Eigenthümliche Erscheinungen, die sich an die heimathliche Wirklichkeit lehnen: Der Roman vom Simplicissimus. Die orientalische Reisebeschreibung des Adam Olearius. — Eine Mischform aller Elemente dieses Jahrhunderts in Abraham a Sancta Clara. — Die Satire dieser Zeit. Moscherosch, verglichen mit Pater Abraham. Joh. Balthasar Schuppius ..... S. 267—311.

7. Achtzehntes Jahrhundert. Rationalistische Aufklärungsperiode für den deutschen Stil. Hinstreben der Zeit nach correcten und regelrechten Formen. Die galante und geistlose Partei, Bohse, Hunold und Postel, als Vorgänger Gottscheds. Gottsched

und seine Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched. Sein Revolutionstribunal der Correctheit in Leipzig. Gottsched's Zusammenhang mit der wolfischen Philosophie. Die Art, wie Gottsched eine neue Einheit von Poesie und Prosa gründet, indem er Alles prosaisch macht. Gottsched vergreift sich am deutschen Hanswurst. Bedauern über Louise Adelgunde Victorie, daß sie an Gottsched gerathen war. Die Trefflichkeit ihrer eigenen Briefe. — Gottscheds Verdienste um die Reinheit der Diction. Ein Wort Herders über Gottsched. Gottsched's Kenntniß des Altdeutschen. Sein Kampf mit den Schweizern Bodmer und Breitinger. Bodmer studirt die Minnesängersprache. Wirkung seiner Uebersetzung Milton's. Die Persönlichkeit Bodmer's. Breitinger's kritische Dichtkunst. Schwalbenvorboten der schönern Poesie in Haller und Hagedorn. Haller's Romane. Die Satire dieses Jahrhunderts gegen Gottsched. Rost's Epistel des Teufels an Gottsched. Liscov, der größte Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts. — Bedürfniß eines productiven Genius, um neue Nationaltypen für Sprache und Geschmack hinzustellen. Klopstock. Er ist das Genie der Sprache in diesem Jahrhundert. Seine Diction ist eine Combination der deutschen Elemente mit den römischen und griechischen Sympathieen der klassischen Bildung. Klopstock's polymetrische Behandlung der deutschen Sprache. Herder's Ansichten darüber in den Fragmenten zur deutschen Literatur. Die Messiade und Gottsched. Klopstock's poetischer Stil. Die Verschlungenheit seiner metrischen Strophen und deren Einfluß auf die prosaische Satzbildung. — Die allgemeine Sprachgährung dieser Zeit. Friedrichs des Großen Verhältniß zur deutschen Sprache. Die Abhandlung de la litérature allemande. Eine Bemerkung von F. A. Wolf. Klopstock über Friedrich den Großen. Friedrichs Vorschläge zur Verbesserung der deutschen Schreibart. Anhängung des A

an die Verba auf — en, ſagena, für ſagen, u. ſ. w. Eine Bemerkung von Schleiermacher über Friedrichs ſprachliche Bildung. — Schreib- und Gedankenfreiheit unter Friedrich dem Großen als die Grundelemente alles guten Schreibens und Darſtellens . . . . . S. 312—340.

8. Verhältniß der von Klopſtock gegründeten Dichterſprache zur Proſa. Die Eigenthümlichkeit der klopſtock'ſchen Proſa. Einfluß der deutſchen Wochen- und Monatsſchriften auf die Bildung der Proſa. — Leſſing als Genie der Proſa. Charakteriſtik ſeines Stils. — Plaſtiſche Geſtaltung des deutſchen Stils durch Winkelmann. — Befähigung der deutſchen Proſa, der poetiſchen Anſchauung mit aller Freiheit zu dienen. Einheit von Poeſie und Proſa und deren erſte harmoniſche Verſchmelzung im Werther. — Herder's poetiſirende Proſa. — Goethe, nach Sprache und Stil charakteriſirt. Das radicale Element im Werther. Die ariſtokratiſchen Einflüſſe der Geſellſchaft im Wilhelm Meiſter und den Wahlverwandtſchaften. — Die übrig bleibende Gränze zwiſchen Poeſie und Proſa . . . . . S. 341—352.

III. Die literariſchen Gattungen der Proſa.

1. Die Bedeutung der Proſa für Leben und Geſinnung. Der Roman, als die vorzugsweiſe ausgebildete Kunſtform der Proſa. Die Verſchmelzung der poetiſchen Formen im Roman. Die Proſa des Romans als das vereinende Geſammtorgan aller Zuſtände. — Das Märchen als Ideal in ſeiner mythiſchen Verhüllung. Märchenſtil. Unterſchied vom Romanſtil.

Die Auseinanderlegung der Wirklichkeit im Roman im Verhältniß zum Ideal. — Gellert's ſchwediſche Gräfin, und die Wirklichkeit des deutſchen Lebens. — Rabener und die galante Converſationsſprache ſeiner Zeit. — Werther und die bürgerliche Sprache und Einrichtung des Lebens. Ob der Werther hätte in Verſen geſchrieben werden können. — Wilhelm Meiſter und die bürgerliche Lebensproſa. Streben dieſes Romans nach einer idealen Proſa der Wirklichkeit. — Verhältniß der Novelle zum Roman. Verſchiedenartigkeit ihrer Lebensanſchauung. Prismatiſche Zuſammendrängung der Novellendarſtellung. Die Novellen in neueſter Zeit der Mittelpunct für die productive Literatur der Proſa. Der neuere poetiſche Novellenſtil und die jean-paulſche Diction. Tieck, ſein Novellenſtil, ſeine Anſicht von der Bedeutung der Novelle, und ihrem Verhältniß zur ethiſchen Weltordnung. — Jean Paul's Stil. — Leopold Schefer. — Die Anwendung der Proſa im Drama. Gebundenheit des griechiſchen Drama's an ſeine Rhythmen. Das jambiſche Sylbenmaß des Dialogs, eine Annäherung an die Proſa des wirklichen Lebens. Hinneigung des modernen Drama's, die metriſche Gebundenheit zu durchbrechen. Wechſel von Proſa und Poeſie bei Shakſpeare. — Vorwalten des poetiſchen Numerus in der Recitation auf der deutſchen Bühne. — Iffland. Leſſing's dramatiſche Proſa. Der Jambus im Nathan. — Proſa der bürgerlichen Gemälde Iffland's. — Die Proſa in Schiller's erſten Dramen. Der declamatoriſche Charakter ſeiner ſpäteren Form und ſein Verhältniß zur deutſchen Bühne. — Tieck's Proſa in ſeinen romantiſchen Dramen. — Goethe's Schwanken zwiſchen Poeſie und Proſa im Drama. Die Iphigenia. Auseinanderfallen der poetiſchen und proſaiſchen Elemente im Egmont. Die coupirte Proſa im Götz von Berlichingen. — Der dramatiſche Schlagſtil bei Lenz. — Anempfehlung der Proſa für die gegenwärtige deutſche Bühne S. 355—371

2. Verhältniß der Prosa zur Weltbildung und den gesellschaftlichen Bedürfnissen. Die gesellschaftlichen Mittel zur Bildung der deutschen Sprache. Einwirkung der Frauen. Garçonartiger Charakter der Schreibart bei einigen Schriftstellern. — Einfluß Wieland's und Thümmel's auf weltmännischen Atticismus der deutschen Darstellung. Erste productive Verarbeitung des französischen Elements in der deutschen Bildung durch Wieland. Thümmel's höher gebildete Prosa. Gebildeter Cynismus in deutscher Sprache. — Fürst Pückler. Verglichen mit Thümmel. — Die gesellschaftliche Bildung und Gesinnung in Goethe's Schreibart. Seine Behandlung des Zweideutigen. Parallele zwischen Thümmel, Pückler und Goethe. — Goethes Diction und der Einfluß seines Naturells auf die Schreibart. — Sprachmischung bei Goethe, Thümmel und Pückler. Ueber das Anstößige im Französischen und im Deutschen. — Eine Bemerkung von Leibnitz über die Rechtschaffenheit der deutschen Sprache. — Ob die deutsche Sprache keuscher ist als die übrigen. — Schriftsteller, die Weltbildung und feinen Gesellschaftston ausprägten. Justus Möser. Zimmermann, ein Opfer der Eitelkeit auch im Stil. — Peter Helfrich Sturz. — Varnhagen von Ense. Sein Verhältniß zum Goethe'schen Stil. Selbstbekenntnisse über seine Schreibart, in Bezug auf eine Bemerkung von Gutzkow über Laube. — Eduard Gans. Rumohr. — Gesellige Seite des deutschen Lebens in der Literatur der Briefe. — Der Dialog. Solger. — Herausbildung des individuellen Nationallebens in der Beredtsamkeit. Die Beredtsamkeit der deutschen Kanzel. Eine Bemerkung von Herder gegen die ciceronianische Affectation der deutschen Kanzelredner. . . . . S. 372—393.

3. Verhältniß der Prosa zur Wissenschaft

Der wissenschaftliche Geist ist ebenfalls einer hohen und ursprünglichen Diction fähig. Begründung der wissenschaftlichen Diction durch Plato und Aristoteles. — Die Prosa der deutschen Gelehrsamkeit. — Phantastischer Charakter der wissenschaftlichen Prosa bei Görres. — Moderne Ableger der platonischen Dialektik in Schleiermacher's Sprache. — Wissenschaftliche Diction Wilhelm von Humboldt's. — Alexander von Humboldt. — Die Sprache der Wissenschaft ist abhängig von der Speculation. Die Sprache der deutschen Philosophie. Ihre Ermangelung eines nationellen Gepräges. Der Krebsschaden der scholastischen Terminologie. Fichte, Kant, Schelling. Hegel's philosophischer Stil. — Talent für wissenschaftliche Popularität bei Karl Rosenkranz. — Inwieweit der Inhalt der Philosophie zu einer populairen Form ausgebildet werden kann? — Schelling durch seine poetische Natur der philosophischen Popularität am nächsten. — Schillers philosophische Abhandlungen. — F. H. Jacobi. — Hamann. — Widerstreit eines zu gleicher Zeit poetischen und philosophischen Naturells in Hippel. — Die Geschichte. Die historische Prosa in Deutschland. Der nationelle Takt der antiken Geschichtschreibung. Nachahmungen des Alterthums in Deutschland. Johannes von Müller. Seine Schreibart ein Mischproduct der Alten und der Engländer. Ueber das Verhältniß Müllers zum Tacitus. — Thomas Abbt. — Ranke. — Leo. — Varnhagen von Ense's biographischer Stil. — Die politische Prosa. Ermangelung eines Volksbuchs für die moderne Politik. Das preußische Landrecht, als politisches Volksbuch von Friedrich dem Großen beabsichtigt. Verdienste Hardenberg's um eine klare und schöne Gesetzabfassung. Die zähen Traditionen des Canzleistils. — Publizisten. Friedrich von Gentz hebt die Prosa der Kabinette auf eine künstlerische und ideale Höhe.

— Einflüsse der politischen Wirren auf die kritische Schreibart mehrerer Schriftsteller. — Die ästhetisirend kritische Manier der Schlegel'schen Schule. A. W. Schlegel. Fr. Schlegel. Franz Horn. Praktischere Bewegungen der neuesten Kritik. — Varnhagen von Ense. Karl Rosenkranz. Heinrich Laube. Gutzkow. Kühne. Wienbarg. Wolfgang Menzel. Heine. Börne. — . . . . . S. 394—415

I.

Die Kunst der deutschen Prosa.

1.

Unſere „Haupt- und Heldenſprache", wie Leibnitz die deutſche nennt, hatte außerordentliche Tapferkeit in ihrer Entwickelung zu beweiſen viele Gelegenheit. Die umwandelnden Jahrhunderte haben an dem ſpröden Korn ihres Urgeſteins fortwährend gerieben und zerbröckelt, und die ſeltenſten grammatiſchen Vorzüge ihrer Jugend, wodurch ſie mit den antiken Sprachen wetteifern konnte, ſind an ihr verblichen. Ein ähnliches Bild grammatiſcher Zerſtörung, die parallel läuft mit dem höchſten Drang geiſtiger Entfaltung, möchte nicht aufzufinden ſein, denn nur die deutſche Sprach- und Culturgeſchichte zeigt dieſen Contraſt einer umgekehrten Entwickelung, wonach die Sprache erſt im Greiſenalter ihrer Formen dem ausgebildetſten Inhalt dient und von dieſem geiſtige Mittel der Darſtellung, innere Plaſtik des Gedankens, empfängt: eine neue Epoche

geiſtigen Reichthums, nach Untergang der Naturſtufe, auf der ſie einen grammatiſchen Reichthum von Wendungen, Gefügen und organiſchen Eigenſchaften beſaß, die heut vergeblich zurückgewünſcht werden.

Deutſcher Geiſt und deutſche Sprache ſtanden immer in einer ſeltſamen Gegenwirkung, und haben noch nicht ſeit lange ein befriedigendes Wechſelverhältniß zu einander erreicht. Die deutſche Wiſſenſchaft, die ſich lateiniſch ausdrückte, das deutſche Geſellſchaftsleben, das italieniſch und franzöſiſch redete, das poetiſche deutſche Volksherz, das die heimathlichen Laute bald keck hervorquellen ließ, bald auch wieder wie ſtumm werdend verlernte, dies waren verlegene Zuſtände einer Nationalbildung, die nur ſo lange möglich ſind, als eine Nation noch nicht eine eigenthümliche Summe originneller Weltanſchauung in ihrem Vermögen hat. Iſt ſie aber einmal zu dieſer gelangt, ſo iſt auch eine ſcharf geprägte Individualität in ihr fertig, welche ſich jeder ſprachlichen Fremdherrſchaft von ſelbſt widerſetzt und einen eignen Haushalt und Heimathsheerd ihrer Nationalſprache für alle Le-

bensbeziehungen verlangt und feststellt. Ob der Deutsche im Fortgang seiner Geschichte an historischer Individualität verloren oder gewonnen habe, davon soll hier die Rede nicht sein. Aber in seiner Weltanschauung hat sich etwas entschieden Deutsches immer reichhaltiger individualisirt, wenn nicht durch historische, doch durch speculative Elemente getragen, und diese in ihre Blüthe getretene innere Persönlichkeit hat eine schon ergraute, in ihren Formen abgeplattete und so oft treulos preisgegebene Sprache wieder zu neuem Lebensgebrauch an sich heraufgerankt. Die anerkannte und erwiesene Nothwendigkeit der deutschen Sprache für den deutschen Geist dauert noch nicht viel länger als ein Jahrhundert. So jung ist das harmonische Bündniß zwischen unserer Stammsprache und Nationalcultur, während noch die Lyriker des siebzehnten Jahrhunderts zur Abwechselung auch als Nachtigallen Latiums sich gebärdeten, und Leibniz, der von der deutschen Sprache groß dachte und schrieb, doch seine eigensten und innersten Gedanken nur lateinisch oder französisch ausdrückte.

Alle Sprache, alle Fähigkeit der Darstellung,

ist auf die Individualität zurückzuführen. Der Ursprung unserer Sprache hat dieselbe Geschichte, wie der Ursprung unserer Gedanken. Beide liegen im Individuum, und das Individuum selbst ist nichts und nichtexistirend ohne sie. Es wäre schwierig zu sagen, was das Individuum noch sei, außer seiner Sprache und seinen Gedanken, die, gegen einander selbst unzertrennlich, zusammen den Bast und das feste Gewebe der Persönlichkeit ausmachen. Bei den Stummen muß eine innere Sprache, die ihnen im Stillen die Seele bewegt, angenommen werden, weil ein menschliches Dasein ohne Sprache undenkbar ist. Die Sprache entsteht aus der Individualität, oder sie ist vielmehr diese selbst, und mit diesem Gesichtspunkt schließt man alle so vielfältig und wunderlich angestellten Untersuchungen über den Ursprung der Sprache. Süßmilch führte im vorigen Jahrhundert den Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei, und Herder widerlegte ihn in seiner berühmten Preisschrift, in der, neben vielen sentimentalen und declamatorischen Allgemeinheiten, worin so häufig Herder's Untersuchungen verschwimmen, doch der

ſchlagende Grundgedanke feſtgehalten iſt: daß menſchliche Vernunft und menſchliche Sprache etwas Identiſches und gleichzeitig miteinander Hervorgegangenes. Wird daher bei dem ſogenannten göttlichen Urſprung der Sprache Gott wie ein Schullehrer gedacht, der uns die Wörter erfunden und zuerſt Fibel und Grammatik verfertigt, ſo wäre dieſe Vorſtellung, obwohl ſonſtigem populairen Verhältniß zu Gott analog, doch ebenſo unſinnig, als wenn man behauptet hat: die Thiere würden Alles erreichen, was der Menſch iſt, wenn ſie nur die Sprache beſäßen. Das Thier kann eben, weil es kein Menſch iſt, die Sprache nicht beſitzen, und die Thierſubſtanz wird in den eigenthümlichen Lauten, die ihr vergönnt ſind, hinlänglich ſich und Andern klar, ohne noch etwas in ſich zu tragen, was nicht lautbar an ihr werden könnte. Die Stimme der Nachtigall iſt die Nachtigall ſelbſt. In den hellen Wirbeln der Frühe verhaucht das Morgengeſchöpf, die Lerche, ſeine ganze Exiſtenz. Sonſt wäre es mit der Schöpfung ſchlecht beſtellt, wenn die Thiere nur Thiere wären, weil der Schöpfer ſie bei der alſo

mechaniſch gedachten Sprachvertheilung willkürlich übergangen.

Der göttliche Urſprung der Sprache hat in einem andern Sinne ſeine Wahrheit, in welchem er in den Urſprung der menſchlichen Individualität ſich verliert. Herder würde ſich mehrere Umwege erſpart haben, wenn er die Sprache ſogleich als die Auseinanderlegung der menſchlichen Perſönlichkeit ſelbſt aufgefaßt hätte. Bei aller zugegebenen Einheit und Unzertrennlichkeit von Vernunft und Sprache, Wort und Gedanke, iſt doch die menſchliche Sprache etwas Gemiſchtes, das nur nach der einen Seite in unſer rein Vernünftiges und Göttliches, nach der andern aber in unſer Seeliſches und in das Nervenleben hineinreicht. Dies iſt die ächte Miſchung des Individuellen, welches Sprache wird, und ſo gehen Temperament, Blut und Leidenſchaften der Völker in ihre Grammatik und Wörterbücher über. Die reine Vernunft, die alle Nationen zu einer gleichen intellectuellen Anſchauung führt, würde als Sprachbildnerin eine allgemeine Sprache erzeugt haben, die bisjetzt nur als künſtliches Problem erfindenden Köpfen vorgeſchwebt hat.

Der Urſprung der Sprache als Auslautung und Wortwerdung der Individualität geſtaltet die volksthümliche Verſchiedenheit der Sprachen. Der verſchiedenartige Eindruck, den ein und derſelbe Gegenſtand auf verſchieden erregte und nationell gefärbte Gemüther hervorbringt, giebt derſelben Sache die mannichfaltigſten Klangbezeichnungen und Lautfiguren, abhängig von Luft, Himmel, Waſſer und Erde.

Wilhelm von Humboldt ſagt ſehr treffend in der Einleitung zu ſeinem großen Werk über die Kawi-Sprache*): „Die Geiſteseigenthümlichkeit und die Sprachgeſtaltung eines Volkes ſtehen in ſolcher Innigkeit der Verſchmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollſtändig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die

*) Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java, nebſt einer Einleitung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwikkelung des Menſchengeſchlechts. Erſter Band. 1836, mit einer ſehr ſchön geſchriebenen Vorrede des Herausgebers, Alexander von Humboldt.

Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andern entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprinzip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältniß nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung

in der Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als daß sie für ein menschliches Werk, gleich andern Geisteserzeugnissen, gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloß in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprinzipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, daß der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist."

Die Einheit der Sprache mit der Individualität ist heut noch als das stärkste Band des Patriotismus übrig geblieben. Die tiefsten Bedürf-

niſſe meines innern Menſchen kann ich nur in meiner Heimathſprache, die mir mit meinen Anſchauungen zugleich aufgewachſen, ganz und gar ausklingen. Die kosmopolitiſchen Gränzaufhebungen, die weltliterariſchen Conſtellationen, ſind in unſerer Zeit um ſo weniger als Auflöſungsſymptome des Individuellen zu fürchten, als vielmehr die Sprachen als individueller Einſchlag in das allgemeine Gewebe der Völker-Aſſociation übrig bleiben, und dadurch die ganze Macht der Individualität ſelbſt obenauf und gültig erhalten werden. Man kann in einer Sprache nicht dieſelben Gedanken haben und ausdrücken, wie in einer andern, und allen antipatriotiſchen Anwandelungen zum Trotz, macht das tägliche deutſche Gedankenbedürfniß Jeden wieder zum deutſchen Menſchen, Manchen ſogar wider Willen zum deutſchen Schriftſteller. Was ſoll man in fremder Zunge anfangen mit ſeinen geheimen Herzſchlägen, mit ſeinem metaphyſiſchen Dichten und Trachten, und mit all den ſkeptiſchen, ironiſchen und weltverlachenden Geheimniſſen des Gemüths, die zugleich Geheimniſſe des Stils werden, aber niemals fertiges Eigenthum der Wörterbücher?

Der deutſche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutſchen Wort geboren, und durch alle von den Umſtänden irgendwie gegebene Nöthigungen in ein frembes Kleid bricht, wie Schweizerthränen beim Alphornsruf, die Sehnſucht danach aus ihm hervor. Auch unſere modernen ſpeculativen Anſchauungen ſind bereits ebenſo feſt mit der deutſchen Sprache als mit unſerm täglichen Ideenkreis, dem wir geläufig alle Erſcheinungen unterordnen, verwoben. Was ſich uns in den Lebensgebilden nach Richtungen von Geiſt, Seele, Gemüth, Vernunft, Verſtand, Herz, abzutheilen und zu gliedern pflegt, iſt, ſeinem ganzen ſpeculativen Fächerwerk nach, ſo deutſchthümlich, daß ſchon dieſe Wortunterſchiede, geſchweige denn die daran haftende beſtimmte Gedankenreihe, in keinem fremden Stempel ſich nachprägen laſſen. Die Emigranten des deutſchen Weſens, die im Auslande in fremden Lauten zu ſtammeln verſucht, haben alle das patriotiſche Heimweh der deutſchen Sprache empfunden.

Eine allgemeine Völker-Aſſociation, wenn ſie wirklich hiſtoriſches Ziel iſt, wird dennoch die Volksſprachen nicht verwiſchen. Noch weniger wird ſie

aber die allgemeine Sprache herſtellen, die eine Zeitlang ebenfalls als höchſtes Ziel und Ideal des Völkerverkehrs angeſehen ward. Das bekannte Alphabet der menſchlichen Gedanken, mit dem ſich Leibnitz in ſeiner Analysis notionum in Alphabetum (at appello) cogitationum humanarum beſchäftigte, konnte ebenſo wenig reale Erfolge haben, als die ſchon früher entwickelte, obwohl faſt gänzlich unbekannt gebliebene Ideographie des Carteſius, die er in ſeinen Briefen (I. III. ad Mersennum) bei weitem klarer als Leibnitz auseinanderſetzte und worauf Radlof (teutſchkundliche Forſchungen II. 70 fg.) zuerſt wieder aufmerkſam machte. Die Hypotheſen beider Philoſophen trafen darin zuſammen: einmal, daß es der Wiſſenſchaft möglich werden müſſe, alle menſchlichen Gedanken aufzuzählen und in einer geſetzlichen Ordnung und Reihenfolge, die der Zahlenordnung gleichkäme, darzuſtellen; und dann, daß eine allgemeine Sprachſchrift erfindbar ſei, um damit jeden Gedanken gewiſſermaßen ſo abzuſchreiben, daß er, wie ein Rechenexempel, nicht nur in ſich richtig und Ausdruck eines richtig Gedachten ſei, ſondern auch in dieſer Abzeichnung in allen Spra-

chen ohne Ueberſetzung verſtanden werden könne. Leibnitz glaubte ſogar, daß durch Erfindung eines ſolchen Organons fortan aller Irrthum im menſchlichen Denken zu vermeiden ſei. Man nehme dies für nichts Anderes als was es iſt, für eine metaphyſiſche Bizarrerie, die mit großen, unlösbaren Problemen zuſammenhängt! Wie große Bewegungen auch zu verſchiedenen Zeiten für dieſe Ideen gemacht wurden, alle Ausführungsverſuche, darunter die wichtigſten von Wilkins, De Maimieux, Becher und Schmid, brachten nur Unſinn vor, und gelangten höchſtens zu einer ganz gemeinen und mechaniſchen Dechiffrirung der Wörter, ſtatt der Begriffe. Mit der allgemeinen Weltſprache würde man bei ſeinem nächſten Wandnachbar kein Stück Brot fordern können, und wenn man noch weit mehr damit zu erreichen vermöchte, ſo würde es immer unnütz und wirkungslos ſein. Denn da die einzelnen Gedankenverbindungen ebenſo ſehr etwas Individuelles und Nationales ſind, als die Sprache, ſo würde mindeſtens jede Volksindividualität ein anders nüancirtes Syſtem der Paſigraphie haben, mithin dieſe widerſinnig und unnöthig

ſein, da ſie die volksthümlichen Trennungen doch nicht zu überwinden vermöchte. Das Problem einer allgemeinen Sprache bewies bei ſeiner Ausführung immer die nothwendige Individualität der Sprache.

Der Franzoſe wird daher fortfahren, franzöſiſch zu ſchreiben, der Engländer engliſch, der Deutſche deutſch. Die beſtimmteſte und gebildetſte Individualität, die ſich mit Freiheit in der Sprache erſchließt, wird zugleich die höchſten Erforderniſſe in der Kunſt der Darſtellung von ſelbſt befriedigen. —

2.

Die Sprache, als Offenbarung der ganzen menschlichen Individualität, hat ohne Zweifel auch großen Antheil an unsern Gedanken und deren Bildung. Darüber hat schon Wilhelm von Humboldt in seiner Abhandlung „über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung" *) einzelne treffende Andeutungen gegeben, und besonders hervorgehoben, daß der Geist auch von der Sprache empfängt. Die Sprache ist daher ebenso sehr Inhalt wie Mittel, und auf der vollendetsten Einheit und Verschmelzung beider beruht die Vollkommenheit aller Darstellung. Darstellung ist Bildung, und hat, wie diese, einestheils ein überliefertes und lehrbares, andern-

*) in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften 1822—23.

theils ein productives Element an sich, deren eigenthümliche Verbindung Sache des Talents ist. Dem im Volksgeist arbeitenden Talent muß überhaupt überlassen bleiben, das Verhältniß von Sprache und Gedanke nach seiner freien Art zu organisiren, denn jede absichtliche und künstliche Ausbildung einer Sprache, abgetrennt von der geistigen Production, ist erfolglos für dieselbe. Der im Allgemeinen richtige Satz Humboldts: „daß nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwickelung besitzen" (a. a. O. S. 427.), erleidet die vielfältigste Nüancirung in der Anwendung und der Geschichte der Sprachen. Grammatische Bildung einer Sprache ist überhaupt etwas sehr Relatives und einzeln schwer zu Fassendes, denn man gebe den Eskimo's eine Sprachakademie, welche ihnen die Sprache nach Gesetzen gliederte und ordnete, und man hätte vergeblich zu warten, ob eine Eskimo-Literatur danach entstände, wenn auch das grammatische Kunststück noch so glücklich gelingen sollte.

Die Entwickelung der Sprachen ist vielmehr die, daß sie den grammatischen Naturzustand ab-

ſtreifen und ſich zu vergeiſtigen trachten. Eine gebildete Sprache heißt am Ende die für den weiteſten Gedankeninhalt am meiſten aufnahmefähige, und ſie kann das Paradies ihrer ſchönſten leiblichen Formenbildung längſt verloren haben. Was wir im vorigen Abſchnitt von der deutſchen Sprache bemerkten, daß die höchſte Stufe ihrer geiſtigen Entwickelung gerade mit ihrem grammatiſchen Verfall zuſammentrifft, hat Jacob Grimm*) noch allgemeiner zu der Behauptung ausgedehnt: daß die Bildung des menſchlichen Geſchlechts mit der Vollendung ſeiner Sprache in einem reinen Gegenſatz ſtehe, und, je mehr von der allgemeinen Cultur des menſchlichen Geiſtes in die Sprache übergehe, die letztere deſto mehr an der Größe und Originalität ihrer eigenſten grammatiſchen Natur verliere. Indeß darf man es, glaube ich, mit ſolchem Verluſt nicht allzu genau nehmen, da der Erſatz ihm hinlänglich die Wagſchale hält, und es

*) in der Einleitung zur erſten Ausgabe ſeiner deutſchen Grammatik (ſ. beſonders S. XXVII fg.), die leider in den folgenden Auflagen fortgeblieben.

mit dem grammatiſchen Paradies ohne Zweifel dieſelbe Bewandtniß hat, wie mit dem Unſchuldszuſtande der Menſchheit. Man beklagt ihn häufig, aber man vermißt ihn ſelten. Unſere Sprache hat allerdings außerordentliche Vortheile der Flexion, eine ganze volltönende Muſik runder und ausgeſchriebener Formen, eine ganze Plaſtik ſchwellender und von ſinnlichem Leben ſtrotzender Wortfiguren eingebüßt, die uns aus dem Gothiſchen und Althochdeutſchen wie Rieſen der Vorzeit entgegentreten. Grimm ſagt ſehr ſchön: „Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem ſcharfen Geſicht, Gehör, Geruch der Wilden, ja unſerer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verſtandesbegriffe der neueren Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poeſie vergeht, und die Proſa (nicht die gemeine, ſondern die geiſtige) wird uns angemeſſener.“

Die Poeſie der Sprache iſt die noch unentfärbte Bildlichkeit, welche auf der Naturſtufe an ihr blüht. In dieſer Zeit giebt es überhaupt noch keine Proſa, weil jedes Wort ſchon durch ſeine Wurzel und Zuſammenſetzung einen poetiſchen Ein-

druck erregt, weil jede Bezeichnung ein Verſuch zu dichten iſt. Die Sprache wendet ſich dann erſt den gedankenſchwereren und dem bloßen Inhalt dienenden Verknüpfungen der Proſa mit Kunſt und Erfolg zu, nachdem die bildliche Bedeutung, die am Worte haftet und dabei verweilen macht, abgeblüht iſt. Dann werden die Wörter für ſich ſelbſt nicht mehr empfunden, ſie ſtehen mehr oder weniger als weſenloſe Zeichen da und haben ihr Leben nur in dem allgemeinen Inhalt des Gedankens, zu deſſen Chiffrirung ſie zuſammengeſtellt ſind. Wer denkt noch bei dem Worte Kind (chint, von der Wurzel chin, keimen) daran, daß er etwas Metaphoriſches: das Gekeimte, Erblühte, damit ausſpricht? Andere Ausdrücke, die beſonders durch ihre Zuſammenſetzung poetiſche Metaphern machen, z. B. halsſtarrig, widerſpänſtig, und unzählige ähnliche, ſind ebenfalls in dem Sinne proſaiſch oder vielmehr vergeiſtigt geworden, daß ſie nur den Gedanken ausdrücken, ihr bildliches Gepräge aber ſich gänzlich für uns verwiſcht hat; während noch Leibnitz das Bildliche ſolcher Wörter, wie einfließen, ausfließen, abhängen, haften, ſo leb-

haft zu empfinden ſchien, daß er ihren Gebrauch, als für den philoſophiſchen Stil zu tropiſch, ſelbſt in lateiniſcher Rede den Scholaſtikern zum Vorwurf machte. und für Affectation anrechnete*). In der neueſten Zeit hat vornehmlich Graff bei Gelegenheit ſeines Althochdeutſchen Sprachſchatzes auf das bildliche Element der deutſchen Wörter zurückgewieſen, denn bildlich muß man faſt immer den Eindruck nennen, den man durch die Auseinanderlegungen der Etymologie empfängt. Aber dieſer Sprachforſcher, der damit ſeinem großartigen Werke ohne Zweifel nur eine populaire Seite der Nutzbarkeit nachweiſen wollte, hat eine zu ſtarke Wichtigkeit darauf gelegt, daß wir wieder in die urſprüngliche Bedeutung unſerer Wörter zurückverſetzt würden. Im Grunde werden wir doch für das Leben und die Production wenig damit anzufangen wiſſen, wenn es uns auch immer gegenwärtig bleibt, daß Kind von der alten Wurzel chin, daß Leichnam, aus lih, Körper, und ham, Bedeckung,

*) in ſeiner Abhandlung de stilo philosophico p. 51. (Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens, Tom VI.)

Hülle, das fleiſchliche, leibliche Kleid bedeutet, daß Getraide in ſeiner alten Form gitragidi lautend, die Wurzel tragan, tragen, hat*) u. ſ. w. Das unbeſtreitbare Intereſſe hiebei iſt das der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſelbſt, aber den Wörtern kann dadurch nicht, wie Graff begeiſtert träumt, „ihre Seele wieder zugeführt", noch „unſerer zu einer todten Zeichenmaſſe erſtarrten Sprache die Friſche ihrer jugendlichen Lebensfülle, die Kraft des lebendigen Eindrucks" von neuem zurückgegeben werden. Dies beruht vielmehr auf einer unrichtigen oder widergeſchichtlichen Anſicht. Die Wörter können auf gebildeter Culturſtufe des Geſchlechts allerdings nur als Zeichen- und Mimenſpiel des Gedankens gelten. Die ſinnliche Malerei tritt aus dem einzelnen Wort in die Bedeutung des ganzen Satzes über, der ſolche Eindrücke, wenn ſie in der Intention liegen, darſtellbar zu machen hat, und in dieſer Periode erſt gliedert ſich eine Sprache am freieſten in kunſtvolle Darſtellung, vornehmlich in

*) Graff's Althochdeutſcher Sprachſchatz, Bd. I. S. III. IV fg.

das dialektiſche Satzgefüge der Proſa. Wenn die Entwickelungsgeſchichte die Quellen der Sprache verſchüttet, ſo muß ſie ihren guten Grund dazu haben, und die gelehrten Wiederaufgrabungen müſſen, bei allen ruhmwürdigen Erfolgen, doch auf den verzichten, am Leben ſelbſt etwas durch ihre Reſultate zu ändern. Iſt die Bedeutſamkeit des Wortes untergegangen, ſo beginnt dafür die Bedeutſamkeit des Satzes. Bei allem etymologiſchen Gedächtniß, das uns doch am Ende mehr peinigen als begeiſtern möchte, würde es ſchlechterdings unmöglich fallen, uns redend und gedankenmittheilend bei der urſprünglichen Bedeutung der Wörter aufzuhalten, ſollten auch die ſinnreichſten Beziehungen dabei ins Spiel treten können. Niemand verdaut nach einem Handbuch der Phyſiologie, oder iſt, wenn er ſie auch noch ſo genau kennt, der Organe in dem Augenblick ſich bewußt, wo er ſie zur beſten Vollbringung dieſes Prozeſſes anwendet. So wird auch die organiſche Selbſtändigkeit der Wörter ignorirt, und kein etymologiſcher Geiſterbeſchwörer vermag ihnen die ſelbſteigne Seele zurückzuge-

ben, die sie an das Allgemeine des Satzes verloren haben.*)

Die Sprache einem grammatischen Ideal zuzuführen, oder, wie es bei uns der Fall wäre, zu ihm zurückzuführen, ist immer ein um so mißlicheres Beginnen, da, wie wir angedeutet haben, der productive geistige Fortgang des Menschengeschlechts

*) Leibnitz sagt sehr treffend in seinen „Unvorgreifflichen Gedanken" ꝛc §. 5 u. 6: — „Gleichwie man in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonsten, nicht allezeit Geld zahlet, sondern sich an dessen Statt der Zeddel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumahl wenn er viel zu dencken hat, daß er nehmlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmahl, so oft sie vorkommt, von neuem zu bedencken. — Und gleichwie ein Rechenmeister, der keine Zahl schreiben wollte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichsam an den Fingern abzählte, wie man die Uhr zählet, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: Also wenn man im Reden und auch selbst im Gedanken kein Wort sprechen wollte, ohne sich ein eigentliches Bildniß von dessen Bedeutung zu machen, würde man überaus langsam sprechen, oder vielmehr verstummen müssen, auch den Lauff der Gedanken nothwendig hemmen, und also im Reden und Dencken nicht weit kommen."

dabei in Conflict tritt. Das Inſtitut der Akademieen, das man auch als geſetzgebende Verſammlung für die Sprache vielfältig aufzubieten geneigt war, könnte nur dann erſt ſolche Wirkſamkeit einigermaßen behaupten, wenn es auch den ſich fortbewegenden Inhalt einer Nation zu beherrſchen und an beſtimmte Geſetze zu binden vermöchte. Der Verluſt der ſinnlichen Lebensſtärke einer Sprache iſt aber nichts als die Uebergewalt des Gedankens, der ſich ſeiner urſprünglichen Einheit mit der Sprache inſofern wieder bemächtigt, als er dieſelbe ganz in den Inhalt aufgehen macht und in die geiſtigen Combinationen deſſelben untertaucht. An die Stelle des grammatiſchen Sprachintereſſes tritt das Intereſſe der Darſtellung.

Man hat in neueſter Zeit die Frage der Akademieen wieder angeregt, vornehmlich zur Einwirkung auf vollendete proſaiſche Darſtellung, deren zeitgemäße Bedeutſamkeit wenigſtens damit ausgeſprochen worden iſt. Ausgezeichnete Männer in hoher und bevorzugter Stellung ſind kürzlich mit Ideen umgegangen, durch welche die laufende deutſche Literatur in dieſer Weiſe einen Mittelpunkt ihrer wichtigſten Intereſſen finden ſollte. Auf die

Würdigung ſolcher Pläne einzugehn, iſt noch nicht vergönnt, da ſie ſich für uns entweder in politiſche Combinationen verlieren, oder als etwas noch nicht fertig Gedachtes der Zukunft überlaſſen bleiben müſſen. Praktiſch angelegen läßt es ſich aber ſchon, wie wir hören, ein Buchhändler in Leipzig ſein, der ein „akademiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache" herausgeben will, unter der Redaction einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Gelehrten, die unter ſich gewiſſermaßen eine Akademie vorſtellen und über einen feſtzuſetzenden Canon unſerer Sprache ſich vereinigen ſollen.

Die beſtimmteſte Sprachgeſetzgebung ließ Muhamed ausgehen. Er verbot durch ein Landesgeſetz, daß ſich Niemand erdreiſten ſolle, beſſer zu ſchreiben als er, der vom Geiſte Gottes getrieben ſei, und von dieſer Zeit an verblühte und verkam die arabiſche Sprache.*) Dieſem verderblichen Erfolg muhamedaniſcher Akademie ſtehen bei den uns näher angehenden Verſuchen wenigſtens keine poſitiven und günſtigen Reſultate gegenüber, bei al-

*) Nach Michaelis; vgl. auch Radlof, teutſchkundliche Forſchungen II 256

lem Eifer, mit dem man ſich oft nach Autoritäten und Baumſchulen für das wilde Wachſen der deutſchen Sprache umgeſehen. Leibnitz, der ſelbſt das Einſammeln der Sprache in ſolchen Arzeneigläſern, wie das Dictionnaire der franzöſiſchen Akademie, billigte und empfahl, ſcheint auch für Deutſchland an eine Einwirkung der Akademieen auf die Sprache gedacht zu haben, wie aus mehreren Stellen in ſeinen „Unvorgreifflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache" hervorgeht.*) Welche Art von Fragen er jedoch beſonders ſolcher akademiſchen Entſcheidung zu unterbreiten ſcheint, zeigt ſich vielleicht in folgender Stelle (a. a. O. S. 48. §. 108.), wo Leibnitz einen „ſeltſamen Fall" berührt: „Sonſt ſind wohl einige Zweiffel bei uns vorhanden, darüber gantze Länder von einander unterſchieden und Canzeleyen ſelbſt gegen Canzeleyen ſtreiten, als zum Exempel, was für Geſchlechts das Wort Urtheil ſei? Im Reiche beym Reichs-Hoff-Rath, beym Reichs-Kammer-Gerichte und ſonſt iſt Urtheil

*) Vgl. beſonders S. 19. und am Schluß S. 51. (§. 114.) in der Ausgabe: Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens, (Genev 1768.) Tom III. Pars. II.

weiblichen Geſchlechts und ſaget man die Urtheil; Hingegen in denen Oberſächſiſchen Gerichten ſpricht man das Urtheil. Die Urtheil hat nicht allein die höchſten Gerichte, ſondern auch die gröſte Zahl vor ſich. Das Urtheil aber berufft ſich auff den Sprachgrund oder Analogie. Dann weil Theil nicht weiblichen Geſchlechtes und ehe geſagt wird das Theil als die Theil (in singulari), ſo ſollte man meynen, es müßte auch ehe das Urtheil als die Urtheil heißen; doch der Gebrauch iſt der Meiſter. Non nostrum inter vos tantas componere lites. Ich überlaſſe es künfftiger Anſtalt mit vielen andern dergleichen Fragen, welche endlich ohne Gefahr etwas warten und auff die lange Bank geſchoben werden können." — Wie wenig aber Leibnitz ſelbſt von dem Einfluß einer ſolchen Akademie auf die wirkliche productive Fortbildung der Sprache halten mochte, geht aus einer gleich darauf folgenden Stelle hervor: „Nun wäre noch übrig, vom Glantz und Zierde der Teutſchen Sprache zu reden, will mich aber damit anietzo nicht auffhalten, dann wann es weder an bequemen Orten noch tüchtigen Redens-Arten fehlet, kommt es auff den Geiſt und Verſtand des Verfaſſers an, um die

Worte wohl zu wehlen und füglich zu ſetzen. Und weil dazu viel helffen die Exempel derer, ſo bereits wohl angeſchrieben und durch einen glücklichen Trieb der Natur den andern das Eiß gebrochen, ſo würde nicht allein nöthig ſein ihre Schrifften hervorzuziehen und zur Nachfolge vorzuſtellen, ſondern auch zu vermehren, die Bücher der alten und auch wohl einiger neuen Haupt-Autoren in gutes Teutſch zu bringen und allerhand ſchöne und nützliche Materien wohl auszuarbeiten."

Die abenteuerlichen Sprachgeſellſchaften, welche ſich im ſiebzehnten Jahrhundert nach Vorbild der italieniſchen Akademieen bildeten, hatten auf die deutſche Sprache faſt gar keinen Einfluß, und bewieſen durch ſich ebenfalls, daß nur die lebenzeugende Production im Stande ſei, denſelben zu gewinnen. Von Deutſchlands Akademieen ſelbſt wurde ſogar die ausländernde Heimathloſigkeit der deutſchen Zunge eher begünſtigt als widerſprochen, und wie ſehr gewiß Leibnitz als Gründer einer Akademie vorzugsweiſe ein Charakterbild deutſcher Wiſſenſchaft vor Augen hatte, ſo wurde es doch gerade bei der berliniſchen Akademie anfängliches Geſetz, die Abhandlungen in franzöſiſcher Sprache zu

ſchreiben und vorzuleſen. Klopſtock ließ deshalb in ſeiner „Gelehrtenrepublik" durch die Aldermänner derſelben die „berliner und mannheimer Akademiſten" in Anklageſtand verſetzen, weil ſie nicht in deutſcher Sprache ſchrieben*), wie er es denn überhaupt in ſeinem hochherzigen Eifer für die Sprache des Thuiskon, mit welchem er auch in den Grammatiſchen Geſprächen gegen alle Ausländerei heftige Fehde begann, zum erſten Geſetz der deutſchen Gelehrtenrepublik machte: „wer in lateiniſcher Sprache ſchreibt oder in einer neuen ausländiſchen, wird ſo lange Landes verwieſen, bis er etwas in unſerer Sprache herausgiebt" — „ſelbſt Leibnitz, wenn er wieder käme."

Wenn man die deutſche Literatur und ihre ſich ſelbſt überlaſſene Darſtellung aus den Studirſtuben, einſamen Poetenſteigen, Vetter-Michel-Soiréen und Salonsverabredungen plötzlich aufgerufen und verſammelt denkt zu einem Mittelpunkt öffentlicher Repräſentation, ſo wäre immer noch das Schwierigſte übrig, zu beſtimmen, wo die beabſichtigte Wirkſamkeit anfangen und wieder aufhören ſolle.

*) Die deutſche Gelehrtenrepublik. Frankfurt und Leipzig 1774. S. 366.

Als Klopstock seine Telyn, die „tönt zu dem Fluge des deutschen Liedes", singensmüde bei Seite gelegt, glaubte er, mit allem königlichen Purpur jenes altherrlichen deutschen Dichterruhms behangen, nun auch als Gesetzgeber und Verfassungsordner des Parnasses auftreten zu müssen, und die Ankündigungen seiner Gelehrtenrepublik ließen nichts Geringeres erwarten, als die Präliminarien zu einer Art von gesetzmäßigem Verein der deutschen Schriftsteller, zur Wahrung ihrer innern und äußern Interessen, ihrer Sprache und aller ihrer Verhältnisse. Man subscribirte und pränumerirte an allen Orten und Enden des Vaterlandes, und niemals hat vielleicht wieder die deutsche Nationalbegeisterung so viel Geld unterzeichnet, als für Klopstock, der, wie man wußte, es mit eigner Dichterhand einnehmen würde. Da erschien jenes starre und frostige Buch, an dem nur das strengeinfache, scharfgeschnittene und hartgediegene Granitgerölle der Prosa bemerkenswerth, aber Wenigen einleuchtend war, dessen Inhalt jedoch, kaum auf zwanzig Seiten hintereinander ohne Erfrieren lesbar, durch seine abschreckende Pedanterie, durch seine halb ironisch angefärbte Altmeistermiene, Alles zerstörte, was man

ſich für Gedanken und Hoffnungen von einer deutſchen Gelehrtenrepublik gemacht hatte. Das Thema wurde auf längere Zeit anrüchig, man dachte mit Schauder der ſteifleinenen klopſtockſchen Aldermänner, ſo oft wieder die Rede auf akademiſche Niederſetzung literariſcher Commiſſionen kam, und Klopſtock ließ den zweiten Theil der Gelehrtenrepublik, die eine ſo allgemeine Erkältung gegen ihn hervorgerufen, nicht erſcheinen. Niemals hat ein einzelnes Buch einem berühmten Autor mehr geſchadet, als dies, das ſein wirkungsreichſtes hätte werden können.

Auch unter Wielands Käppchen regten ſich einmal die Ideen einer deutſchen Akademie. Wenigſtens ſprach er das Bedürfniß aus, der Verwirrung deutſcher Schreibarten durch irgend eine Autorität ein Ziel zu ſetzen, durch irgend ein „gemeinſchaftliches Panier", wie er es nannte, unter das die Schriftſteller aus ihrem geſetzloſen Zuſtande, in dem jeder thun könne, was ihm beliebe, zu einer feſten und gegenſeitig bedingenden Gemeinſamkeit gerufen würden. Näheres darüber hat er nicht aufgeſtellt. Andere einzelne Pläne, die ebenfalls entweder unentwickelt oder erfolglos geblieben, kön-

nen wir ohne Erwähnung laſſen, um endlich die Frage ſchärfer anzuſehen, welche ausführbare Aufgabe in Sprache und Darſtellung irgend einer akademiſchen Beaufſichtigung der Literatur wirklich übrig bleiben möchte.

Auf der einen Seite handelt es ſich dabei um das Verhältniß des Staats zur Literatur, auf der andern um das Verhältniß der Literatur zu ſich ſelbſt. Wenn wir das rein Literariſche im Auge behalten, ſo ſind alle Formen und Gattungen der Production immer nur durch ſich ſelbſt beſtimmbar. Die Literaturgeſchichte empfängt zwar hiſtoriſche und politiſche Einflüſſe, und geſtaltet oder mißgeſtaltet ſich danach, aber ſie läßt ſich niemals nach beſtimmten Abſichten verbeſſern. Dem Geiſt einer Literatur iſt nicht aufzuhelfen, weil der literariſche Inhalt nur von ſich ſelbſt Nahrung und Werdeluſt entnehmen kann.

Dann hat man aber noch immer einen groſſen und wünſchenswerthen Spielraum akademiſcher Beaufſichtigung und Geſetzgebung für das literariſche Material übrig geſehen, und mit vielem Recht! Viele ſtreitige und unentſchiedene Fälle der deutſchen Grammatik, beſonders aber die hinundher-

ſchwankende Rathloſigkeit unſerer Orthographie, ſchienen längſt nach einem oberſten Gerichtshof zu verlangen, der ihre Sache durch einen unwiderruflichen Ausſpruch abſchlöſſe. Indeß, wenn man es näher ins Auge faßt, würde auch von dieſer Seite eine Akademie wenig freie Bewegung haben. Einmal entſpricht die Orthographie keiner modernen Sprache ihrem Begriffe, und die deutſche inſofern noch am meiſten, als ſie im Allgemeinen dem Grundſatz einer einfachen Abſchreibung der Laute folgt, während z. B. im Franzöſiſchen und Engliſchen die Wortſchreibung eine von dem Wortlaut völlig verſchiedene Figur bildet. Die Barbarei der deutſchen Orthographie beruht aber theils in dem unſchönen Auswuchs der Conſonantenhäufungen, theils auch im Widerſpruch mit der etymologiſchen Geſchichte des Wortes. Durch dieſen Augiasſtall unſerer Rechtſchreibung, der mehr als dreitauſend ſchmutzige Rinder beherbergt, einen reinigenden Strom zu leiten, möchte keiner akademiſchen Waſſerkunſt ohne die größte Gewaltſamkeit möglich werden. Eine überlieferte Orthographie, mit allem ihrem Recht und Unrecht, uns gänzlich umzugeſtalten, würde uns gewiſſermaßen von unſerer bis-

herigen Literaturgeschichte abschneiden, wie schon Grimm bemerkt, daß die eingewurzelten Mißbräuche unserer Schreibung bereits einen zu großen Einfluß auf den Reim der Dichter und die wirkliche Aussprache geübt, um nicht jede zu Hülfe kommende Abänderung bedenklich zu finden. (Deutsche Grammatik, 2. Ausg. S. XVIII.) Einzelne Ausführungen, in neuester Zeit namentlich von Radlof, der auch ein neues Interpunctionssystem aufstellte, haben nur zu buntscheckigen Abenteuerlichkeiten geführt.

Wir beschließen unsere Seitenblicke auf die Wirksamkeit der Akademieen vorläufig unter den günstigsten Gesichtspunkten, unter denen sie August Boeckh in seiner trefflichen Rede über Leibnitz und die deutschen Akademieen als „die Gesellschaft der Meister" bezeichnet, und wünschen sie in diesem Sinne nach allen Richtungen hin wahrhaft förderlich: „Wie eine Encyclopädie aller Wissenschaften und wieder jedes besondren Hauptfaches nöthig ist, so bedarf das wissenschaftliche Leben einer umfassenden Gesellschaft der Meister, damit die einzelnen Glieder in lebendigem Zusammenhange bleiben; denn nur wenigen Geistern ist es

vergönnt, wie Leibnitz den ganzen Körper des menſchlichen Erkennens zu tragen und zu beherrſchen. Sodann fördert zwar, wie man täglich hört, auch in der Wiſſenſchaft die Theilung der Arbeit, welche auch Leibnitz beabſichtigte; aber je größer die Theilung wird, (und ſie beginnt faſt bedenklich groß zu werden), deſto nothwendiger iſt den einzelnen Arbeitern gemeinſame Berathung und die vielſeitigſte Berührung, damit ſie nicht über ihren Beſonderheiten das Allgemeine und Ganze aus den Augen verlieren. In auserwählter Gemeinſchaft mißt der Meiſter ſich am Meiſter; ſie hält einen Spiegel der Selbſterkenntniß vor, daß auch der Größte, ſich nicht überſchätzend, ſtets das Bewußtſein gegenwärtig habe, ſein Wiſſen ſei nur ein beſchränkter Theil des gelehrten Volksvermögens. Tiefe Blicke und Erfindungen ſind allerdings die Frucht einſam geheimer Empfängniß des Geiſtes; aber auch die äußerſten wiſſenſchaftlichen Verirrungen werden in der Abgeſchiedenheit ausgebrütet, und ſind niemals von wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften ausgegangen. Gemeinſamkeit der Studien vermindert und heilt den Irrthum; und in dieſer Gemeinſamkeit der Meiſter liegt gerade das Akademi-

ſche. Ganz beſonders aber ſind die Akademieen auf jene Dinge angewieſen, welche, wie Leibnitz ſagt, nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden können; ſei es, daß verſchiedene Kenntniſſe und Fähigkeiten dazu erfordert werden, oder die Sammlung des Stoffes und die Beſchaffung der Hülfsmittel, ſelbſt durch Reiſen, wie ſie Leibnitz ſelber auch wieder unternahm, die Kräfte Einzelner überſteigt; oder der Bearbeitung des Gegenſtandes die Muße eines Einzigen nicht gewachſen iſt: und gerade heutzutage bedürfen große und koſtſpielige Unternehmungen um ſo mehr der Unterſtützung, jemehr die Literatur in unendlichen Kleinhandeln ſich zerſplittert." — —

Man kann es nicht als wahrſcheinlich annehmen, daß ſich noch einmal eine ähnliche Bewegung und Umwälzung in unſerer Sprache hervorbringen ließe, wie ſie durch Luthers Bibelüberſetzung geſchah, in der das Hochdeutſche ſich zuerſt als ein entſchiedenes geſchichtliches Moment herausſtellte und zum Canon für die weitere Fortbildung der modernen deutſchen Sprache wurde. Denkt man ſich aber, daß derſelbe Sprachfortſchritt, den Luther productiv geſtaltete und unwiderſtehlich ins Leben überführte, immerhin mit gleichumfaſſender Bedeutſamkeit und

noch gelehrterem Bewußtſein in einem akademiſchen Canon und Dictionnaire der Nation überliefert worden wäre, ſo muß man behaupten, es würde alsdann dieſe ganze ſprachliche Bewegung eindrucks-los und vergeblich geblieben ſein. Haben doch auch die beſten Handbücher des deutſchen Stils, und alle geſetzgebenden Theorieen für die Darſtellung, noch niemals einen einzigen guten Stiliſtiker herangelehrt.

Ideal aller Sprache und Darſtellung iſt bloß der Gedanke. Von dem richtigen Verhältniß des Gedankens zu ſeiner Darſtellung, wovon zugleich das Maaß aller zu gebrauchenden Kunſtvortheile und der Schönheit ſelbſt abhängt, ließe ſich am allererſten ein akademiſcher Canon aufſtellen. Wenigſtens iſt eine Philoſophie des Stils denkbar und zu verſuchen, welche, der genialen Willkür der Production allen Spielraum übrig laſſend, das allgemein Nothwendige, auf dem jede treffende und das Leben erſchöpfende Darſtellung beruhen muß, zum Bewußtſein brächte. —

3.

Die erste und natürlichste menschliche Mittheilung war Poesie, unabhängig von aller Literatur, und Urtypus derselben. Auf literarischem Wege bildete sich die Prosa, ein Kind künstlicherer Sitten verständigen und praktischen Lebensformen sich anschließend. Von dem poetischen Zeitalter der Sprache selbst in ihrem früheſten Naturbau haben wir schon früher gesprochen und die beginnende Epoche der Prosa in dem genetischen Leben der Wörter angedeutet. Herder behauptete, die Sprache, in ihrer ersten Schöpfung rein nach Naturlauten und Interjectionen aufgenommen, sei immer eine Art von Gesang gewesen;*) gewiß aber ist, daß auch die erste Aufzeichnung der Rede bei allen Völkern einen rhythmischen Charakter an sich trug, der sich bald an eigenthümliche Versgebilde fesselte. Das

*) S. die Preisschrift über den Ursprung der Sprache, S. 95.

Metrum war zugleich eine natürliche Form für das Gedächtniß, und Alles, was zu dem erſten Bedarf ſchriftlicher Mittheilung gehörte, Geſetze, moraliſche Lebens- und Tagesregeln, ſelbſt Recepte, und die erſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, fügten ſich wie von ſelbſt in poetiſche Gewandung. Denn alle Schreibart war an ſich ſchon poetiſch, weil es keine andern Formen der Aufzeichnung gab, geordnete Rede und Metrum aber Daſſelbe waren. Die Production jedoch überlieferte ſich im eigentlichſten Sinne des Wortes durch den Geſang von Mund zu Mund, und in dieſem Naturzuſtand ihrer Verbreitung war ihr der Vers ebenfalls nothwendiges Gliederwerk, ohne das ſie nicht gedacht werden kann. Dieſen Charakter poetiſcher Naturſtufe zeigt noch immer alle Versdarſtellung zugleich darin auf, daß ſie nur der allereinfachſten Satzbildung fähig iſt. Die kunſtvollere Compoſition des Satzes gehört der Bildnerei der Proſa an.

Das Metrum iſt gleichwohl aus dem Satz entſtanden. Der Rhythmus des einfachſten Satzes, dem man den Wellenſchlag ſeiner Hebungen und Senkungen ablauſcht, cryſtalliſirt ſich durch den

Takt, welcher ihn an bestimmte Bewegungen bindet, zum entschiedenen Versbild. Die Prosa, welche die höchste Entwickelung des Satzes ist, schwebt darum ebenfalls in den Gesetzen des Rhythmus, aber ohne vom Metrum abhängig zu werden, indem sie vielmehr die metrischen Formen, in denen auch ihre Vielfachheit und Verschlungenheit sich individualisirt, nach den wandelnden Bewegungen des Gedankens zu bestimmen und zu wechseln vermag. Die Metra der Poesie haben ihre Geschichte, und können daher veralten und aussterben; das metrische Wesen der Prosa ist etwas Geistiges, das den innern Gesetzen der Darstellung folgt, und auf den eigenthümlichen Grundcharakter der Sprachen sich mit Freiheit gründet.

Die modernen Sprachen sind für die Prosa günstiger organisirt, als für die metrische Poesie. Daher die vorwaltende Neigung der neuern Literatur, die Poesie in die Prosa übergehen zu lassen, oder vielmehr der völlige Mangel einer ausgebildeten Verschiedenheit zwischen poetischem und prosaischem Sprachgebrauch, der sich in den alten Sprachen, sowohl grammatisch als literarisch, so

ſcharf und feſt ſonderte. Eine Grundurſache ſcheint mir darin zu liegen, daß die modernen Sprachen vorwaltend accentuirte ſind, während die Sprachen des Alterthums die Quantität und damit den eigenſten Grund und Boden beſaßen, auf dem eine entſchieden ausgeformte und gußfeſte Metrik, die zugleich an dieſe ſtarke Form einen beſondern Sprachgebrauch feſſelte, entſtehen konnte. Dagegen gewährt die Accentuation der neuern Sprachen, die in der deutſchen vornehmlich auf der Wurzel ruht, der metriſchen Form keine tiefgreifende Stätte, dem Gedanken aber den allerweiteſten und willkürlichſten Spielraum, ja jedes Uebergewicht über die leicht verwiſchbare Form. Die Betonung der Sylbe, deren Meſſung gleichgültig wird, ſteht ſofort unter dem Einfluß des Gedankens, der Accent iſt der lautwerdende Verſtand des Wortes. Graf Schlabrendorf, deſſen genialer Betrachtungsſinn überall hinreichte, hat in ſeinen Bemerkungen über die Sprache*) die innerliche Bedeutſamkeit der accen-

*) S. Zſchokke's Prometheus. Bd. I. Graf Guſtav von Schlabrendorf in Paris über Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit. S. 168.

tuirten Sprachen sehr treffend mit folgenden Worten hervorgehoben: „Der Accent, die unendliche Abwechselung der Töne, spricht das Tiefste des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebensache. Ist es somit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptsache geworden ist? Die alten schmückten hauptsächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern bringen in das Allerheiligste. Hat nicht also auch die Sprache der Menschen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem sie sich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geistigern erhob? Ich möchte fast sagen, das Christenthum wirkte auf das Innere des Sprachwesens ein, und schied auch hier Altes und Neues. — Der durch das Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extensive, der durch Betonung entspringende der intensive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieser die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweise für den letztern Empfänglichkeit; selbst die Neugriechen haben aus ihrer alten quantitirenden Sprache eine neue accentuirende gemacht.“

Daß jedoch auch die deutſche Sprache urſprünglich das Geſetz der Quantität beſeſſen und erſt ſpäter eingebüßt habe, iſt durch Jacob Grimm wahrſcheinlich geworden. Das Streben der Sprachen zur Vergeiſtigung, das ſich nach Verlöſchung des ſinnlichen Naturlebens der Wörter durch die Accentuation von neuem ein feſtes Gepräge ſchafft, muß die Metra der Quantität immer zu Grunde richten; es iſt aber auch möglich, daß es einmal in eine Periode ausläuft, in der die Poeſie auch das letzte Eigenthum ihrer Formen, worin ſie der Proſa noch getrennt gegenüberſteht, aufgeben muß, z. B. den Reim. Grimm bemerkt einmal, daß es Zeiten gebe, wo die Kunſt des Reimes ausſterbe, weil ſich die ſinnliche Zartheit der wurzelärmeren Sprache verhärte, und neugebildete Zuſammenſezzungen eine von Natur ſteifere Bewegung hätten; aber bisjetzt iſt noch keine moderne Sprache auf dieſer Stufe völliger Verſchmelzung von Poeſie und Proſa angelangt, obwohl einige, vornehmlich die deutſche, ihr nahe ſtehen. Auf der einen Seite zeigt ſich jetzt eine große Verarmung und Nacktheit der deutſchen Metrik, eine Erſchlaffung und Mo-

notonie in Formen, die kaum noch für metriſch gelten können, ſondern, wie gerade bei den Tonangebern der neueſten Lyrik, dem Numerus der Proſa angenähert werden, während die pointirten, geiſtreichen und ſpeculativen Stichwörter der Zeitbildung, an denen ſich die Sprache vorherrſchend weiter entwickelt, immer weniger für den Reim taugen, welcher auch, in dieſen Gedichten, faſt immer nur auf die unbedeutendſten Endſylben ſich wirft. Die antiken Metra, dann die ſüdlichen Maaße, und zuletzt auch orientaliſche Weiſen, ſind durch unſere Dichterſprache nacheinander erklungen, alle haben ihr genützt und ſogar den Sprachſchatz bereichert, obwohl viel thörichtes und vergebliches Bemühn damit verbunden geweſen; aber jetzt weiß man nicht, ob unſere Metrik, nachdem ihr dieſe ſchönen fremden Kleider zerriſſen und ſchlotterig geworden, mit einem völligen Bankerott endigen oder irgendwie neue Quellen, ſich zu bewäſſern und zu befruchten, entdecken wird. Auf der andern Seite entfaltet ſich dagegen eine höchſte und ausgebildetſte Form der Proſa, die ſich keine Poeſie des Inhalts mehr verſagt, in ihrem gedankenfreien

Lauf den keckſten Wendungen der Rede ſich hingiebt, und an rhythmiſcher Schönheit und Melodie der Verskunſt faſt nicht mehr nachſteht, ſie vielmehr, auf ihrer gegenwärtigen Verfallsſtufe, bald an tonvoller Gediegenheit des Numerus übertreffen wird. Die Schranke zwiſchen Poeſie und Proſa iſt im Gedanken durchbrochen, ſie bezeichnen nicht mehr verſchiedene Ideenkreiſe, und wenn man auch dem Verſe ſeinen poetiſchen Heiligenſchein und die Berechtigung für einen gewiſſen Inhalt nie wird abläugnen können, ſo büßt dagegen die Proſa durch deſſen Entbehrung keine innerlichen poetiſchen Vortheile der Darſtellung mehr ein. Die dynamiſche Verſchiedenheit hat ſich ausgeglichen, und die alten Vorurtheile gegen das Proſaiſche der Proſa erinnern uns nur noch an Hippel's ſcherzhafte Theorie von Poeſie und Proſa, die er einmal in ſeinem Buch über die Ehe giebt, und die wir, als eine gute Ironie auf äſthetiſche Definitionen, hieher ſetzen wollen: „Ehrſamer Freund, willſt Du wiſſen, ob Dein fähiger Sohn in Proſa oder in Verſen Palmen brechen wird? Recipe: ein Glas Medizin, davon alle Stunden ſechszig Tropfen in

beliebigem Getränk zu nehmen. Laß ihn selbst dieses auspunctirte Maaß messen; tröpfelt er, so ist er ein flügellahmer Prosaist; läßt er laufen und zählt während dieses Platzregens eins, zwei, drei bis sechszig, so ist er ein Poet; kann er mit diesem Löffel, dem er sechszig zugezählt hat, gleich essen, so könnte er, wenn es sein Verleger und er wollten, methodo mathematica schreiben; kann er aber in vierundzwanzig Stunden diesen Löffel nicht sehen, so ist er ein Liederdichter; kann er in sechs Tagen ohne kalten Schauder keinen solchen Löffel brauchen — zieh' ihn danach, und wenn das Glück gut ist, wird er Homer!" —

4.

Die Emancipation der Proſa, wofür man ihre innere Gleichſtellung mit der Poeſie oder vielmehr ihre bloß dem Gedanken folgende Darſtellungsfreiheit anſehen könnte, iſt in der deutſchen Literatur noch nicht ſeit lange erreicht, keineswegs aber ſchon zu einer allgemeineren Durchbildung, ſelbſt bei den Schriftſtellern, vorgeſchritten. Unter deutſcher Proſa hatte man ſich ſonſt ein ſchwerlöthiges, vierundzwanzigpfündiges Geſchütz vom gröbſten Kaliber zu denken, das mit einem Langgeſpann von ſechs Pferden rumpelnd in die Schlacht gezogen wurde; oder einen in tiefen Sandſpuren langſam fortkeuchenden, uckermärkiſchen Frachtwagen, der mit Säcken, Kiſten und Fäſſern aller Art ſo vollbepackt dahintrollt, daß man den Muth verliert, ihn anzuhalten,

und das, was man von ihm haben möchte, aus seiner Ladung herauszukramen. Die deutsche Prosa war in ihrer Entstehung etwas Wissenschaftliches, eine Production der Gelehrsamkeit, eine Abstraction aus den Alten, sie wurde nicht durch die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens, noch durch gesellschaftliche Reize und Anlässe, hervorgerufen und gefärbt. Ihre Grundbildung fällt in die Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland, und diese Elemente eines gelehrten, besonders aber latinisirenden Satzgefüges, das einen durchgängigen wissenschaftlichen Anflug und keinen einzigen gesellschaftlichen hat, sind sehr lange an ihr haften geblieben, auch in die Schreibweise des Privatlebens, in den Stil des Volkes, unbewußt übergegangen. Man kann annehmen, daß die meisten Schreibenden ihren Stil aus dem Schulunterricht in den antiken Sprachen, namentlich aus den Lehrstunden im Cicero, eingesogen haben. Daher ein deutscher Stil, der eigentlich auf den Periodenbau einer fremden Sprache gegründet ist, ohne die vielen hülfreichen Constructionen derselben, die absoluten Sätze, die von schleppenden Artikeln unbeschwerte Flexion, für

die Satzbildung nutzen zu können. So ist jenes ins Unendliche sich verlaufende Einschachtelungssystem in unsere Schreibart gekommen, das dem grammatischen Organismus der deutschen Sprache völlig widerstrebt, und nur in den antiken, welche für die Periodisirung so viele Vortheile besitzen, den Zweck einer imposanten Schönheit zu erreichen vermag. Im Allgemeinen ist dem Deutschen sein Stil eine schon fertige Form, ein gemauertes Gefäß, in das er irgend einen Inhalt hineingießt, keine Sinnpflanze, die mit dem Gedanken aufwächst und abblüht. Die Deutschen sind eine schreibende Nation genannt worden, und doch war bei keinem andern Volk die schöne Kunst zu schreiben von so zäher Barbarei so lange zurückgehalten. Eine Sprache, die viel gehört wird, gelangt jedoch weit eher dazu, auch gut geschrieben zu werden, und eine bloß geschriebene, wie die deutsche, welche sich ganz dem Ohr entzieht und der freieren öffentlichen Gelegenheiten entbehrt, fällt von selbst dem Studirstubencharakter, dem Kanzlei- und Predigerstil, dem altfränkischen Menuettschritt steifverschlungener Sätze, anheim. Der Deutsche schreibt

nicht, um zu ſprechen, ſondern man ſieht immer, daß er ſich eigens dazu an den Tiſch ſetzt, um zu ſchreiben, wie ein Drechsler an die Hobelbank; man ſieht ihn an ſeinen Sätzen zimmern im Schweiß ſeines Angeſichtes, alles mögliche Bauholz herbeiſchleppen und ein Perioden-Magazin aufführen, in dem viele Ideen hauſen können, das aber ſelber keine geſtaltete Idee iſt und wird. Am ſchlimmſten ſteht es jedoch mit der Schreibſprache des gemeinen Mannes in Deutſchland, dem gänzlich eine öffentliche Norm guter Rede, woran er den Ausdruck ſeiner Bedürfniſſe erheben und veredeln könnte, abgeht, mit Ausnahme etwa der Eindrücke, die er aus der Kirche und von der Kanzel empfängt. Deshalb ſtimmen auch Leute aus der niedern Volksklaſſe, wenn ſie Briefe ſchreiben, ſo häufig einen erbaulichen Ton darin an, und bedienen ſich ſalbungsvoller Redensarten, die ihnen vielleicht im wirklichen Leben völlig fremd ſind; aber es ſcheint ihnen einmal mit dazu zu gehören, wenn ſie ſich in die abſonderliche Poſitur des Schreibens ſetzen. Noch häufiger trifft man, daß ſie der Gegenſtände ihrer Gedanken, mögen ſie auch noch ſo lebhaft

davon erfüllt ſein, im Schreiben durchaus nicht Herr werden können, weil ihnen die Mittel des Schreibens etwas zu getrennt Liegendes von der Vorſtellungswelt ſind, und die nationelle Sitte nichts Verbindendes und Gewöhnendes an die Hand giebt, um die Kluft zwiſchen den Vorſtellungen und ihrem geregelten Ausdruck dem Volke überſpringen zu helfen. So möchten die Deutſchen vielleicht die einzige Nation ſein, die einen „Briefſteller für Liebende" nöthig haben, aus dem ſie ſich ſogar die Gefühle ihrer Zärtlichkeit und Zuneigung wechſelſeitig ab- und zuſchreiben, und die häufigen Auflagen, die ſolche Kleiderverleihanſtalten des deutſchen Stils erleben, beweiſen den praktiſchen Gebrauch, der davon im Volke gemacht wird. Das Herz, ſich ganz ſo abzuſchreiben, wie er iſt, beſitzt der Deutſche nicht, wenn er auch ein Herz dazu beſitzt. In unſerer Literatur haben nur wenige große Meiſter des Stils den Inhalt unmittelbar freigegeben an ſeine Form, die er von ſelbſt ſich erſchafft, und die mit aller geſellſchaftlichen Grazie der Darſtellung auftritt, ſobald ſie frei und unbefangen ſich ſelber überlaſſen wird, ohne ſie

in gelehrte und ausſtudirte Falten zu werfen. Dieſer höchſten und ſchönſten Staffel der Bildung wendet ſich erſt in neueſter Zeit das Talent des Schreibens allgemeiner zu. —

Die latiniſirenden Sympathieen der deutſchen Proſa laſſen ſich vorzugsweiſe auf zwei Ideale zurück führen, Cicero und Tacitus, von denen der erſtere der deutſchen Schreibart nur geſchadet, der andere nur genützt hat. Der Einfluß dieſer beiden römiſchen Schriftſteller auf das Weſen des deutſchen Stils nimmt in der That für uns eine literariſche Bedeutung ein. Börne hat in gewiſſem Sinne ſehr Recht, wenn er einmal meint, man müſſe Stilübungen mit der Jugend noch gar nicht vornehmen, denn Stil ſei Werk und Ausdruck des Mannes, des hervorgebildeten Charakters. Stilübungen der Schule liefern uns zuerſt dem ciceroniſchen Schematismus in die Hände, und gewöhnen uns, eine Schreibweiſe zu mechaniſiren, die weder freier Erguß des Herzens, noch treue Abprägung unſrer eigenthümlichen Gedankenreihen iſt. Cicero, der Talleyrand der alten Beredtſamkeit, mag von den lateiniſchen Grammatikern mit Recht als

Muſter des reinſten Schullateins aufgeſtellt werden, mit Unrecht und zum Schaden wird er es damit zugleich als einziges Vorbild guter und kunſtvoller Proſa. Dieſe Zungendreſcherei der langen und athemloſen Perioden, die aufgeblaſene Eitelkeit der Rednerbühne, das Marktgeräuſch ſtolzirender und die Zuhörer übertäubender Sätze, können, bei aller Eleganz der Wendungen, bei allem rhythmiſchen Prunk und Fluß, bei aller meiſterhaften Berechnung des Durcheinanderſchlingens und Abſchließens, niemals für etwas Nachahmenswerthes, für eine allgemeine Norm, betrachtet werden. Ciceros Stil iſt der Stil der Geſinnungsloſigkeit, der Stil der Oſtentation. Das productive Gemüth hat keinen Antheil an Ton und Wandel ſeiner Sätze, es iſt Alles gemacht, nach einem Schema gefertigt und berechnet auf Wirkungen, die der Advocatenmoral angehören. Die landſtraßenartige Regelmäßigkeit dieſes Stils iſt ebenſo widerwärtig, als die hinundwieder in rhetoriſchen Figuren geſuchte Unregelmäßigkeit und Abwechſelung den Eindruck eines Marionettentheaters macht. Man befindet ſich bei ihm wie an einer wohlbeſetzten Tafel, wo der Wirth

durch umständliche Berechnung der Kosten, die er bei jeder uns vorgelegten Speise mit precieuser Miene anbringt, uns allen Appetit verdirbt. Entschiedenen Haß gegen den ciceronischen Stil hat besonders Hippel ausgesprochen, und es wäre zu wünschen, daß sich dieser allgemeiner verbreitet hätte, anstatt daß wir nun schon als Muttermilch unserer Prosa diese eitele, weitschweifige, rhetorisch fabrizirte Schreibart einsaugen müssen, in der wir es höchstens zu einem fehlerfreien Schulmeisterstil bringen. Als den ersten Vermittler der ciceronischen Prosa mit den modernen Literaturen kann man den Boccaccio ansehn, der in seinem Decamerone, welcher ein europäisches Lesebuch wurde und sehr früh und sehr häufig auch in Deutschland Uebersetzer fand, zuerst die italienische Prosa nach dem classischen Musterbild des Cicero formte, zu einer Zeit, wo es noch nirgends in Europa eine gebildete moderne Prosa gab. Durch ihn wurde Ciceros Schreibart in einer modernen Production überliefert, und damit das lange bedenkliche Gesicht der von Zwischensätzen überfüllten Periodenbildung, die unter allen neuern Sprachen der langsam und

feierlich gemeſſenen Bewegung der italieniſchen, und ihren volltönenden und langaushaltenden Wortlauten, noch am meiſten eignet. In der deutſchen Sprache aber hat ſie den Hang zur Weitſchweifigkeit beſtärkt und gewiſſermaßen rhetoriſch ausgebildet. Das lange Auslaufen der Hülfszeitwörter in unſerer Schreibart, das pedantiſche Austönen von geweſen ſein, geworden ſein, gehabt haben u. dgl., womit wir uns noch immer mehr als nöthig und billig Umſtände machen, verdanken wir den Rückwirkungen des Cicero, deſſen große Effecte mit ſeinem esse videatur und andern rhythmiſchen Schlußfällen *) uns unſere Lehrer nicht genugſam preiſen konnten.

Schönere und geiſtigere Eindrücke empfing die deutſche Proſa von dem Stil des Tacitus, welcher einen andern Pol für die Bildung unſerer Schreibart bezeichnet. Im Tacitus erzeugt und beherrſcht das Gemüth die Periode, und die kurzen, ſchlagfertigen Reihen derſelben ſind abgebro-

*) Vgl. Voß, Zeitmeſſung der deutſchen Sprache, S. 250.

chene Laute einer großen Weltanschauung, die sich auf die bestehende Wirklichkeit nicht vollständig anzuwenden, sondern nur zuckend anzudeuten wagt. Es ist das stilldüstre Flackern eines verzehrenden Feuers, verhaltener Zorn und prophetische Wehmuth, was in dem Bau dieser Sätze sprüht und dunkelt, und auch grammatisch in eigenthümlichen Worten und Wendungen ausschlägt. Diese grollende Kürze, diese raschen Schlagschatten des Gedankens und der Ironie, diese vulkanischen Erzitterungen der Rede, gleichen den Symbolen einer Kassandra, die am Rande des Unterganges der alten Welt sinnend stillsteht. Dieser moralisch erhabene Stil, charakterschildernd für eine ganze Zeit, wird von Manchen, besonders von Schulmännern *), häufig als eine Stufe des Verfalls, des Sprach- und Schreibverderbens angesehen, besonders deshalb, weil in ihm jene Verschmelzung von Poesie und Prosa begonnen, die wir früher aus allgemeinem Gesichts-

*) Vgl. Manso, über das rhetorische Gepräge der römischen Literatur, in seinen Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen (Breslau 1821.) S. 44.

punct der Literatur und Sprache bezeichnet, und worin die tacitiſche Schreibart mit unſrer heutigen modernen auf gleichen Elementen der Geſinnung, der Sprachentwickelung und der Zeitverhältniſſe beruht. Die poetiſche Geſtaltung der Proſa als eine Entartung der Sprache zu betrachten, iſt jedoch eine für die Schule wie für das Leben irrige Anſicht. Nur wenn man die mechaniſche Schnitzarbeit Cicero's, oder Cäſar's militairiſche Einfachheit für die einzige Normaldarſtellung anerkennt, möchte man den Stil des Tacitus als eine bloß abnorme Manier einer einzelnen Subjectivität, die in dem Verderben ihrer Zeit befangen, beurtheilen dürfen. Die tacitiſche Schreibart ſteht über dem Verderben ihrer Zeit, weil ſie die Schreibart des bewußten Genius ſeiner Epoche iſt, der zwar alle Farben der allgemeinen Zuſtände hineinmalt, alle ihre Stimmungen ausklingt, aber nicht Geſchöpf, ſondern Schöpfer ſeiner Gemälde iſt. Der poetiſche Stil des Tacitus iſt eine Production der eigenthümlichen Geſinnung, die Geſinnung macht ihn poetiſch, und dieſe iſt die einzige Bewegerin der Sprache, die allgemeingültige Geſetze aufſtellt. Cicero iſt die

ausgebildete Norm jener Proſa, die ſich rein auf dem abgegränzten Gebiet proſaiſcher Darſtellung erhält, in der Sonderung gegen den poetiſchen Sprachgebrauch möglichſt ſtreng verharrend, aber wir haben ſchon angegeben, wie die Entwickelung der Sprache ſelbſt, die von der Einheit mit der Poeſie anhebt, zu gewiſſen Perioden durch Ineinsbildung von Poeſie und Proſa wiederum ein einziges und einheitliches Organ ſich zurückzuerſtreben ſcheint. Die Formen aber, die ein gewaltiger Geiſt ſeinem Standpunct gemäß und zum Ausdruck ſeiner Geſinnung nothwendig findet, von einem grammatiſchen Canon aus als Verfall und Verderben zu bezeichnen, iſt eine Schulmeiſterlichkeit, wie es überhaupt eine Widerſinnigkeit iſt, an dem geſchichtlichen Gang der Sprachen kritiſch corrigiren, abändern, einhalten und meiſtern zu wollen. Die dichteriſche Schreibart des Tacitus beſteht nicht in einzelnen poetiſchen Streiflichtern und Färbungen, die ſchon ältern Hiſtorikern vor ihm eigen waren, ſie verräth ſich in der ganzen Productivität des Stils, und in einer eigenthümlichen Grammatik, wodurch diejenige, die man aus Ci-

cero zu schöpfen gewohnt ist, theilweise umgestoßen wird. Alle die Abweichungen des tacitischen Stils, die wechselnde Stellung der Wörter, die Cicero nach der Grammatik, Tacitus nach den Anfoderungen des Gedankens, der Gemüthsstimmungen ordnet; häufige Ellipsen und Verschweigung aus dem Zusammenhang zu ergänzender Wörter, wodurch jenes straffe und plastische Gepräge der Darstellung; an passenden Stellen das Hervorsuchen alterthümlicher Wendungen und Wörter, und zu besonderer Bezeichnung selbst das Allerseltenste aus dem früheren Sprachschatz; dagegen auch, auf Anlaß des Sinnes, schöpferische Bildung neuer Wörter, wozu sich die grammatische Keuschheit Cicero's nie verstanden hätte; ferner die Vermischung des Activums und Passivums in einem und demselben Satze; öftere Auslassung der Partikeln und solcher Wörter wie posse, facere, agere; eine, wenigstens nach Cicero, ungrammatische Folge der Zeiten hinter den Conjunctionen, die aber meist aus feinberechneten Motiven der Gesinnung erwächst; der Gebrauch des Neutrums der Adjectiva für ein Substantivum; diese Eigenthümlichkeiten alle be-

weiſen in ihrer ſiegenden Schönheit nur die Grundgewalt, die der darſtellende Gedanke über Sprache und Stil zu erlangen vermag. Dem verderbten Sprachgemiſch ſeiner Zeit hat ſich aber Tacitus auf ſeiner künſtleriſchen und ethiſchen Höhe durchaus entwunden, und wenn er auch in Wortendungen und Conſtructionen zuweilen gräciſirte, ſo zeigt er ſich doch der Sprachmengerei ſeiner Zeit, die häufig griechiſche Wörter der lateiniſchen Rede einmiſchte, in aller Reinheit des urſprünglich ſich ausdrückenden Genies überlegen *).

Der tacitiſche Stil iſt für Deutſche vielfach Muſter und Lehrmeiſter der Schreibart geworden. Fichte bildete ſeine herrliche Darſtellung in den Reden an die deutſche Nation durch vorangegangene Studien des Tacitus **), und vieles Treffliche unſerer Geſchichtſchreibung, ſowohl in der Behandlung als in der Auffaſſung, wird immer auf ſein Vorbild zurückgeführt werden müſſen. Einige Schrift-

*) Vgl. Bötticher, de vita, scriptis ac stilo Taciti. (Berol. 1834.)

**) S. Fichte's Leben, herausgegeben von ſeinem Sohn, Thl. I. S. 533.

ſteller haben ihn völlig nachgeahmt, andere, die den Geiſt ſeiner Darſtellung productiv in ſich aufgenommen, verdanken ihm noch mehr. Für uns wird die prägnante Periodenbildung und die productive Diction des Tacitus in eben dem Maße, in welchem ſie dem Cicero fremd gegenüberſteht, als ein Typus gelten können, der den Mitteln unſerer Sprache und der Stufe ihrer heutigen Cultur mit der größten Verwandtſchaft entſpricht, ohne daß damit ein regulatives Muſter aufgeſtellt ſein mag.

Es giebt überhaupt kein beſtimmt aufzuſtellendes Muſter der Schreibart, da immer nur diejenige die rechte iſt, die, frei von jedem Mechanismus, aus dem inneren Leben des Gegenſtandes hervorgeht. Es müßte denn die ausgebildetſte Harmonie der geiſtigen und formellen Beſtandtheile des Satzes ſich in irgend einer Erſcheinung ſo verwirklicht zeigen, wie Wilhelm von Humboldt, in ſeiner Abhandlung über das Entſtehen der grammatiſchen Formen, es von der griechiſchen Sprache, die ihm die vollendetſte erſchien, als ein Ideal bezeichnete, indem er ſagt: „In dem künſtlichen Periodenbau dieſer Sprache bildet die Stellung der

grammatiſchen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes, das die Wirkung der Ideen verſtärkt und in ſich durch Symmetrie und Eurhythmie erfreut. Es entſpringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichſam leiſe umſchwebender Reiz, ungefähr ebenſo, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Geſtalten ſelbſt, aus den bloßen Umriſſen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehen. In der Sprache aber iſt dies nicht bloß eine flüchtige Befriedigung der Phantaſie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logiſchen Verhältniſſen auch die grammatiſchen genau entſprechen, und der Geiſt wird immer ſtärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an ſcharfe Sonderung der grammatiſchen Formen gewöhnt.“ —

5.

Die künſtleriſchen Geſetze, nach denen die geſchriebene Proſa ſich bildet, haben auf die Sprache des wirklichen Lebens in Deutſchland keine Anwendung. Beide ſtehen abgeriſſen von einander und getrennt ſich gegenüber, obwohl die bedeutſamſte Beziehung zwiſchen ihnen anzuknüpfen wäre. Bevor wir die Kunſt der productiven Proſa erörtern, dürfte es intereſſant ſein, auf die Proſa der deutſchen Converſation einen Blick zu werfen, und von unſerem Geſellſchaftszuſtand, in ſeinem Verhältniß zur Sprache, eine Andeutung zu geben. —

Weſſels bekannte Parodie: „Liebe ohne Strümpfe" wurde von Scalabrini in Muſik geſetzt, ohne daß dieſer italieniſche Componiſt auch nur ein Wort von dem däniſchen Texte verſtanden hätte. Eine ähnliche Parodie mit Harmoniezwang wird noch heut alle Abende in unſerer Geſellſchafts-

unterhaltung aufgeführt. Die bodenlose deutsche Höflichkeit gleicht jener Liebe ohne Strümpfe, ihr Text ist eine Travestie, und der Maestro, den man bon ton nennt, hat, um Sinn, Wort- und Menschenverstand ganz unbekümmert, eine Musik daraus gemacht, in dem bekannten Grundsatz: Quand le bon ton parait, le bon sens se retire. Diese Composition, die uns als deutsche Gesellschaftssprache an die Ohren schlägt, ist, wie ich beweisen werde, eine verderbte Grammatik, eine verderbte Logik, ein verderbtes Menschengefühl und eine verderbte Natur; aber sie ist nichtsdestoweniger Musik, und für den gewohnten Umgangsverkehr unsere einzige Lebensmelodie, die einzige anerkannte Tanzregel, nach der man sich nicht nur dreht, sondern auch denkt.

Man hat noch nicht die Geschichte der deutschen Höflichkeitssprache geschrieben. Und doch ist es bei ihrer Betrachtung der größte Trost, daß sie eine Geschichte hat, mithin ebenso gut einer Verbesserung in aufsteigender Linie fähig ist, als sie in absteigender eine Verderbung erlitten. Ich sehe schon das staunende Lächeln eines unserer Nachkom-

men, die ich mir als ſo glückliche Menſchen träume, daß ſie die höchſte Cultur zur höchſten Natur in ſich zurückgebildet haben! Was werden dieſe kräftigen Naturmenſchen künftiger cultivirter Staaten dazu ſagen, wenn ſie Nachgrabungen auf unſerer verſchütteten Zeit anſtellen, wie wir heut Mammuthsgerippe aus urweltlichen Erdſchichten hervorziehen, und ſie dann, vor Schreck den grammatiſchen und logiſchen Spaten, mit dem ſie uns durchgruben, ſinken laſſend, etwa folgenden räthſelhaften Eſelskinnbackenknochen einer vormaligen deutſchen Geſellſchaftsunterhaltung in die Hände bekommen, eine Foſſilie, die heutzutage, mit friſchem ſchönem Fleiſch bekleidet, als Symbol und Phyſiognomie eines wohlerzogenen Geſprächs angeſehen werden muß:

Abgehorcht.

(Berlin, 11. ** 183.)

Junger Herr.

Haben gnädiges Fräulein ſchon das neueſte Werk vom geiſtreichen Rummelsburg geleſen?

Junge Dame.

Ihnen zu dienen.

Junger Herr.

Gnädiges Fräulein erweiſen mir allerdings einen Dienſt damit, denn nun werden Sie mich beehren, Ihr Urtheil hören zu dürfen.

Junge Dame.

Sie verzeihen.

Junger Herr.

Sie haben Recht und ich glaube Sie zu verſtehen. Fräulein meinen, es ſei unverzeihlich, über einen ſolchen Autor zu kritiſiren.

Junge Dame.

Sehr wahr.

Junger Herr.

Ich möchte aber dennoch um Entſchuldigung bitten, und eine Seite an unſerm großen Rummelsburg hervorheben, die merkwürdig iſt, — wenn Sie erlauben, ſeine allzumaterielle Behandlung der Liebe.

Junge Dame. (erröthend)

Gewiß. — Man dürfte nicht ermangeln, Ihnen hierin beizuſtimmen (— ſie fängt haſtig an zu ſtricken.)

Junger Herr. (mit halber Stimme)

Und haben Sie niemals geliebt, Fräulein?

Junge Dame.

Ich bitte recht ſehr. Sie entſchuldigen.

Junger Herr.

Sollte die Liebe hier in Berlin einer Entſchuldigung bedürfen?

Junge Dame.

Verzeihen Sie.

Junger Herr.

Verzeihen Sie ſelbſt vielmehr, wenn ich zu dreiſt geweſen — —

Junge Dame. (zu ihrer Nachbarin leiſe ins Ohr.)

Ich finde, daß er viel Geiſt hat. Man kann ſich recht gegen ihn ausſprechen.

Junger Herr. (zu ſeinem Nachbar leiſe ins Ohr)

Ich finde, daß ſie gar nicht ſo übel iſt. Hinter ihren Redensarten lauert ohne Zweifel viel Geiſt verſteckt. — —

* * *

Dieſer flüchtige Küchenzettel einer gewiß ganz

normalen Unterhaltung zeigt die meiſten und geläufigſten Formeln, auch in grammatiſcher Hinſicht, auf, in denen ſich die deutſche Umgangs- und Höflichkeitsſprache auf ihrer gegenwärtigen Stufe bewegt. Sie iſt zu dieſer abenteuerlichen Pedanterie erſt allmählich gelangt, und der Sprachforſcher, welcher eine geſellſchaftliche Grammatik zuſammenſtellt, müßte nothgedrungen zum Satiriker werden, wenn er nicht zu bedenken hätte, daß der innere Geiſt der Nation ſelbſt geſünder und kernhafter iſt, als ſein äußeres Umgangsleben, das hinter dieſen verſtauchten Formen einer gemüthloſen Gutmüthigkeit und einer gutmüthigen Gemüthloſigkeit ganz andere Menſchen und Herzen verhüllt. Zwar dürfte es immer etwas Verdienſtliches ſein, die hypochondriſche Höflichkeit der deutſchen Sprache mit einigen Salzdoſen friſchen Spottes zu reizen, verdienſtlicher gewiß, als einen poſitiven Beitrag zu ihr zu liefern im Sinne des anſtandsvoll lächelnden Freihern von Rumohr, der ſich in ſeiner Schule der Höflichkeit aus vornehmer Ferne mit der deutſchen Höflichkeit vornehm herumcomplimentirt und uns unſern Weichſelzopf in eine gewiſſe

Kunſtform geſtriegelt und verfeſtigt hat. Das Lakaienmäßige der deutſchen Umgangsſprache bezeichnete ſchon Herder ſo *), der überhaupt ſchon frühe, mehr als bekannt iſt, einer gewiſſen antinationellen Oppoſition manche Stichwörter hingeworfen hat, die ſpäter auf anderm Grunde aufgenommen und zu einer ſyſtematiſchen Controverſe verſponnen wurden. Man muß aber vielmehr nie vergeſſen, daß eine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen unſerm Nationalcharakter ſelbſt und ſeinen traditionellen Ausdrucksformen exiſtirt, denn wäre unſere innere Nationalität ebenſo ſchielend, gedankenlos kriechend und meinungsſcheu, als unſere geſellſchaftlichen Phraſen, ſo taugten wir wahrlich nichts bis in die Seele hinein, und jede Mühe wäre unnütz, durch Oppoſition ſolchen unterhöhlten Charakteren aufzuhelfen. Und in der That, wenn man die göttliche Gabe der Rede durch den ſchimmernden Geſellſchaftsſaal und ſeine Gruppen und Reihen hintönen hört,

*) Unter Anderm in einer ſeiner trefflichen Schulreden, von der Ausbildung der Sprache und Rede in Kindern und Jünglingen.

und die Worte, wie eine vermummte Maskenschaar, durcheinanderflüstern, um immer Das auszudrücken, was man nicht ist und nicht meint, ein Assecuranzsystem gegenseitig verabredeter Täuschung, so könnte man glauben, in Deutschland gebe es keine Aufrichtigkeit, keine Gedankenfreiheit, keine Freundschaftsbrust, und keinen Nachtigallenschlag der Liebe! Denn welche Nachtigall, nachdem sie herrlich geschlagen, wird sich devot den Schnabel wischen, und sich ganz gehorsamst entschuldigen, daß sie Gedanken und Gefühle hat, sogar um Verzeihung bitten, daß sie überhaupt eine Nachtigall, und kein Wiedehopf, zu sein wagt! Ja selbst den Himmel scheinen sich diese Leute durch ihre Höflichkeit zu verderben, indem sie durch eine unerhörte Steigerung des Wortes *seelig*, die sich in keiner andern Sprache ähnlich wiedergeben läßt, Ständeunterschiede sogar in der Unsterblichkeit annehmen! Es fehlte nur noch die Höflichkeit jener wilden Völkerschaften, die von Zeit zu Zeit aus Artigkeit gegen einen neuen Herrn alle Wörter und Zeichen ihrer Landessprache gänzlich umändern, sodaß unter dem einen Herrscher Tisch heißt, was unter dem andern

ein Stuhl geweſen, unter dem einen Eſel, was unter dem andern ein Löwe, unter dem einen Bewegung, was unter dem andern Stillſtand u. ſ. w. Die deutſche Bergmannsnatur aber, die lauter ungehobene Schätze und unabgelagerte Stein- und Metallklumpen in ihren Schachten verbirgt und ſomit urſprünglich aus Unbeholfenheit, treuherziger Grobheit und Wehmuth zuſammengefügt iſt, hat ſich nur mit Gewaltanthuung hinter die herkömmlichen Höflichkeitsfalten verſchleiert, ſowie in einem umgekehrten Falle gerade die härteſten Menſchen oft von Natur ſehr weich ſind, nach dem bekannten Wort: „ich bin zu weich, ich kann das Mitleid nicht vertragen!“ So iſt auch der Deutſche eigentlich zu grob, um die Grobheit vertragen zu können, und deshalb giebt er ſich, durch ſein allzugroßes Selbſtbewußtſein ängſtlich und peinlich gemacht, jener glacirten Höflichkeitsſprache hin, die aus grammatiſcher Verdorbenheit und pſychologiſchem Unſinn ein hinlänglich plattes Glatteis cryſtalliſirt hat, um darauf ohne Anſtoß und ohne alle Ecken der Meinung hinundherrutſchen zu können. Die deutſche Höflichkeit macht in ihren unaufhörlich ſich

ſelbſt bewachenden und entſchuldigenden Wendungen die Capriolen einer Katze, welche nach dem Schatten einer für wirklich gehaltenen Maus ſchnappt, die ein Knabe durch ein Papierbild an der Mauer hervorgegaukelt. Sie würde nichts erreichen als ihre eigene Beſchämung, wenn man ſie beim Wort nähme und auf ihren Inhalt zurückführte!

Die Schlechtigkeit unſerer Umgangsſprache, die alles patriarchaliſche Herz für menſchliches Vernehmen verloren und kein Lachen und kein Weinen der Seele auf ihren überſtimmten Claviaturen hat, iſt alſo, wie wir anzudeuten geſucht, durchaus keiner Entſittlichung des Nationalcharakters zuzuſchreiben. Dieſe Sprache iſt das Sündenkind der deutſchen Geſellſchaftlichkeit, welche bekanntlich etwas von den Intereſſen der Nationalität ganz Abgeſondertes, eine für ſich beſtehende Kalkſteinformation unſerer gebildeten Stände iſt. Die deutſche Geſellſchaftlichkeit in ihrem gegenwärtigen Zuſtande iſt die Selbſtironiſirung des deutſchen Gemüths. Die deutſche Sprache aber war von jeher ein ſo tiefſinniges, Gedankeneinſamkeit liebendes, nachti-

gallenartiges, deutſches Weſen, daß ſie ſich in Geſellſchaft nie gut befand, und die Salons floh, um in den Wäldern zu träumen oder auf den Dachſtuben der Poeten und Weiſen ſich heimlich zu geſtalten, gleich jenem ſchönen, ſcheuen, talentvollen Mädchen, das, hinter ihren andern weltluſtigen Schweſtern zurückgeſetzt, immer zu Hauſe bleibt, aus Liebe zur ſtillſinnigen Verborgenheit, in der ihre erſten Gedanken knospen. Deutſche Geſellſchaft und deutſche Sprache waren ſich lange Zeit zwei fremde und widerſtrebende Elemente. Zwar durfte ſich die deutſche Sprache einer ſehr frühen Periode rühmen, wo ſie, am Hofe der fränkiſchen Könige, ſogar Hofſprache geweſen, und (ſeit 486) im ganzen fränkiſchen Reiche für das vornehmere Organ galt,*) aber es kam eine Zeit,

*) Nach dem Vertrage von Verdün blieb ſie im deutſchen Reiche herrſchend, bis mit Konrad III. das ſchwäbiſche Zeitalter begann. Vgl. Grotefend, über Luthers Verdienſt um die Ausbildung der hochd. Schriftſp. (in den Schriften der frankfurt. deutſch. Geſellſchaft), welcher (S. 30) anführt, daß noch im Jahre 1531 zu Augsburg bei Steyner eine Ueberſetzung des Cicero vom Freiherrn

wo sie nicht nur aus den öffentlichen Verhandlungen, sondern auch aus dem gesellschaftlichen Leben wieder verstoßen wurde. In dem ganzen mittleren Zeitalter Europas eigneten die deutschen Laute nur den niederen Ständen, sowie heutzutage noch in Rußland in der Regel nur mit dem Gesinde und den Leibeigenen russisch gesprochen wird. Die unteren Stände waren es aber auch, welche unsere Nationalsprache wieder zu Ehren brachten und in ihre Lebensrechte einsetzten, denn aus der Mitte der deutschen Aristokratie, die so lange französisch gesprochen und sich gänzlich in die Manieren aus Ludwigs XIV. Zeit eingekleidet hatte, konnte jener neue Umschwung der deutschen Rede nicht hervorgehen, der namentlich unter Friedrich dem Großen und zu einer Epoche sich zeigte, wo die Höfe nicht mehr den alten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten, und dagegen die Schriftsteller mehr als je auf diese einzuwirken begannen.*)

---

von Schwarzenberg erschienen, worauf stehe: „Alles in hoffränkisch teutsch gebracht."

*) S. Luden's Nemesis, 1818. Bd. 12. über das Verhältniß der deutschen Sprache zur französischen.

Man ist jedoch meistentheils viel zu ungerecht bei der Beurtheilung jenes gesellschaftlichen Gebrauchs, den man in Deutschland von der französischen Rede gemacht hat, und die beschränkten Deutscheiferer einer gewissen Zeit haben sich dabei auf dem Steckenpferd ihres kleinlichen Franzosenhasses recht heldenhaft zu tummeln gewußt. Einige Nachzügler galloppiren noch heut darauf herum. Es versteht sich, daß eine Nation nicht für eine civilisirte gelten könnte, welche nicht die ganze Peripherie ihrer geistigen Bedürfnisse mit ihrer Landessprache vollendet zu umschreiben vermöchte; aber es ließe sich die Frage aufwerfen, ob nicht für das moderne gesellschaftliche Leben, so wie es sich heut bei uns gebärdet, die Vermittelung einer fremden Zunge immer von vielfachem Nutzen wäre? Während der Eichenwald der deutschen Production in seinen landschaftsgemäßen Blättern und Blüthenzweigen ausschlüge und unaufhaltsam weiterwüchse, könnte man der deutschen Sprache durch Fernhaltung von den unnatürlichen Denkformen unserer Gesellschaftlichkeit eine urkräftige Aechtheit bewahren. Der gesellschaftliche Verkehr selbst kann aber durch

ein fremdes Organ in dem Element, worauf er doch einmal beruht, nur erleichtert und begünstigt werden. Ich verstehe unter der Gesellschaftlichkeit etwas Anderes als die ächte menschliche Geselligkeit, und daher werde ich dem Tadel entgehen, dies sei eine misanthropische Grammatik. Die Geselligkeit ist ein Liebesmal unserer Gedanken, Gefühle und gegenseitigen Eigenthümlichkeiten; die Gesellschaftlichkeit ist eine hermetische Verschließung derselben. Wie die armen Indianer sich schämen, in Gegenwart von Fremden ihre Muttersprache zu reden, so schämen wir uns in unsern deutschen Gesellschaften oft Dessen, was als das Beste und Schönste in uns steckt, womit wir aber alle Institutionen des Salons über den Haufen stürzen würden, wenn wir den in uns redenden Meinungen Worte geben wollten. Als Scheinbilder uns repräsentirend, würden wir oft eine Wohlthat darin finden, uns für die Chiffrirung Dessen, was wir nicht sind, einer fremden Sprache fortdauernd bedienen zu können. In fremder Mundart fühlt man eine größere Berechtigung zur Ostentation, man übt das Sprechen, um zu sprechen, mit leichtsinnigerer Freiheit, und

giebt ſich mit mehr Beſchäftigung den geſellſchaftlichen Formen hin, die man auch in jeder andern Sprache kürzer und muthiger ausdrückt, als in der deutſchen. Man würde unſern Geſellſchaftsumgang dadurch noch entſchiedener von dem wahren Leben abzeichnen, und ihm ſein Phraſenhaftes als eine Symbolik der üblichen Repräſentation zugeſtehen, die darum auch in fremder Zunge laut wird. Wenn ſich die Deutſchen des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, bis in das achtzehnte hinein, franzöſiſcher Umgangsſprache bedienten, ſo war es für die nationale Geſinnung, die dadurch in den Schatten geſtellt wurde, eine Schmach und Schande, aber man könnte zugleich behaupten, daß ſie damals die geſelligen Beziehungen und Umgangsphraſen nicht ſo naturwidrig und gegen allen Sprachgeiſt ausdrückten, wie ſpäter, als die deutſche Sprache zur Geſellſchaftsſprache abgerichtet und in die Salons gezogen wurde.

Die natürliche und humane Höflichkeitsſprache der Franzoſen, mit deren leichtgeſchürzten Gewändern die deutſche Geſelligkeit ſo lange ihre beſte Toilette beſtritten, hat auf den deutſchen Geiſt

ſelbſt keine nachhaltige Wirkſamkeit ausgeübt. Man könnte ſich vielmehr wundern, daß die Höflichkeit unſerer Nation, nachdem ſie in den franzöſiſchen Formen ſich mit der Unbefangenheit und dem dreiſten Selbſtvertrauen der großen Welt auszudrücken gelernt, bald darauf mit ihrem landesthümlichen Organ in die gekünſtelteſte und geſchraubteſte Pedanterie des Ausdrucks zurückzuſinken vermochte, und jenen timiden und bettelhaften Umgangston wieder anſtimmte, in dem wir noch heut concertiren. Dabei iſt unſere heutige Umgangsſprache, trotz aller puriſtiſchen Stahl- und Schwefelbäder, doch keineswegs frei von dem Hange, ſich wieder mit ausländiſchen Wörtern und Wendungen zu rekrutiren, und namentlich für piquante Bezeichnungen einer gewiſſen geiſtreich vornehmen Anſchauungsweiſe franzöſiſche Ausdrücke, die allerdings meiſt unüberſetzbar ſind, in Cours zu geben. Dieſe Neigung tritt immer ſichtbarer wieder hervor, und hat ſich auch literariſch abgezeichnet. Die Werke des Fürſten Pückler haben noch in einem tiefern, als dem gewöhnlichen Sinne, eine geſellſchaftliche Bedeutung für unſer Jahrhundert,

doch ſpiegeln ſie zugleich in ihrer naiven und liebenswürdigen Selbſthingebung eine gewiſſe Sprachmengerei ab, wodurch ſie die heutige gäng und gäbe Ausdrucksweiſe unſerer höheren geiſtreichen Zirkel entſchieden charakteriſiren, und um ſo unmittelbarer, da ſie, nur mit individueller Originalität verſetzt, aus dieſen Elementen friſchweg und ungezwungen in die Literatur überſiedelt ſind. Wo eine geniale und ſinnreich leichtfertige Bewegung gemacht oder ein beſonders treffender Einfall markirt werden ſoll, iſt auch ſogleich nicht nur ein franzöſiſches Bonmot zur Hand, ſondern oft ganze Reihen und Sätze in fremder Zunge, die mit graziöſem Anſtand eingeſtreut werden; am häufigſten in den Briefen des Verſtorbenen, die unter allen Werken dieſes Autors der unabſichtlichſte Abdruck aller ſeiner Eigenheiten ſind. Dieſe Sprache, die in Schriften von rein literariſchem und künſtleriſchem Charakter meiſtentheils ein Gräuel wäre, in jenen Darſtellungen aber durch ihre ganze Tonart und Entſtehung eine gewiſſe Berechtigung annimmt, liefert den Beweis, daß die Liebenswürdigkeit franzöſiſcher Aiſancen und Nüancen noch immer eine

gewisse Aufforderung zu haben scheint, sich in das gesellschaftliche Leben der Deutschen zu mischen. Dieselbe Erscheinung, nur auf einem geistigeren Grunde ausgeprägt, bemerkt man in den Briefen der an das großartigste Weltleben hingegebenen Rahel, die oft für die Bezeichnung ihrer witzigsten Combinationen, hinundwieder selbst für manche ihrer visionnairen Anschauungen, keine deutschen Wörter hat, sondern nur französische, welche aber dann äußerst treffend sind und mit blitzschneller Kürze schlagen. Aus vielen ihrer Briefe redet auch im ganz unmittelbaren Abdruck die Sprache des Familien- und täglichen Umgangslebens, wie es sich besonders in den berliner Kreisen von höherer Art und Bildung gesprächlich zu äußern pflegt, und auch darin tönt uns eine Mischung von fremden und heimischen Lauten entgegen, zum Beweis, daß dem Purismus in Deutschland nur Palliativkuren gelungen waren. Er hat auch seine zu einer gewissen Zeit so gewaltigen Bestrebungen gerade jetzt, wo er die mehrfachsten Herausforderungen hätte, zurückgezogen; wenigstens zieht er es vor, über das unabläugbare Factum, welches ihm in

unſern Tagen die gebräuchliche Geſellſchafts- und Umgangsſprache wieder entgegenhält, zu ſchweigen. Dagegen kann der Purismus den Triumph erleben, daß ſich in den literariſchen und poetiſchen Kunſtwerken der Nation, auch ſelbſt in ihren ephemeren öffentlichen Schriften, die Reinheit der Sprache fortwährend ſo ächt, als es nur möglich, zu behaupten ſtrebt, wenn ſie auch gerade nicht jede witzige und energiſche Bewegung des Gedankens an einen engherzigen Wörterpatriotismus feſſelt.

Die eingeſtändliche Meinungsloſigkeit, aus der unſere geſellſchaftlichen Phraſen hervorgegangen, trägt auch davon die Schuld, daß für viele Dinge des Umgangs ein franzöſiſcher Ausdruck vorgeſchoben wird, indem unſer Deutſches entweder noch nicht die Keckheit ſolcher Bezeichnung unter ſeinen Wörtern ausfündig gemacht, oder auch die Sache dadurch gemildert und ſchonend verhüllt werden ſoll, daß wir ſie dem Andern nicht gerade mit einem deutſchen Wort ins Geſicht ſagen. Beruhte unſere Converſationsſprache nicht auf ſolchen Rückſichten und Vorausſetzungen, ſo würden ſich für manche geſellſchaftliche Leichtfertigkeiten und Umgangsge-

wohnheiten, die sich französisch sehr geläufig sagen, schon mehr entsprechende deutsche Bezeichnungen von gleicher Leichtigkeit eingefunden haben. Aber aus dieser deutschen Voraussetzung, daß die größte Höflichkeit darin bestehe, dem Andern so wenig als möglich unmittelbar gegenüberzutreten, hat sich unsere Umgangssprache sogar grammatisch gebildet. Dies charakterisirt sich namentlich durch den gesellschaftlichen Gebrauch der Pronomina, der seine bestimmt nachzuweisende Geschichte in unserer Sprache hat, von den Zeiten natürlicher Unbefangenheit und Vertraulichkeit an bis zu dem extremen Zustande, in dem wir uns gegenwärtig mit diesen Anredewörtern (gewissermaßen den Vorposten des Gesprächs) befinden.

Man kann annehmen, daß bis ins funfzehnte Jahrhundert hinein das für alle Verhältnisse des Lebens gebräuchliche Anredewort in dem einfachen Du bestand, der natürlichsten und arglosesten Form, um eine Gegenseitigkeit zweier Personen, die miteinander in Beziehung treten, auszudrücken. *) Du

*) S. Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesell-

ſagte man nicht nur im vertrauten Umgange, wie wir heutzutage ausſchließlich; ſondern auch an den Höfen, oder woſonſt nur ein Ceremoniell die Verhältniſſe hätte erſchweren können, hörte man keine andere Anrede. Briefe und andere literariſche Ueberlieferungen aus jener Zeit bewahren die Zeugniſſe davon auf, obwohl ſchon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Veränderungen allmählig ſichtbar werden. Bald mußte es für vornehmer gelten, die zweite Perſon des Pluralis Ihr als Anrede zu brauchen, Du war namentlich in den höheren Zirkeln nicht mehr faſhionable, und nur den Subalternen wurde es noch von ihren Vorgeſetzten im Umgange geboten. *) Die Ariſtokratie ihrte ſich gegenſeitig, und die Demokratie wurde von ihr gedutzt. Bei größeren Anregungen des deutſchen Lebens von Außen

---

ſchaft in Mannheim. (Mannh. 1787.) III. Bd. S. 251. fg. „Ueber das Sonderbare der deutſchen Höflichkeitsſprache im Gebrauche der Fürwörter"; von Profeſſor Günther.

*) Vgl. Günther a. a. O. S. 263.

und vielfältigeren Mischungen des Nationalverkehrs wurde jedoch die Höflichkeit, die einmal vom Pfade der Natur zu weichen angefangen, immer mehr verleitet, sich auf Absonderlichkeiten und ausgesuchte Kniffe zu legen. Die Römer waren selbst in ihrer demoralisirtesten Periode, wo in genialen Köpfen Scharfsinn und Wahnwitz wetteiferten, um neue und unerhörte Typen der Schmeichelei für die Kaiser zu erfinden, nicht darauf gefallen, zum Triumph der Höflichkeit die Pronomina ihrer Sprache zu nothzüchtigen. Sie sagten Du selbst zu ihrem Tiberius, Caligula, Nero. Die Deutschen mißbrauchten aus Gutmüthigkeit, Taktlosigkeit und Unsicherheit des Welttons die erstaunliche Biegungsfähigkeit ihrer Sprache zu niedageweſenen Spiegelfechtereien. Die dritte Stadie der im Irrgarten der Pronomina umhertaumelnden Höflichkeit war die dritte Person des Singular: Er, worin das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch die gebräuchlichste Anrede im geselligen Leben bestand, zu einer Zeit, wo durch Interessen des Handels, der Politik und der erwachenden Wissenschaften die italienische Sprache an den deutschen Höfen und

in den gebildeteren Umgangskreiſen ſehr in Aufnahme gekommen war.*) Denn dieſe dritte Perſon des Pronomens im Singular war ohne Zweifel nur als eine Nachahmung der italieniſchen Sprachgewohnheit entſtanden, obwohl man ſich im Italieniſchen, mit noch weichlicherer Färbung, des Femininums dabei bedient und Jedem, den man anredet, die Galanterie erweiſt, ihn zum Weibe zu machen. So weit war es jedoch in Deutſchland zu dieſer Zeit, wenn auch ſchon Paul Flemming ſeine Geliebte ſein „göttliches Menſch" nannte, nicht mit der chevalereſken Verehrung der Weiblichkeit gediehen, daß man es für höflicher hätte halten ſollen, auch dem Manne ein zarteres weibliches Genus in der Anrede beizulegen.

Nachdem einmal die dritte Pronominalperſon in unſere Höflichkeitsterminologie eingewandert war, lag, bei fortdauernder Leidenſchaft zur immer größern Steigerung der Höflichkeit, der Uebergang nahe, in der dritten Perſon der Mehrheit ſtatt Er nunmehr Sie zu ſagen, auf welcher Stufe

*) Vgl. Günther a. a. O. S. 279.

wir noch heutzutage stehen geblieben sind. Diese dritte Person des Pluralis zeigt sich als neue Mode des höchsten und elegantesten Welttons schon in deutschen Briefen vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wovon Günther (a. a. O. S. 267 fg.) aus Martin Zeiller's epistolischer Schatzkammer Beispiele anführt. Wenn jedoch in der genannten Abhandlung behauptet wird, die Wahl des Pluralis in der Anrede sei aus einer Nachahmung des Französischen hervorgegangen, so ist dies nicht wahrscheinlich, da es, nachdem das Du schon früher in die Mehrheit des Ihr sich ehrerbietiger umgesetzt hatte, sich jetzt auf dieselbe Weise wiederholte, statt des fashionable gewesenen Er abermals dieselbe dritte Person der Mehrheit: Sie als höchste Entwickelung der correspondirenden Formel in Mode zu bringen. Denn einmal entspricht diese Verhöhnung aller grammatischen und logischen Gesetze, einen uns Gegenüberstehenden mit der dritten isolirten und ihn gewissermaßen wieder von uns entfernenden Person anzureden, der Gesinnungsart unserer Höflichkeitssprache überhaupt, wonach sie die Tendenz hat: sich immer so fern

als möglich zu dem Andern zu ſtellen, ſtatt der nächſten Gegenſeitigkeit des Zweiten, die auch grammatiſch die zweite Perſon ſein würde, ſich die entferntere Bekanntſchaft in der dritten Perſon zu wünſchen, und ihn deshalb in dieſer auf Schrittweite geſtellten Poſition ſich reſpectvoll gegenüber beſtehen zu laſſen. Dann aber iſt der Hang, dieſe dritte Perſon zuletzt ſogar in der Mehrheit: Sie auszudrücken, ebenfalls aus dem allgemeinen Grundſyſtem der Höflichkeit herzuleiten. Eine einzelne Perſon gewiſſermaßen als eine Mehrheit von Perſonen zu behandeln und anzureden, dürfte die allergrößte Höflichkeit ſein, die man nur immer in der Idee des Menſchen erſchwingen kann, und wenn das Sie eine Narrheit iſt, ſo läßt ſich doch, wie bei jeder, auch etwas Weisheit und metaphyſiſche Ironie herausſophiſtiſiren. Obwohl am Ende Niemand mehr ſein kann, als „Er ſelbſt allein", ſo ſtecken doch in einem Menſchen immer mehrere und ſehr verſchiedene Perſonen, die allerdings bei der Anrede und im Umgange zu berückſichtigen ſind, beſonders da im letzteren oft eine ganz andere Perſon heraustritt, als im Hintergrunde verhüllt bleibt, und

man, für unvorhergesehene Fälle, gut thut, mit einem einzigen höflichen Schlagwort alle in einem Menschen befindlichen Personen zu gleicher Zeit zu becomplimentiren. Dieser Pluralis dient auch zur Bezeichnung von äußerer Macht und Ansehn nachdrücklich, schon bei den Alten. Römischem Consularstolz und Patrizierpomp gehörte das allumfassende nos für das einzelne ego gewissermaßen zur Purpurverbrämung der toga praetexta, doch wurde es zu Cicero's Zeit auch selbst im engeren freundschaftlichen Verkehr gehört. Durch die Anrede in der Mehrheit bezeichnest Du eine Person mit Allem, was an ihr darum und daran hängt, mit Sack und Pack, mit Gut und Geld, mit Orden und Connexionen, mit schöner Frau und einflußreichem Vetter, kurz mit Allem, was Werth und Verdienst an ihm ausmacht, ausmachen könnte oder ausmachen sollte; und so ist es kein Wunder, daß der Pluralis als das vieldeutigste Symbol der Höflichkeit, worunter er alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Aufmerksamkeit in Raum und Zeit, im Aeußern und Innern zusammenfaßt, endlich die Oberhand und Höhe der deutschen Höflich-

keitsſprache behaupten mußte. Dagegen bemächtigt ſich die vertrautere Rede der Liebe, der Religion, des altberechtigten Umgangs, des vergeiſtigten Geſprächs mit entfernten verehrten Perſonen, immer ausſchließlich der einfachen Zahl. Wer uns in der einfachen Zahl mit Du anredet, geht auf unſere Einfachheit, die Monas in uns, los, er appellirt an den einfachen Kern in uns, den die geſellſchaftliche Höflichkeit in die faltenreiche Mehrheit einwickelt, und wir ſtehen mit ihm, es mag ſo kurzweilig klingen als es will, auf einem ganz andern Fuß der Hingebung und Mittheilung, weil wir auf dem Fuß des Singularis mit ihm ſtehn.

Die vielfältige Zahl in der Anrede ging Hand in Hand mit dem Gebrauch gewiſſer abſtracter Sammelbegriffe, wie man die ehrerbietigen Perſonenumſchreibungen: Euer Liebden, Euer Gnaden u. ſ. w. nennen könnte, die ſchon ſehr früh aufkamen, und mit denen ſich auch jene argen Schönpfläſterchen auf dem natürlichen Antlitz unſerer Sprache: Dero, Ihro, als Nachahmungen des Italieniſchen loro, vostro verbanden. Zur Erfindung ſolcher Abſtracta hatte ſich zwar die

Schmeichelei der Römer unter ihren Kaiſern ſchon verſtiegen, aber ohne dabei die Geſetze der Sprache zu fälſchen, denn zu der Anrede, Tua majestas geſellte ſich noch immer der Singularis, während, aus oben angegebenen Gründen, das Gefühl deutſcher Höflichkeit die Mehrheit verlangt. Aus derſelben Anſchauungsweiſe entſtanden auch die Abſtracta des Briefſtils: Ew. Hochwohlgeboren, Ew. Wohlgeboren u. ſ. w., deren Abſchaffung ſich ſogar der Liberalismus einmal zum Gegenſtande der Oppoſition machte, womit es aber ebenſo wenig glücken wollte, wie mit jener Revolte, welche in einer kleinen Stadt gegen den Gebrauch des Hutabnehmens ausbrach, die bekanntlich durch den Patriotismus der Hutmacher wieder vereitelt wurde. Jene Formeln ſind uns einmal ans Herz gewachſen und entſprechen unſerm ganzen geſellſchaftlichen Treiben und Denken. Abſtract iſt dieſe Höflichkeit, weil ſie völlig davon abſieht, daß die Perſon, die ſie gewiſſermaßen nur mit abgewandtem Geſicht ſich anzureden getraut, ſich ihr in unmittelbarſter Nähe und zu allem freien Gebrauch der Gegenſeitigkeit gegenüberbefindet. Indeß von Abweſenden

entweder in der dritten Person der Mehrheit oder mit der Abstraction zu sagen: „der Herr Geheimerath sind ausgegangen"; „Seine Hochwürden haben gestern den Arzt rufen müssen", sollte als lediglich bedientenhaft aus dem Sprachkatechismus jedes Gebildeten verschwinden *). —

Wie die deutsche Höflichkeitssprache mit den wunderlichen Sprüngen eines Tanzbären sich allmählig zu constituiren gesucht, haben wir angedeu-

*) Wie man jedoch aus Höflichkeit auch zur gänzlichen Auslassung aller Pronomina kommen konnte, bloß der umschreibenden Abstracta sich bedienend, davon führt Günther a. a. O. S. 269 Proben an, indem er bemerkt: „Ganze Briefe (aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) kann man lesen, in welchen kein einziges Fürwort, weder Er noch Sie, vorkommt, z. B. „des Herrn günstiges Schreiben habe ich erhalten und daraus ersehen, daß der Herr das Büchlein zurückbegehre, welches ich von dem Herrn geleihet habe" u. s. f. Um nur nicht Er zu setzen, welches damals schon zu gemein schien, aber auch, um nicht zu viel zu vergeben, und Sie zu gebrauchen, welches nur noch für die fürnehmsten Personen bestimmt war, bequemte man sich lieber einstweilen zum steifsten Unsinn". — Das abstracte Ceremoniell unseres heutigen Briefstils droht jedoch ebenfalls allem freien Gebrauch der Pronomina den Garaus.

tet. Wäre ſie den bekannten Worten Yoricks gefolgt, die man offenbar für die beſte Geſelligkeitstheorie halten muß: life is too short to be long about the forms of it, ſo hätten wir einen Ausdruck unſeres Umgangslebens, der auf eine ganz andere Grammatik und Logik begründet ſein müßte. Was aber die Ausbildung unſerer Umgangsſprache gehindert und von dem eigentlichen Ideengehalt unſeres Weſens abgeſondert hat, iſt zugleich der vorherrſchend geiſtige Charakter unſerer Sprache überhaupt, die nicht, wie die franzöſiſche, die Fähigkeit beſitzt, die eigenſten Gedanken ſogleich in courante Weltmünze, à la portée de tout le monde, umzuſetzen. Man höre zu, wenn ein gebildeter und geiſtreicher Gelehrter, der wenig aus ſeinen Ideenkreiſen herauszutreten geübt, in den Fall kommt, einem gewöhnlichen Bürger oder Handwerker etwas auseinanderzuſetzen, was irgendwie einen ideellen Bezug und keine äußerliche Vorſtellbarkeit hat; man wird finden, daß er ſich bei weitem zu geiſtig für ſeinen Zuhörer ausdrückt, zu ſeiner eigenen Verlegenheit. Dieſe Trennung der intellectuellen Anſchauung und der populairen Umgangsſprache liegt

bei keinem andern Volke in einem so ungeheuern und beispiellosen Conflict. Deutsche Volksredner, die den populairen Ton zu treffen ein Talent haben, wie es im Durchschnitt bisher unentwickelt unter uns geblieben, würden am besten die Schwierigkeit zu beschreiben wissen, welche ihnen bei augenblicklichen Ideenerörterungen das metaphysische Temperament der deutschen Sprache, ihr tiefsinniger Anflug, ihr Hang zu abstracten Bezeichnungen, entgegenstellen. Die französische Sprache ist dagegen schon als allgemeines Umgangsmittel und Volksorgan gedacht und gemacht; sie kennt gar nicht einen so ausgebildeten Unterschied zwischen populairem und ideellen Ausdruck. Diese Sprache verbindet die Stände bei weitem gleichartiger, als die unsrige, welche sie vielfach trennt. Die öffentliche Debatte hat dort eine Vermittelung zwischen dem tiefsinnigsten Franzosen und seinem ungebildetsten Zeitgenossen geschaffen, die nicht ohne Einfluß auf die Sprache der Dichter und Denker, der Wissenschaft und der Idee, verbleiben konnte. Jede Gedankenäußerung erscheint sogleich mitten hineingestellt in den allgemeinen Verband der Nation, und die Production

bringt die Grillen der Einsamkeit und Absonderung, in der sie entstand, wenigstens auf ihrem Antlitz, in ihrer Sprache, nicht mit auf den Markt. Wird dadurch die Wissenschaft oft verflacht, das Gefühl entheiligt, so gewinnt doch auf anderer Seite das Umgangsleben an Geist und Gefühl, oder vielmehr es entsteht eine wohlthätige und für das wirkliche Leben ersprießliche Mischung, ein allgemeineres Verständniß durchzieht und umfaßt das Land, und wenn man einen gemeinen Franzosen über Ansichten und Maximen, über Interessen der Allgemeinheit, mit seinem bewußtvollen Anstand reden hört, vergißt man meistentheils gern, daß er nach den bekannten statistischen Berechnungen vielleicht gerade zu Denen gehört, die weder lesen noch schreiben können. Dafür kann er hören und sprechen.

Das Verhältniß der deutschen Sprache zum wirklichen Leben ist ein noch unausgebildetes, und daher die künstliche Zwittergestalt unserer Umgangssprache, die, wie wir gesehen, für ihre heimathliche Verlegenheit immer neue fremdländische Wendungen und Verstecke aufsuchte. Unsere Sprache

fühlt und gebraucht ihre tiefſten Lebenskräfte in der Ausarbeitung unſeres ideellen Menſchen, ſie iſt ein Monolog unſerer Gefühle, eine Selbſtbetrachtung unſerer Gedanken, ein Gebet unſers Herzens; aber in alle die äußerlichen Verbindungen unſerer Wirklichkeit iſt ſie uns bisjetzt ſo verdroſſen und nachläſſig gefolgt, wie mancher große Mann, der im Bewußtſein ſeines innern Werthes wenig bekümmert iſt, ob ihm in einer Geſellſchaft lauter geiſtreiche oder lauter triviale Reden entſchlüpfen, ſich am liebſten aber ſchweigend darin verhält. So befänden wir uns denn in dieſem Augenblick mit unſerer Sprache auf der umgekehrten Bildungsſtufe, als auf welcher Leibnitz zu ſeiner Zeit in den „Unvorgreifflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache" ſie am geeignetſten für das wirkliche und gewerkliche Leben, am ungeeignetſten für den Gedanken und Gemüths-Ausdruck bezeichnete, indem er ſagte: *) „Ich finde, daß die Teutſchen ihre Sprache bereits hoch bracht,

*) S. Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens. (Genev. 1768.) Tom. VI. Pars II. p. 959.

in allen dem, ſo mit den fünff Sinnen zu begreiffen, und auch dem gemeinen Manne fürkommt; abſonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunſt- und Handwerksſachen, weil nemlichen die Gelehrten faſt allein mit dem Latein beſchäfftigt geweſen, und die Mutterſprache dem gemeinen Lauff überlaſſen, welche nichtsdeſto weniger auch von den ſogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt' ich dafür, daß keine Sprache in der Welt ſei, die (zum Exempel) von Ertz und Bergwerken reichlicher rede, als die Teutſche. Dergleichen kann man von allen andern gemeinen Lebensarten und Profeſſionen ſagen, als von Jagt- und Waid-Werk, von der Schifffahrt und dergl.. Wie denn alle die Europäer, ſo auffem großen Welt-Meer fahren, die Namen der Winde und viel andre Seeworte von den Teutſchen, nehmlich von den Sachſen, Normannen, Oſterlingen und Niederländern entlehnt. — Es ereignet ſich aber einiger Abgang bei unſerer Sprache in denen Dingen, ſo man weder ſehen noch fühlen, ſondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bey Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der

Tugenden und Laſter, und vieler Beſchaffenheiten, ſo zur Sitten-Lehr und Regierungskunſt gehören; dann ferner bei denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkänntniſſen, ſo die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denk-Kunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Nahmen der Logick und Metaphyſick auff die Bahn bringen; welches Alles dem gemeinen Teutſchen Mann etwas entlegen, und nicht ſo üblich, da hingegen der Gelehrte und Hoffmann ſich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in Dergleichen faſt allein und inſoweit zu viel befliſſen; alſo daß es denen Teutſchen nicht am Vermögen, ſondern am Wollen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutſch gegeben, ſo iſt kein Zweiffel, daß dasjenige, ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt, von dieſen, wenn ſie gewolt, auch ſehr wohl, wo nicht beſſer, in reinem Teutſch gegeben werden können." —

Karl V. ſagte, er wolle Spaniſch reden mit dem lieben Gott, Franzöſiſch mit den Damen, Deutſch mit ſeinen Pferden. Dieſe durch die hiſtoriſche

Situation ſeiner Zeit ſehr richtig begründeten Sprachunterſchiede haben heut keine Geltung mehr. Die deutſche Sprache hat ſogar angefangen, mehr als je in geſchichtliche Berührungen zu treten, und in dem weltliterariſchen Verkehr, den Goethe prophezeiht und in Geſtaltung begriffen ſah, tönen uns bereits auf den wichtigſten Plätzen Europas ihre eigenthümlichen Laute zurück. Der höhere Weltverkehr, die allgemeineren Nationalbeziehungen, in die ſofort die geiſtige Production unaufhaltſam hineingeriſſen wird, müſſen auch auf die Sprache ihre Rückwirkung ausüben, und namentlich die deutſche wird davon noch neue und nicht unweſentliche Anflüge zu empfangen haben. Die Pedanterieen unſerer Geſellſchaftsſprache, die durch Entſchuldigungsformeln perſiflirte menſchliche Gegenſeitigkeit, werden in der nächſten Weltbildungsepoche von ſelbſt ausſcheiden, und wenn ſich auf dieſer Stadie größerer Vereinheitlichung des innern und äußern, nationellen und ideellen Menſchen nicht gerade patriarchaliſche Elemente in den Umgang wieder einfinden, ſo doch gewiß friſcherer Naturausdruck, und, bei allgemein geſunden und geraden Situa-

tionen, ungeheuchelte Freigebung des Inhalts an das Wort. Denn die Verrenkung der Umgangssprache entspringt nur aus der Verrenkung der ächten Situation, aus der inneren Unbefriedigung der Gegenseitigkeit, in der Ich und Du sich zu einander verhalten. Die deutsche Umgangssprache hat schon sehr verschiedene Tonarten angenommen, sie wird neue nicht von sich weisen, die aber aus dem socialen Leben von selbst heraustreten müssen. Ihre Conversationsgewandtheit mit Pferden, die Karl V. rühmte, ihre Unentbehrlichkeit im Munde der Handwerker, Schiffer und Bergleute, die Leibnitz hervorhob, ferner die fromme und erbauliche Anfärbung, mit der zu einer gewissen orthodoxen Zeit in Deutschland auch der Ausdruck des täglichen Familienumgangs bezeichnet war, dann die ganz treu abgeprägte bürgerliche Conversation, wie sie aus Ifflands Stücken noch zu uns redet, alle diese Tinten sind heut in einer pointirten Geistreichigkeit aufgegangen, die, mit ästhetischem Anwurf, am meisten unsere gesellschaftliche Mittheilung überfirnißt. Die Geistreichigkeit unsers Zeitalters, die man sich ebenso wahr als wohlfeil zum Stichblatt sa-

tiriſcher Anwandelungen zu nehmen pflegt, ungeachtet Jeder darin befangen, iſt ohne Zweifel eine Uebergangsſtufe zur Flüſſigmachung des geiſtigen Fonds in der Nation, eine, wenn auch in ihrem Erſcheinen widerwärtige Wendung zu derjenigen Periode, wo das Eſoteriſche ſich nicht mehr dem wirklichen und populairen Leben, als einer ihm nicht ebenbürtigen Form, gegenüberſetzt. Die geiſtniche Schminke des modiſchen Umgangs iſt daher bei weitem nicht ſo kränkend, als die damit verbundenen grammatiſchen Formen, welche wir an uns vorübergehen ließen, abgeſchmackt und vernunftwidrig uns dünkten, und doch fordern dieſe letzteren, ſo lange ſie noch nicht durch das Leben ſelbſt widerlegt ſind, eine nicht in allen Fällen zu weigernde Beobachtung. Die ſocialen Einflüſſe werden aber auf die Geſellſchaftsſprache wie eine klimatiſche Nothwendigkeit einwirken. Die franzöſiſche Sprache, obwohl ſie das deutſche Mißverhältniß des Umgangsausdrucks zum innern Charakter nicht kennt, iſt doch ebenfalls jetzt in denſelben Bewegungen begriffen, die in einem Streiten für die unumſchränkte Herrſchaft des Gedankens über Wortform und gram-

matiſche Verbindung eine eigenthümliche Sprachumwälzung vollbringen. Die neuromantiſche Sprache Victor Hugo's, Alfred de Vigny's und ihrer Genoſſen iſt als Symptom wichtig; noch merkwürdiger erſcheint uns, in unſerer Beziehung, die Sprache in den Romanen der Marquiſe Dudevant (G. Sand), worin die ſociale Speculation ganz neue Laute und Wendungen der Rede verſucht. —

6.

Die Satzbildung ist das gestaltete Leben des Gedankens, seine Gliederfülle, aber nicht ein Magisterrock mit besponnenen Knöpfen, in den er hineingesteckt und, mit Zubehör von Stiefeln und Stulpen, Rohrstock und Schnupftabakdose, absichtlich eingekleidet und ausstaffirt werden soll. Die deutschen Schriftsteller haben sich mit ihren Perioden viel zu große Mühe in äußerer, und viel zu wenig in innerlicher Beziehung gegeben. Stände ein höheres gesellschaftliches Element in Wechselwirkung mit unserer Schreibart, so hätte sie nie zu klagen gegeben über die meilenlangen Perioden, die man kaum auf dem Papier mit dem Auge, geschweige denn mit dem geistigeren Organ, dem Ohr, übersichtlich auffassen kann. Denn der menschliche Gehörsumfang, auf den bei der Satzbildung Rücksicht genommen werden sollte, ist beschränkt. Das

Ohr kann bekanntlich in einer Secunde nicht mehr als neun Töne von einander unterscheiden, und verlangt folglich, daß ihm Das, was es klar aufnehmen und zu geistigen Eindrücken verarbeiten soll, in bestimmt und gedankengemäß abgetheilten Pausen überliefert werde. Dies ist das innerliche Element von Musik, der Musik des Gedankens, worauf jede ächte Satzbildung sich stützen muß. Die Perioden, die Pausen des Gedankens, dürfen diesem musikalischen Gesetz nicht zuwider handeln, ohne auch des Gedankens Harmonie und Wirksamkeit zu zerstören.

Die innere Tonart einer jeden Darstellung, die aus der melodiegebenden Seele des Inhalts entspringt, muß vornehmlich die Satzbildung als das Nothwendige bedingen. Es giebt langsame und schnelle Tonarten des Gedankens. Im erstern Falle finden sich gehaltene, künstlichere und verschlungene Periodenreihen ein, das Epische und Pathetische herrscht vor; im andern kürzere, gedrängte, schlagfertige mit wenigstem Zwischensatz, ein drastischer Effect wird erstrebt. Beiderlei Tonarten werden sich fast in jeder Darstellung neben einander geltend machen,

obwohl von der organiſchen Verſchiedenheit der Sprachen abhängig und bedingt. Der geſellſchaftliche Charakter der franzöſiſchen Sprache, ihre praktiſche Lebendigkeit, haben darin vornehmlich die kürzere, im raſchen Moment wirkende Satzbildung begünſtigt, weitausſehende Periodenverwickelung duldet der geſprochene Ausdruck der ganzen Darſtellung nicht. Die deutſche Sprache, weil ſie mehr eine geſchriebene iſt, neigt ſchon dadurch zu einer größeren Verſchlungenheit, einer überlegten und planmäßigen Periodiſirung hin. Iſt der franzöſiſche Satz ein leichtgebildeter Weltmann, ſo iſt der deutſche Periodenbau ein geiſtreicher Sonderling, dem auf ſeinem Geſicht ein einſames und vielfältiges Brüten ſteht. In demjenigen Stil aber, der nur vom Gedanken beherrſcht wird, kann die allzucomplizirte und gelehrte Periodenlagerung, der auch auf der gegenwärtigen Stufe der deutſchen Sprache viel organiſch Hinderliches entgegenſteht, fortan kein gültiger Schematismus mehr ſein, eben weil ſie nichts iſt als ein Schematismus. Einige Worte des Grafen Schlabrendorf, in ſeinen Bemerkungen über die Sprache, bezeichnen den allgemeinen Un-

terſchied zwiſchen franzöſiſcher und deutſcher Satzbildung ſehr treffend auf folgende Weiſe: „Die Kürze der franzöſiſchen Perioden hat den Vortheil, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Leſers oder Hörers, ohne ihn lange warten zu laſſen, faſt ebenſo ſchnell befriedigt als erregt. Der Franzoſe fordert Klarheit. Da ſich ihm ein größeres Ganzes nicht überſchaulich darbietet, ein zu mächtiger Biſſen ſeine Ungeduld reizt, hilft ihm die Sprache und giebt ihm die Sache theelöffelweis. Die längern deutſchen Perioden fügen ſich der Wißbegier des Hörers nicht ſo gefällig; aber ſie haben den Vortheil, indem ſie die Aufmerkſamkeit feſthalten, das Nachdenken zu vergrößern, und im gleichzeitigen Zuſammenfall mehrer Gedanken einen Geſammtgedanken zu erzeugen, deſſen der Franzoſe entbehrt. Ich möchte ſagen, im Genius der deutſchen Sprache waltet, um ein Bild von der Muſik zu entlehnen, mehr die Harmonie vorwaltend; im Genius der franzöſiſchen, die Melodie.“

Die Harmonie, welche in der Muſik eine Totalwirkung mehrerer einzelner Reihen von Sätzen und Gegenſätzen, eine Combination der Accorde und Intervalle iſt, dürfte jedoch, in aller Aus-

dehnung ihres Begriffs auf die deutsche Periodenbildung angewandt, meistentheils nur ein mißlautendes und verworrenes Concert abgeben. Wie große und imposante Wirkungen auch in manchen Tonarten der Darstellung durch weitumfassende Satzgebilde erreicht werden können, so hat doch unsere Sprache in ihren grammatischen Formen die Fähigkeit eingebüßt, etwas Vollendetes und Kunstgemäßes darin zu leisten. Die absoluten Genitive, die im Altdeutschen entschieden vorhanden waren, sind ein Verlust für unsere heutige Syntax, der nicht genug beklagt werden kann, denn ohne absolute Constructionen läßt sich kein freieres Satzgefüge aus vielverschlungenen Perioden bilden. Radlof schrieb im Jahre 1812 eine „Aufforderung an alle denkende Schriftsteller, die Wiedereinführung der absoluten Genitive aus dem Altdeutschen betreffend",*) doch wie soll man eine dem Leben der Sprache entwichene Form durch Verabredung oder

*) Zuerst im Literarischen Verkündiger, München 1812. Nr. 49—51. und dann in seinen Teutschkundlichen Forschungen und Erheiterungen, Bd. I. S. 41 fg.

Vorſatz wieder bannen? Viele An- und Nachklänge von jenem abſoluten Genitiv finden ſich noch heut in unſerm modernen Sprachgebrauch, z. B. unverrichteter Sache abziehen, ſtehenden Fußes, stante pede, ein Zeichen, daß es in der Natur unſerer Sprache liegt, bei abſoluten Conſtructionen den Genitiv zu wählen, obwohl der urkräftigen Biegungsfülle des Gothiſchen auch abſolute Dative eigen ſind. Von Beiſpielen abſoluter Genitive, die Radlof aus älteren Schriften, bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und auch noch aus neuern Ueberbleibſeln des Kanzleiſtils, geſammelt hat, mögen hier einige ſtehen: „Der Sündfluß Noä, da die ganze Welt erſäuft ward, ausgeſchloſſen Noä mit ſeinen drei Söhnen", Luther; „unangeſehen deſſelben Vertrags, unterſtund ſich der Kunig", im Wiß Kunig; „abgerechnet der Offiziere und Unter-Offizieren, werden die Gemeinen dem 13. Regiment zugewieſen", bayeriſche Verordn. vom Jahre 1805—1806; „unerwogen aller Billigkeit verfahren", bei Schottel; „daß Chriſtus von einer Jungfrau, unverletzt ihrer Jungfrauſchaft, geboren worden", in

hundert alten, besonders katholischen Erbauungsschriften; „unerforscht aller Umständ," Hans Sachs; „unverschont ihrer aller", derselbe; „er lässet die Kinder, unwissend der Mutter, aufziehen, Joh. Limberg v. Roden Reisebeschr. Lpzg. 1690. u. m. a.

Obwohl man anstehen könnte, diese angeführten Genitive für eine absolute Construction im Sinne der antiken Sprachen zu halten, eher behauptend, hier sei das Verbum adverbialisch oder wie eine Präposition, die den Genitiv nach sich zieht, gebraucht, so müssen doch solche und ähnliche Wendungen ohne Zweifel für eine schöne Bereicherung und Befähigung unserer Syntax zu prägnanten Satzgefügen gelten. Damit sei aber nicht ausgesprochen, daß ihre absichtliche Zurückführung in die laufende Production der Sprache gelingen könne, zu unternehmen sei, da man einmal an einer Sprache nichts retten kann und soll, was sie nicht selber festhält*). Aus der Umschreibung und Auf-

*) Wie es bei Radlof lautet, der die absoluten Genitive ganz in seine eigene Schreibart aufzunehmen ver-

lösung aller absoluten Fügungen, mit sobald, nachdem, als, wofern ꝛc, die besonders von Gottsched für eine klare Correctheit des Stils angesehen wurde, stammt aber die Partikel-Pedanterie und das Labyrinth der Zwischensätze, wodurch eine längere Periode in unserer Schreibart zu einem wahren Ungeheuer verzerrt werden kann. Versuche einiger Uebersetzer des Tacitus, namentlich Woltmann's, zur Erreichung tacitischer Kürze die absoluten Sätze auch deutsch mit einer Präposition zu geben, z. B. interfecto Lepido „nach ermordetem Lepidus" zu übersetzen, sind ebenfalls unwirk-

---

sucht hat, kann man z. B. an folgender Stelle (in seinen teutschkundl. Forschungen II. S. 68.) erproben: „Wiedererwachend des Eifers für Schriftenthum und Sprachen der alten, voran der gottbegeisterten Zeit, erwachte auch laut der Schmerz über die allgemeine Zerspaltung der Menschenzunge in so zahllose Sprachen, die, obwohl sie alle nur Eines und eben Dasselbe bezeichnen, dennoch je den einen Gedanken, z B. Sonne, durch zahllose, sich ganz entfernte Wortlaute darstellen. Zerrissen der Sprache in Sprachen, des mächtigen allvereinenden Bandes, war auch aller Verkehr der Völker mit Völkern fremder Zungen und Zeiten unermeßlich erschwert worden." ꝛc.

ſam geblieben und lächerlich geworden. Dagegen ſind die ſogenannten homeriſchen Genitive, „feſten Trittes" „hochherzigen Sinnes", die trotz Adelungs Gegeneiferung ſich immer mehr ausbreiteten, ein urſprüngliches Eigenthum der deutſchen Sprache und geben der Satzbildung ein ſchönes Gepräge. Bürger begann in ſeiner Ueberſetzung des Homer deren mehrere zurückzuführen, nach ihm Voß mit noch größerer Feſtigkeit und Ausdehnung, aber auch Klopſtock hatte ſchon in eigenen Gedichten wirkſamen Gebrauch davon gemacht. Man hat öfters den Irrthum begangen, dieſe Genitive für etwas Griechiſches anzuſehn, während ſie bereits in den Minneſängern, bei Hans Sachs, und bis ins ſiebzehnte Jahrhundert hinein, in deutſchen Druckſchriften ſich finden, wie ſchon Radlof, in einem Aufſatz über Voſſens Genitivfügungen, bemerkt hat. —

Die zweite Grundbedingung, neben dem eigenthümlichen Organismus der Sprache, iſt die Einheit der intellectuellen Anſchauung in der Periodenbildung. Man könnte ſie auch die Einheitlichkeit der Scene im Satze nennen, unter welchem Namen ſie beſonders engliſche Rhetoriker,

namentlich Home und Hugo Blair, zu einem Haupterforderniß ihrer Theorie gemacht haben. Es darf inmitten eines und deſſelben Satzes keine zu verſchiedenartige Scenerie vorgehen, ſondern es muß ſich vielmehr auch im feſten Geſchiebe der Perioden Scene aus Scene entwickeln und vor die Anſchauung des Leſers hintreten. Die geſchmackloſe Einſchachtelungsmanier des Stils iſt gewöhnlich auch ein Fehler der Logik, daß verſchiedene Gedanken, deren jeder für ſich eine beſondere Auffaſſung und Behandlung erfordert, in demſelben Satz verbunden und vermiſcht werden. Ein neuer Gedanke muß immer eine neue Scene des Stils eröffnen, und daraus ergiebt ſich von ſelbſt die Nothwendigkeit, bald in längeren, bald in kürzeren Perioden zu ſchreiben. Mit jeder Periode beginnt ein neuer Athem auch für den Gedanken, und langathmige Perioden werden nur dann Schönheit und Berechtigung für ſich haben, wenn ſie von der Einheit des Gedankens, der ſie gerade umſpannt, feſt zuſammengehalten ſind. Oft werden aber Gedanken zu Zwiſchenſätzen gemacht, die einen neuen Athem erfordern, alſo einen neuen Satz anfangen

müßten, und dies iſt eine ſehr häufige und aller Schönheit nachtheilige Mißformung, von der es bei den beſten deutſchen Schriftſtellern Beiſpiele in Menge giebt. Bürger beſtritt ſogar die Lehre von der Einheit der Scene im Satze als etwas Unweſentliches *). freilich zu einer Zeit, wo die deutſche Proſa nur wenige und ſpärliche Oaſen in ihrer ſonſtigen Wüſtenei aufzuzeigen hatte.

Der Athem des Gedankens iſt der Beweger der Perioden, er muß ſie abtheilen, gliedern, meſſen, verbinden, ſelbſt ihren Klang beſtimmen. Daher ſind die bloß ſyntaktiſchen Satztheorieen, wie ſie häufig aufgeſtellt werden, neuerdings beſonders von Herling in ſeiner ſonſt ſo verdienſtlichen und gründlichen „Syntax der deutſchen Sprache", eigentlich ſehr unfruchtbar und zu Wenigem nütze. Auf der andern Seite aber darf die freie Schreibart nach dem Gedanken nicht aller organiſch gegliederten Satzbildung ſich enthoben meinen, und an das Extrem eines geiſtreichen Sansculottenſtils ſich hingeben. Schriftſteller, wie Heine, Gutzkow,

*) Bürger's Lehrbuch des deutſchen Stils, S. 292.

Laube, Wienbarg und einige andere verläugnen in ihren kurzathmigen, rhapſodiſch hingeſtellten Sätzen allzuſehr das deutſche Element, und verdünnen unſere Sprachdarſtellung ohne Noth zu der unperiodiſchen Schlagmanier der franzöſiſchen. Es fehlt mehreren der genannten nur die gebildetere Periodiſirung, denn der Gedanke legt ſich nicht in aſſertoriſcher Aufſtellung, ſondern im dialektiſchen Periodengeflecht, auseinander. —

7.

Man könnte zweifeln, ob die heutige moderne Prosa, die bloß den Gedanken schreibt und durchaus keine rhetorischen Toilettenkünste mehr anwendet, noch um die Schönheit sich zu bekümmern habe? Was in den Handbüchern des deutschen Stils zur Gesetzgebung schöner Schreibart überliefert wird, ist allerdings ein unbrauchbarer Plunder geworden, aber auch von jeher gewesen. Die bisherige Stillehre war immer rhetorisch und oratorisch, und deshalb falsch, und vielmehr die Geschmacklosigkeit als den Geschmack bildend, Schönrednerei erzeugend, aber nicht schöne Darstellung. Unter allen Intentionen des menschlichen Geistes ist die Rhetorik die abgeschmackteste, besonders wenn sie, wie in Deutschland, nur einen

ſchulmeiſterlichen Charakter, aber keinen öffentlichen an ſich trägt. Die Bildung der Völker befindet ſich auf einer Stufe des Bewußtſeins, wo man ſich nicht mehr durch ſtiliſtiſche Figuren und ſogenannte Redekünſte bereden, überzeugen und imponiren laſſen kann, ſondern nur durch die Sache ſelbſt und ihre gedankengemäße Veranſchaulichung. Die Redekunſt iſt heutzutage in die Auffaſſung übergegangen, und ſelbſt die öffentliche Debatte, wo ſie wirkſam iſt, ficht, ſtatt mit der Rhetorik der Formen, mit der Diplomatik des Gedankens.

Eine ſolche Klingproſa, wie ſie z. B. Engel ſchrieb, hat lange Zeit für ein Muſter bei uns gegolten, und man ließ es ſich gefallen, daß durch tönende Stellung der Wörter und koſtbare Wendungen der Mangel an Gedanken gewiſſermaßen übertäubt wurde. Man bedachte nicht, daß ein Bettler, der ſich in einen gefundenen Purpur einhüllt, kein Recht zu ſolchem Aufwand hat, ſondern nur um ſo widerwärtiger an ſeine Blöße damit erinnert. Nur der Schmuck, den jeder Gedanke mit ſich auf die Welt bringt, iſt ihm zuſtändig

und ſeiner würdig, er darf in kein anderes Koſtüm, keine andere Rolle ſich ſtecken, um mehr zu gelten als er iſt. Eine ſchöne Frau darf eher gefallſüchtig und abſichtlich ſein, als der Stil, der durch coquette Wendungen ſich mehr erniedrigt als erhebt, ſie bei reichem Inhalt nicht nöthig hat oder bei armem nur als Tünche aufträgt.

Es fragt ſich daher, ob in der Wahrheit die alleinige Vollendung des Stils beruht, und nicht in der Schönheit? Die rhetoriſche Schönheit unſerer Proſa hat ſich überlebt, kein höher begabter Schriftſteller wird mehr danach trachten, kein inhaltreicher Geiſt kann eine Freude daran haben, ſich mit Franzen und Treſſen zu behängen. Ohne Schönheit wird darum keine ächte und aus urſprünglichem Leben entquillende Schreibart bleiben, die Schönheit der Wahrheit wird ſie mit einem reizenden Duft und Hauch umziehen. Der Gedanke wird von Natur ſo viel Roſen treiben, als hinreichen, um den Namen ſeines Gegenſtandes auf das Beet der Darſtellung zu ſticken, nicht zu überpacken. Denn um den Schatz des Gedankens aus ſeiner dunkeln Tiefe in die Erſcheinung zu he-

ben, treten von ſelbſt und auf dem Wege ſeiner innern Entfaltung Elemente ins Spiel, die ihn mit dem Licht der Schönheit übergießen. Kein Gedanke kann nämlich richtig dargeſtellt werden ohne die Phantaſie.

Hier könnten wir zuerſt mit der Philoſophie in Widerſpruch gerathen, welche die Phantaſie als etwas bloß Sinnliches der reinen Gedankenentwickelung gegenüberſtellt, ſtatt beide in Verbindung miteinander zu wiſſen. Dieſe Trennung der Phantaſie vom Gedanken iſt jedoch für die fachmäßigen Sonderungen eines Syſtems erſprießlicher, als ſie im concreten menſchlichen Geiſt, wie er leibt und lebt, wirklich begründet iſt. Wie die Sprache überhaupt, als ein Licht- und Scheinkörper des Gedankens, aus dem allgemeinen Geiſtigen durch eine individualiſirende Phantaſie geſtaltet, ſo iſt der Satz, in den ein lebendiger Gedankenzuſammenhang ſich einordnet, ebenſo ſehr die ſinnliche Geſtaltgebung des Gedankens, als auch die einzige geiſtige Genugthuung deſſelben. Kein Gedanke iſt an ſich ſchon klar, er wird es erſt durch den geſtalteten Satz. Bild und Begriff, Phantaſie und Schönheit, wel-

che die Werkmeiſter bei der Entſtehung der Sprache waren, ſind es auch bei der Fügung des Satzes, der vorwaltend für die Anſchauung herauszutreten berufen iſt. Der Gedanke tritt durch den Satz in das Gebiet der Anſchauung, und ſo wird der Stil die eigentliche Plaſtik des Denkens, das Schöne des Gedachten, weil dies in ihm erſt an die Sonne hinaustritt. Auf der vollendetſten Stufe der Darſtellung iſt das logiſche Element der Ordnung, das der Verſtand beſorgt, zugleich eins geworden mit dem plaſtiſchen, das unter den bildenden Händen der Phantaſie das Individuelle in Blüthe und Farbe treten läßt.

Der Satz iſt ein vollſtändiger Lebensorganismus, ein bewegliches Charakterbild, das alle Vortheile äußerer und heiterer Erſcheinung in ſich vereinigen muß. Er ſoll keine paraphraſirende Umſchreibung ſeines Gegenſtandes ſein, ſondern eine concrete Geſtaltung deſſelben, eine Geſtalt, die in allen ihren Theilen ſichtbar und beleuchtet wird. Der Satz hat Gebärden, Töne, Farben, er vermag faſt die Wirkungen aller Künſte zu verbinden, beſonders die der Malerei, vor deren allzu abſichtlichen Effecten er ſich jedoch am beſten hütet. Die einfache

Situation von Subject und Prädicat ſtellt uns eine vollſtändige Lebensfigur vor Augen, das Verbum ſetzt ihre Schritte in Bewegung und läßt ſie handeln, der Zwiſchenſatz mit ſeinen Wendungen und Conſtructionen bringt ſie in eine pittoreske Gruppirung, die Fülle der Diction umkleidet ſie mit einer angemeſſenen Draperie, mit reizendem Faltenwurf, und ihr Gang, in dem ſie dahinwandelt, iſt Muſik, Zauber des Rhythmus. Dieſe Zuſammenfügung des Satzes macht ſeinen künſtleriſchen Charakter aus, der dem Inhalt von ſelbſt entquillen muß, ohne durch rhetoriſche und ſtiliſtiſche Meißelſchläge gefertigt zu werden. Denn es giebt keine andere Kunſt, als die Kunſt des Inhalts, welche unendlicher Formen des Stils fähig iſt. Wie richtig daher auch der berühmte Ausſpruch Buffon's: le stile c'est l'homme, ſo wäre es doch noch richtiger und umfaſſender, zu ſagen: der Stil iſt die Sache. In der Sache erhält denn auch der Menſch und alles Individuelle ſeinen eigenſten Ausdruck, und dies iſt die beſte Theorie des Stils, ihn an die Sache zu verweiſen. Manche Schriftſteller ſind zu ſubjectiv und darum zu einfarbig,

ihr Stil nimmt ſich wie eine Livrée aus, an der man jeden ihnen zugehörigen Gedanken ſchon immer von weitem erkennt, z. B. Jean Paul, der, ſonſt ein großer Kenner und Künſtler des Stils, doch das eigenthümliche Metall jedes Stoffes ſogleich in dem Schmelztiegel der Subjectivität umgießt und einſchmilzt.

Ueber die künſtleriſche Vollendung des Stils giebt es keine Regeln, weil ſie mit jedem Gegenſtand wechſeln, und ſelbſt der äußere Wohllaut und Rhythmus von dem inwendig leitenden Gedanken abhängig gemacht und nüancirt werden müſſen. Jeder Stoff bringt einen andern Ton des Stils, eine andere Muſik, eine andere Scala, mit ſich, ja auch jede Zeit, könnte man in gewiſſem Sinne ſagen, hat ihren beſondern Rhythmus und Numerus, der zu dieſer oder jener Epoche einen verſchiedenen Tonfall der Schreibart hervorrufen wird. Es iſt dies das eigenthümlich bewegende Pathos der Seele, das in den freien Rhythmen der Proſa gerade am bedeutungsvollſten walten kann.

Der Numerus der Proſa iſt ihr etwas ebenſo Nothwendiges nach Außen, als die logiſche Gliederung

nach Innen, und beide ergänzen und verstärken sich oft in ihren verschiedenen Wirkungen. Numerus haben sogar die Pferde in ihrem Trabe, der Wasserfall, der Vögelflug, jede Bewegung in der Natur; wie vielmehr nicht ein guter Stil, worin der Gedanke in der Mitte thronend, gleich dem den Wellenschlag abtheilenden Schwan, seine Harmonieen in Satz und Gegensatz ausführt. Rhythmus ist die Dialektik der Bewegung, und muß sich in seinen Wechselfällen der Dialektik des Gedankens anschließen, dessen innere Musik, dessen Contraste und Pointen er gewissermaßen in Noten setzt. Der Rhythmus der Prosa ist die feinste Tonschöpfung für das Ohr, weil er so ideell ist und bestimmte Versgänge zu vermeiden hat, ohne doch unbedingt und ungefärbt zu sein von Versmaß und Metrum, die über die Fläche der Prosa wie unsichtbare Luftmusik hinfahren. Nur die Folge vieler gleichartiger Metra hintereinander, besonders von Daktylen, stört die gehaltene Bewegung der Prosa. *) Die eigenthümliche Melodie des Stils besteht in der Tonwandlung der

*) Vgl. hierüber Herling, Syntax der deutschen Sprache (Frankfurt am M. 1830.) S. 129.

ganzen Periode, in der Arsis und Thesis der Sätze, welche zugleich die Hebung und Senkung des Gedankens ist. Die Kunst einzelner rhythmischer Figuren kann im Verse viele Wirkung thun, und wird selbst in dem einfachsten Naturzustande der Metrik, bei Homer, gebraucht, der in den sogenannten ropalischen Versen kecke und wirkungsreiche Sylbenpyramiden aufführt, aber dem geistigen Charakter der Prosa entspricht die rhythmische Absichtlichkeit nicht, und was dort Kunst ist, wird hier zur mißklingenden Künstelei. Ebenso sehr als der entschiedene Verscharakter, ist jener gesuchte oratorische Numerus zu vermeiden, der den mit Pauken und Trompeten einherfahrenden Perioden des Cicero abgelauscht ist, und bei dem sich noch zweifeln ließe, ob er nicht bloß etwas Imaginaires unserer Philologen und Grammatiker? Denn wenn man davon ausgeht, daß die Elision der Vocale ohne Zweifel auch in der lateinischen Prosa, wie in der heutigen italienischen, stattfand, da sie sonst nicht hätte zum Grundelement der Metrik gemacht werden können, so würden die ciceronianischen Perioden, mit elidirten Vocalen gelesen, in

vielen Fällen den Numerus und Tonfall einbüßen oder abändern, der nach ihnen als rhetorischer Prägestock eines recht wohlexercirten Stils nur allzu oft gehandhabt wurde.

Der Sinn für die Melodie des Satzes ist bei den deutschen Schriftstellern selten, zu ängstlich sind sie dagegen um den Wohllaut der Wörter bekümmert. Grimm sagt in der Grammatik (II. 610.) sehr richtig: „Allgemeine Gesetze über Sprachwohllaut sind ein Unding; wie viel ihm im Deutschen verstattet werden darf, sollte ordentlich untersucht werden.“ Das wilde Gestrüpp und Buschwerk der deutschen Wörterbildung erlaubt aber darin keine zu feinen Schmeicheleien des Ohrs, sondern fordert zur Gewöhnung an manche Klecksmalerei auf, in der sich freilich auch mehrere macchiatori der deutschen Prosa über alle Gränzen hinaus gehen lassen. Die Engländer, in der scharfkantigen, gebröckelten Einsylbigkeit ihrer Sprache, halten sich am wenigsten zu irgend einer Aufmerksamkeit für den Wohlklang verbunden, ihre besten Stilisten reihen ohne Sorge Wörter und Sylben dicht nebeneinander, die entweder durch Gleichlaut

oder durch Wiederholung eine unangenehme Härte herbeiführen, aber keineswegs ihnen empfindlich scheinen. Dies entspringt aus der eigenthümlichen Accentuation der englischen Sprache, worin sich der Charakter dieses Volkes sehr nationalgetreu auslautet. Wilhelm von Humboldt bemerkt (in der Einleitung zu seinem Werke über die Kawi-Sprache S. 176.), daß der Betonungstrieb, oder der Drang, die intellectuelle Stärke des Gedankens weit über das Maaß des bloßen Bedürfnisses zu bezeichnen, im Englischen am allerstärksten vorhanden sei. So scheint die vorherrschende Richtung, durch den Accent im Ganzen eine scharfe und praktische Wirkung hervorzubringen, die Engländer stumpf und gleichgültig zu machen gegen die Beschaffenheit der einzelnen Sylben, ja oft gegen die Quantität derselben. „Nur mit dem höchsten Unrecht" — sagt Humboldt an der angeführten Stelle — „würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschreiben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zusammenhängende, intellectuelle Energie, bald die rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste

Feierlichkeit, welche das durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Aussprache über alle andern überwiegend zu bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthümlichkeit mit den, oft in großer Reinheit und Schärfe aufgefaßten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle englische Wortbau. Wäre das Bedürfniß starker und scharf nüancirter Betonung nicht so tief in dem englischen Charakter gegründet, so würde auch das Bedürfniß der öffentlichen Beredtsamkeit nicht zur Erklärung der großen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird."

Sprachsauberer im Einzelnen sind jedoch die Franzosen, die besonders mehrere gleichlautende Sylben neben einander für einen Schmutzfleck auf dem eleganten Rock ihrer Rede halten, den sie selbst dann gern verhüten, wenn es nur mit Beeinträchtigung und knapperer Bezeichnung des Gedankens geschehen kann, wie von Rousseau bekanntlich Madame Necker behauptete, daß er den römischen Senat bloß deßhalb cette assemblée de deux cents rois genannt,

um das eigentlich richtige trois, das mit rois schlecht harmonirt hätte, zu vermeiden.*) Die deutsche Rede scheint darauf angewiesen, eine Mitte zwischen beiden Extremen zu halten, denn bei allem Reichthum von mannigfachem Laub und Zweigen, worin der deutsche Wörterwald ausschlägt, wird man ihn doch nie mit der Scheere so glatt und eben zurechtschneiden können, daß uns nicht immer einige rauhe Auswüchse, Wurzeln und Ruthen den Weg erschwerten. Dazu kommt, daß die französische Sprache leichter fertig wird mit ihren Bezeichnungen, leichtsinniger ihren Gedanken Genüge thut, während der deutsche Gedanke eine gewisse Unersättlichkeit besitzt, sich auszudrücken und sich genug zu thun, für deren immer neu ansetzende Wendungen und Verschlingungen unsere Sprache noch bei weitem nicht genug Wortnüancen ausgebildet hat. Besonders wo es darauf ankommt, den Gedanken für die Anschauung auszuprägen, geräth man leicht in die Verlegenheit, Wörter zu wiederholen, für die man eines nur anders gekleideten Doppelgängers

*) Vgl. Jean Paul, Aesthetik, II. S. 723.

bedürfte, oder man kann bei dem den Wörtervorrath überdrängenden Gehalt nicht Rücksicht nehmen, wenn sich Sylben und Laute zu einem Mißklang berühren. Nur einer Sprache, deren Wörtergewandtheit alle Schwere des Inhalts sogleich zersetzt und umschmilzt, werden reinliche Perlenstickereien in der Wortverbindung gelingen. In dem Gedankenconcept der Deutschen kommt es auf einige rauhe Noten nicht an.

8.

Mit der ſogenannten Correctheit des Stils geht es wie mit der Tugend. Wo ſie allzu abſichtlich und bewußtvoll ihr Weſen treibt, wird ſie zur Pedanterie und hat ihren Werth verloren, der in etwas Geheimnißvollem und Unverdüfteten beruht. Ein gar zu correcter Stil gleicht dem franzöſiſchen Gartengeſchmack, der glatte Laubwände ſchneidet, aber keine Natur duldet. Man geht an den nach ſchönem Maaß geſtutzten Bäumen vorüber, die geraden Linien der Wege entlang, und ſucht den Wald, aus dem eine Putzſtube geworden. Durch dieſe künſtlichen, hochgezogenen Hecken bringt ſelbſt der Sonnenſtrahl nur in matten Schlagſchatten, bei aller Regelmäßigkeit der Vertheilung iſt die Beleuchtung ſchlecht, und die Perſpective dürftig. Freies Gehölz mit bewegten Zweigen, worauf Droſſel und Finke ſchlagen,

ſind unentbehrlich zum ſchönen Landſchaftsbild, zu einem guten Stil.

Die Correctheit der Schreibart wird vornehmlich in zwei Dingen zum Fehler, einmal, wenn ſie das Beſtreben nach Deutlichkeit zu offenbar werden läßt, und das andere Mal, wenn ſie in der Wahl ihrer Bilder und Beiwörter zu ängſtlich mit der Proſa der Wirklichkeit rechnet, ſich immer auf das ſtrenge Maaß derſelben zurückführend. Was die Deutlichkeit anbelangt, ſo ſoll man zwar mit der Abſicht ſchreiben, nicht undeutlich zu ſein, aber nicht mit der Abſicht, deutlich zu ſein, ſowie Quinctilian ſagt: — **non ut intelligere possit, sed ne omnino possit non intelligere curandum**; denn der Stil ſoll kein Interpret und Cicerone des Gedankens ſein, ſondern dieſer ſelbſt, und er darf nicht vorſätzlich noch hellere Lichter aufſtecken, als die innere Beleuchtung und Deutlichkeit des Inhalts ſchon hat. Die Correctheit der Beiwörter, beſonders was das bildliche Element daran betrifft, läßt ſich ſchwieriger abfertigen oder beſtimmen. Die Beiwörter ſind die Farbengebung der Diction, aber zugleich die Blüthenſitze für die ſchaffende

Productivität des Stils. Sie ſind verwerflich, wenn ſie bloß der Verſchönerung oder Verzierung wegen daſtehen, und nicht durch das Hauptwort nothwendig werden, dem bloßen äſthetiſchen Müßiggang der Rede angehörend; in welcher Weiſe freilich viele Schriftſteller ſich mit Goldblech und Flittern behängen, und worin die ſogenannte poetiſirende Proſa, die nicht die wahre poetiſche iſt, ihren Koſtenaufwand beſtreitet. Die Beiwörter, welche weſentlich die Zuſtände des Hauptworts malen, gewiſſermaßen die prismatiſche Ausſtrahlung ſeines Begriffs, dürfen jedoch allen Farbenſchimmer und Bilderglanz, der nur in die Tonart des darzuſtellenden Gedankens hineinpaßt, alsdann in Anſpruch nehmen, und keine Poeſie des Gegenſtandes mag ihnen, mit dem eigenthümlichen Maaß, worin der Meiſter des Stils ſeine feinſte Kunſt verräth, auszudrücken gewehrt ſein. Ihre Correctheit iſt in der Richtigkeit der Bilder allerdings wünſchenswerth, aber nicht zu übertreiben, da jedes Bild, wenn man es zu genau in ſeine Beſtandtheile und Beziehungen zerlegt, am Ende aufhört richtig zu ſein. Für den Verſtand werden ſich immer auch bei den

besten Schriftstellern Katachresen auffinden lassen, doch fragt sich, ob z. B. laute Thränen weinen, als eine Katachrese zu mißbilligen sei? Nach strengster Wirklichkeit giebt es allerdings keine lauten Thränen, da der Tropfe im Auge keinen Ton hat, aber doch ließe sich das Beiwort vollkommen vertheidigen, insofern die ganze Anschauung, in weiterer Ergänzung des Bildes, richtig ist. Hier würde man die freie Beweglichkeit des Stils sehr beeinträchtigen, wollte man ihn zu einer pedantischen Umschreibung statt des prägnant andeutenden Beiworts nöthigen. Mit der grammatischen Correctheit im Gebrauch der Adjectiven sieht es in allen Sprachen schlecht aus, und die Grammatiker müssen sich entschließen, dem productiven Bedürfnisse des Stils allen Spielraum zu lassen. Wenn König Lear von den Fürsten Frankreichs und Burgund sagt (1 Akt, 1. Sc.): **Long in our court have made their amorous sojourn**, so ist auch im Deutschen ein verliebter Aufenthalt eigentlich eine Katachrese, da der Aufenthalt selbst nie verliebt sein kann, sondern

nur aus Verliebtheit gemacht wird; aber dieſe grammatiſche Zerſetzung würde Niemand für eine preiswürdige Correctheit halten, noch weniger zur Veranſchaulichung des Sinnes, die in jenen beiden Wörtern ſehr treffend iſt, ihrer bedürfen. Aehnliches wäre an häufig vorkommenden Ausdrücken, wie verliebte Grillen, bedrückte Zeiten, u. dgl. m., jeden Augenblick auszuſetzen und zu vertheidigen. Berühmt iſt die wohlſchlafende Nacht, die man ſich in manchen Provinzen wünſcht, und die zwar grammatiſch leicht anzugreifen, aber nichtsdeſtoweniger dem Sinne nach wohl zu rechtfertigen wäre. Die Nacht iſt gewiſſermaßen der Inbegriff und Sammelpunct aller Schlafenden, die Nacht mit ihrem Ruhegebot und Alles beendigenden, löſenden und einhüllenden Frieden, iſt der Schlaf ſelbſt, das Collectivbild des Schlummers, die athmende Vergeſſenheit der Müden. Eine ſchlafende Nacht kann man ſehr gut ſich denken und ſagen, und daher auch eine wohlſchlafende ſich wünſchen, die im Dialekt anmuthiger Lippen oft ganz lieblich klingt und wirkt. Dagegen muß wohl die vorhabende

Spazierfahrt, die ſich Schiller einmal in ſeinem Geiſterſeher beikommen ließ, vor der gerechten Mißbilligung der Grammatiker ſich zerſchlagen.

In der Wahl der Beiwörter ſind die bildlichen mehr aufzuſuchen, als die abſtracten, denn die bilderſtürmeriſche Correctheit der Schreibart hat immer nur graue Regenwolken des Stils und Canzlei- und Compendienſprache erzeugt. Die Beiwörter müſſen das ſchöne feſte Fleiſch des Satzes, das Blühende und Jugendliche an ihm, ſein, aber nicht die fahle Runzel des reflectirten Nachdenkens über ſich ſelbſt, der welkmachenden Abſtraction. Jean Paul, ein großer Poet der Beiwörter, ſagt in ſeiner Aeſthetik ſehr bezeichnend: „die Beiwörter, die rechten und ſinnlichen, ſind Gaben des Genius; nur in deſſen Geiſterſtunde und Geiſtertage fällt ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein ſolches Wort erſt ſucht, findet es ſchwerlich. Hier ſtehen Goethe und Herder voran, auch den Deutſchen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhange von beiwörtlichen Nebenſonnen und Sonnenhöfen verſtärken. Herder

ſagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Goethe ſagt: Die Liebes-Augen der Blumen — der ſilberprangende Fluß — der Liebe ſtockende Schmerzen zu Thränen löſen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. Beſonders winden die goethiſchen (auch ſeine unbildlichen,) gleichſam die tiefſte Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; z. B. „wie greift's auf einmal durch dieſe Freuden, durch dieſe offne Wonne mit entſetzlichen Schmerzen, mit eiſernen Händen der Hölle durch.“ Wie wird man dadurch dem gemeinen Gepränge brittiſcher Dicht-Vornlinge noch mehr gram. — So ergrauen auch Geßner's verwäſſerte Farben gegen die feſtern, hellern im Frühling von Kleiſt.“ —

Ein ſchöner und correcter Stil beſtand ſonſt in der ſorgfältigſten Beobachtung jener ſtiliſtiſchen Figuren, wie Repetition, Exclamation, Apoſiopeſe, Ellipſe, Annomination und vieler anderer, die, meiſtentheils der Rhetorik der Alten entnommen, in allen Lehrbüchern des deutſchen Stils ſich aufgezählt finden, und deren Erörterung bei

ihrer völlig verloren gegangenen Bedeutung für uns überflüssig ist. Diese Figuren verhalten sich zur heutigen modernen Prosa, der Prosa des darstellenden Gedankens, wie die abgestorbenen Kategorien der formellen Logik zu dem Form und Inhalt ineinsgestaltenden Idealismus. —

9.

Die bisherigen Bemerkungen über die Kunst der deutschen Prosa suchten vornehmlich ihre zeitgemäße Stellung zu bezeichnen, in der sie von Seiten der Sprache, der Literatur und der Gesinnung eine eigenthümliche Bildungsstufe gegenwärtig darstellt. Diese Eigenthümlichkeit, hauptsächlich in der Durchbrechung der Schranke zwischen Poesie und Prosa nachgewiesen, tritt immer entschiedener heraus, und gestaltet jetzt mit vorwaltender Neigung eine Literatur der Prosa, in welcher der schaffende poetische Geist der Nation am mächtigsten wird, in der die Ideenbewegung der Zeit vorzugsweise ihre Sache führt, der andern literarischen Formen sich entschlagend. Die moderne Prosa beginnt mehr Neuheit in den Melodien und Combinationen ihrer Sätze, mehr Schönheitsreiz in ihren Wendungen

und Gliederungen, zu entfalten, als die abgeklungenen metrischen Formen der Poesie noch auf ihrem Tonregister haben. Dagegen ließe sich fragen, ob nicht für diese aller poetischen Freiheit sich bemächtigende Diction der Prosa Gränzen gefunden werden können und müssen? Ferner liegt die Frage nahe: ob das Piquante, Künstliche, Pointirte, Geistvolle, Poetische der heutigen Prosa nicht etwa eine Entartung derselben, ein Verfall unseres Geschmacks, sei, statt für eine Erneuerung und Ausbildung gelten zu können?

Eine genügende Antwort auf beide Fragen, die zugleich Kunst und Werth der modernen Prosa im gerechten Lichte erscheinen lassen muß, sind wir zu geben im Begriff, indem wir im folgenden Abschnitt zu der Entwickelungsgeschichte der deutschen Prosa übergehen, um in historischer Folge die nebeneinanderschreitenden Verhältnisse von Sprache, Literatur und Darstellung vorüberzuführen.

Jede Epoche bringt ihre Uebelstände mit sich, jeder Fortschritt hat seine Rückseite, wonach man ihn immer, vom umgewandten Standpunkt aus, für ein Verderben bezeichnen könnte. Die Einfachheit,

mit der Garve, Engel, Knebel ſchrieben, iſt allerdings aus unſerer heutigen Proſa gewichen, und wer will, mag den verlorenen Unſchuldszuſtand unſerer Schreibart daran beklagen. Jene Einfachheit gemahnt uns heutzutage faſt wie Schulaufſätze aus unſerer Jugend, wir haben bei verwickelteren Beziehungen des Lebens nicht mehr den harmloſen Sinn dafür. Zwar ſind wir unverdorben genug, um das Schöne und ſogar Große eines Stils zu empfinden, der bloß Das, was man gerade zu ſagen hat, einfach walten läßt, ohne alles Faſchingscoſtüm der Darſtellung, aber Das, was wir heut zu ſagen haben, iſt eben ein Anderes, ein aus vielfarbigeren Richtungen, Gegenſätzen und Meinungszerwürfniſſen Zuſammengeſetztes, das nur in complizirteren Lauten, mit größerem Aufwand von Mitteln, mit künſtlicheren Schattirungen, ſich ausführen läßt. Wir ſind auf einen Stil gewieſen, der unſerm innerſten Gemüth entſpricht, die Anforderungen unſerer Bildung und Richtung, das Dichten und Trachten unſerer Perſönlichkeit durch ſeine Ausdrucksformen befriedigt, und ein ſo hervorgebrachter Stil iſt immer für jede Zeit der rich-

tigſte und ächteſte, weil der nothwendigſte. Der Diction kann nur dann der Vorwurf zu großer poetiſcher Freiheiten oder zu geiſtreicher Prätenſionen gemacht werden, wenn dieſelben einzeln und unvermittelt an ihr daſtehen, und wie ein anmaßlicher Flitterprunk für ſich ſelbſt mehr bedeuten wollen, als die innere Schwere des Inhalts. In dieſer Weiſe ſcheinen allerdings jetzt viele Autoren zu entſtehen, die bloß Schriftſteller einer geiſtreichen Diction ſind, und die, ohne wirklich eigene Gedanken zu haben, doch mit einem Anſtrich des Gedankenvollen ſchreiben, der an den überlieferten und erwerblichen Reichthümern der deutſchen Diction haftet. Dies Geiſtreiche beſteht vornehmlich in den Beiwörtern, die überhaupt ſchon deshalb eine prägnantere und pointirtere Stellung in der neueren Proſa einzunehmen ſuchen, weil die Macht der Hauptwörter, durch ihre verloren gegangene Bildlichkeit, unwirkſamer geworden und gewiſſermaßen einer Verſtärkung durch die Adjectiva zu bedürfen ſcheint. Daß die deutſche Diction einmal auf ſolche Stufe gelangen würde, war ſchon ſeit Klopſtock vorauszuſehen, gegen deſſen keckere poetiſche Be-

handlung der Sprachformen damals Bürger in seinen akademischen Vorträgen über den Stil heftig eiferte, indem er am meisten auf populaire Faßlichkeit und Volksthümlichkeit der Schreibart drang. Doch steckte der Prosa auch Klopstock enge Gränzen und wollte derselben noch keine poetischen Zugeständnisse machen. In seinen grammatischen Gesprächen tadelte er selbst die poetische Voranstellung des Genitivs vor dem regierenden Worte in der Prosa sehr stark, und gewiß für viele Fälle mit Unrecht, obwohl jetzt diese Wendung, wie aller derartiger Figurenzierrath, in unserer mehr mit der Meinung beschäftigten Prosa wenig oder fast gar nicht gebraucht zu werden pflegt.

Der Inhalt, als einziger Meister, Schöpfer und Alleinherrscher des Stils, vermag auch der Diction allein Gränzen zu setzen, sie zu erweitern oder zu beschränken. Was der Inhalt gebietet, weil es für ihn nöthig ist, muß die Diction leisten, werde auch eine Tonart oder ein Stil daraus, welcher es wolle, und die deutsche Sprache hegt so viel Hülle und Fülle von Production, Witz und Gesinnung schon in ihrem Sprachhaushalt, daß sie

unter allen die biegſamſte ſein möchte für den Stil des Inhalts. Die moderne Literatur der Proſa bewegt vor allen Dingen den Inhalt, und des Inhalts bedarf der proſaiſche Stil immer, um ſchön und vollendet zu ſein, während in Verſen bei weitem leichter auch ein inhaltsloſer Gegenſtand Intereſſe und Reiz erhält, worüber auch Goethe einmal, in einem Geſpräch mit Eckermann (Thl. I. S. 80.) eine Bemerkung macht, während Tieck in ſeinen dramaturgiſchen Blättern den jungen dramatiſchen Dichtern anrieth, ihre aufgeblaſenen Jamben in Proſa zu zerlöſen, um ſich dadurch von deren Inhaltsloſigkeit zu überzeugen. Der Stil des Inhalts wird auch der Schönheit des Einfachen nicht entbehren, wo ein heiterer und beruhigter Himmel der Gedanken über ihm liegt. Von einer Zeit aber, in der Alles auf Inſtrumenten, bis zum Zerſpringen geſtimmt, ſeinen Lebenston abſpielt, wo unſere Sitten, unſere Speculation, unſere Exiſtenzfragen mit lauter noch unverarbeiteten Elementen geſchwängert und überfüllt ſind, da verlange man nicht ländliche Schalmeienklänge und Hirtenpfeifen mit Hintergrund friedlich ſtiller

Abendlandſchaften, wie in den einfachen rein contemplativen Literaturepochen. Gäbe es Normen des Stils für alle Zeiten, ſo gäbe es keinen Tacitus, keinen Jean Paul, keinen Goethe, keinen Hippel, keine Rahel, keinen Sterne, keinen Swift, keinen Victor Hugo, keine Dudevant. Der Stil läßt ſich ebenſo wenig reguliren, wie die Weltgeſchichte; er iſt der ſchreibende Griffel der Klio, der immer neue Striche macht bei neuen Thaten und Bewegungen der Menſchen. —

II.

Die Geſchichte der deutſchen Proſa.

1.

Die Bibel und die Canzlei sind die beiden hauptsächlichsten Lebensquellen deutscher Sprache und Darstellung, die Ausgangspuncte ihrer Geschichte, die leitenden Sterne, die bei ihrer Geburt geleuchtet haben. Das religiöse Element der deutschen Nation bildete am meisten auch ihre Sprache, und von der Bibelübersetzung des Ulphilas bis zu der Luther's, in welcher sich die verworrene Völkerwanderung deutscher Mundarten zuerst in ein festes und einheitliches Bett ergoß, hat das Christenthum vorzugsweise unsere Sprache und Literatur in Bewegung gesetzt. Die Reichsverhandlungen und die Landesgesetze halfen zuerst die Sprache des wirklichen Lebens heranbilden. So entstand jene Mischung von wichtigthuendem, gründlich auseinandersetzenden Canzleiton und körniger, erbau-

licher, patriarchalischer Bibelsprache, die so lange der Charakter und Ausdruck des deutschen Lebens war, ebenso wichtig für die Gestaltung der ersten Prosa, worin sich diese Elemente vornehmlich abzeichneten, als für die Entwickelung der Sprache und ihrer Formen überhaupt.

Das Verhältniß der deutschen Sprache zur Kirche, welches ihre erste Bildungsstufe im carolingisch-fränkischen Zeitalter ist, wurde jedoch durch eine mächtige Nebenbuhlerin, die lateinische, theils an einer ganz originellen Entfaltung gehindert, theils mit fremden Stoffen durch sie gefärbt. Die griechische Grazie und Wortschönheit des silbernen Codex, aus dem vierten Jahrhundert, ging, unter Karl dem Großen, in latinisirende Wendungen und Nachahmungen über, und Karl selbst, als er statt des Schwertes die Feder nahm, machte in seinen deutschen Schriften und Uebersetzungen unsere Sprache zur Sclavin lateinischer Constructionen. Alle Eigenheiten derselben, die lateinische Wortfolge, die Partizipien, die Auslassung der Artikel und Hülfswörter, selbst die Flexion der Endungen, wurden mit ängstlicher Be-

fliſſenheit nachgebildet. *) Rom's gebrochene Weltherrſchaft bemächtigte ſich doch noch mit unabweislichem Einfluß der erſten Keime einer neuen Stammſprache, und impfte ſich begierig in die Natur derſelben ein, während ſie im Dunkel der deutſchen Klöſter, wo ſich die antike Gelehrſamkeit feſtſetzte, noch gefährlichere Intriguen gegen die Entwickelung der modernen Urſprache ſpann. Die Geiſtlichen ſuchten die deutſche Sprache, die von ihnen nur eine **lingua agrestis** genannt wurde, in Verachtung zu bringen und zu erhalten, und Karl der Große, der eine deutſche Grammatik ſchrieb oder ſchreiben wollte, that doch nichts für die ausſchließliche Aufnahme der deutſchen Sprache in den öffentlichen Gottesdienſt. **) Das lateiniſche Element hatte ſich aber zu tief in die chriſtliche Kirche ein-

*) S. L. Meiſter's Preisſchrift über die Hauptepochen der deutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhundert (in den Schriften der mannheimiſchen deutſchen Geſellſchaft. Bd. I. S. 271.)

**) Auf der Kirchenverſammlung von Tours wurde nur feſtgeſtellt: daß die Biſchöfe entweder in lateiniſcher oder in deutſcher Sprache predigen ſollten.

geäzt und mit dem Aberglauben und der Unwiſſenheit des Volkes, das ſeine Andacht in unverſtandenen Lauten myſtiſch und ſchwül befriedigte, zugleich die Macht der Pfaffen befeſtigt.

Das lateiniſche Muſter, das unſerer Sprache in dieſer frühen Periode aufgedrückt wurde, brachte ihr jedoch auch manchen Vortheil, weckte die ſchlummernden Fähigkeiten ihrer Biegung und Wandelung, und ließ ihre unendliche Elaſtizität ſchon damals hervortreten. Jede Sprache nimmt in der Weichheit ihres Kindesalters die Eindrücke einer andern, bereits gebildeten, die zugleich im Zenith der herrſchenden Weltanſchauung ſteht, mit offenem Sinne an, und was ſie ſich auf dieſem Wege zueignet und in ihr Fleiſch und Blut verwandelt, gehört ihr unbeſtritten wie ein Theil ihrer ſelbſt. Die erſten Sprachverſuche der Völker entbehren aller beſtimmten Wortfolge, die Gedanken fügen ſich noch mit dem Vertrauen, durch die ſinnliche Gebärde ergänzt zu werden, elliptiſch und ohne alle grammatiſche Verknüpfung aneinander. Diejenigen geiſtigen Elemente, an denen ſich dann zuerſt das Bewußtſein bildet, beſtimmen auch die Grammatik der Sprache,

und so tönten aus der Sprache des Ulphilas ebenso deutlich griechische Laute, Wendungen und Wortfügungen wider, als zur Zeit Karls des Großen, wo die Mönchsbildung der herrschende Typus der Cultur wurde, die lateinischen Einflüsse sich verriethen. Diese älteste Gestalt unserer Sprache weist daher alle Vortheile der antiken Constructionen an sich auf, die Wortfolge ist ebenso elastisch und beweglich, als die griechische und römische, das Pronomen kann dem Hauptwort nachgestellt, das Adjectivum vom Substantivum durch Einschiebsel getrennt werden, der Artikel konnte ausbleiben, das Zeitwort stellte sich mit volltönendem und abrundenden Laut meistentheils an das Ende des Satzes, und die nachschleppenden Hülfszeitwörter waren unbekannt: lauter Begünstigungen der Darstellung, welche die folgenden Jahrhunderte der Sprache wieder entrissen. Die Uebersetzung des Isidorischen Tractats de nativitate Domini, Kero's Verdeutschung der Regel des H. Benedict, Otfried's gereimtes Evangelienbuch, Notker's Uebersetzung der Psalmen, und Willeram's hohes Lied wirkten am bedeutendsten auf die Ausarbeitung dieses frühesten Sprach-

charakters. Einige Wörter und Redensarten, namentlich aus dem achten und neunten Jahrhundert, mögen als Farbenſpectrum der damaligen Diction dienen: Oblatz uns skuldi unsnero (aus dem allemanniſchen Vaterunſer.) — unlustidet mi, es verdrießt mich. — der piteilta, der beraubt hat. — arbluhitos, du entbrannteſt. — ci leipu, die übrig bleibenden (leipon, λείπειν) — gimiscemes, laßt uns vermiſchen. — luitlichun, öffentlich, vor den Leuten. — ni bist pihabet, du wirſt nicht ergriffen. — casinde sine, ſein Geſinde. — werchmahtigi, Werkmächtigkeit, (wie Notker magnificentia überſetzte). — duruhsuinlih, durchſichtig, (Ueberſetzung von perspicuum est in den S. Blaſiſchen Gloſſen) — anastantantlih, inſtändig, (Ueberſetzung von instanter, bei Kero.) — daz pimurmilotin (bemurmelten) die eristen, darüber murmelten die erſten (aus der Predigt eines ungenannten Mönchs im zehnten Jahrhundert. — Fater unser, thu in himilon bist, Wih si namo thiner. Biqueme uns thinaz richi. Gi willo thin hiar nidare so ser ist uf an himile, beginnt das Vater unſer bei Otfried; bei Notker, ungefähr

150 Jahre ſpäter, lautet dieſelbe Stelle: Vater unsir du in himile bist. Din Namo werde geheiligot. Din rich chomme. Din wille giskehe in erda also in himile.*) Die Nachſtellung des Pronomens hinter dem Hauptwort möchte ſich nur noch im Vater unſer bis auf den heutigen Tag im Munde der Deutſchen erhalten haben. —

Das poetiſche Blut und Gemüth unſerer Sprache trieb im Zeitalter der ſchwäbiſchen Kaiſer aus den frühlingsfriſchen Wortſtämmen einen Blüthenwald hervor, den wir heut nur noch mit ſtaunender Verwunderung aus den Minneſängern herüberrauſchen hören. Gegen unſere Ziſchlaute und Conſonantenhärten, unſere abgeſtutzten Endungen, unſere welken Conſtructionen und ausgeſchliffenen Wortfügungen, muß es uns vorkommen, als hätten unſere glücklicheren Altväter eine Sprache der Götter geredet, als ſei ihr ganzes Leben und Den-

*) Vgl. Meiſter a. a. O. S. 266. und W. Peterſen's Preisſchrift: Welches ſind die Veränderungen und Epochen der deutſchen Hauptſprache ſeit Karl dem Großen? S. 42 und 48 fg. (im 3 Band der Schriften der mannheimiſchen deutſchen Geſellſchaft.)

ken in einen Jugendglanz, in eine Fülle von Dichtung und Schönheit getaucht, wozu ſich unſer Menſchenalter wie das eiſerne verhalte. Beleuchten wir dieſe grammatiſche goldene Zeit, dieſen abgeblühten Sprachfrühling unſerer Nation, an einigen Beiſpielen! Für die Wortbildung hatten ſich in der erwachten Phantaſie des Volkes neue Keime geregt, die wie Wunderpflanzen aufſchoſſen. Die ernſte, großartige Erhabenheit der Wortlaute, die in der carolingiſch-fränkiſchen Zeit an dem religiöſen und prieſterlichen Element, an den feierlichen Eidleiſtungen, den Ueberſetzungen und Paraphraſen der Evangelien und Tractaten ſich heranbildete, in ihren dunkeln Klängen noch an die heiligen Schatten der Druidenhaine gemahnend, wandelte ſich im Minneſang in ſanftere, liebliche Flötentöne um. Ein fröhliches Naturleben, Sonnenſchein, Wieſengrün, Morgenſchmelz der Liebe, ſingender Frühlingswald, alles das überfiel das Herz der Menſchen, erheiterte und klärte die religiöſe Richtung, und machte ſie weltlich oder vielmehr poetiſch. Das Ritterthum, die poetiſchen Flegeljahre der deutſchen Nation, machte die Sprache galant, höflich, keck in

ihren Ausdrücken und Wendungen, ſangbar, ſchmeichleriſch für das Ohr, und im höchſten Grade biegſam für Alles, was die bewegte Phantaſie in der Rede dichten und ausmalen wollte. Der wachſende Völkerverkehr, die Heereszüge nach Italien, die Wallfahrten, der immer ſtärker werdende Umſatz von Begriffen und Weltverhältniſſen, entwickelten die Beziehung der Sprache auf Mittheilung und Umgang, und gaben ihr geſchmeidige, raſche, prägnante, die Grammatik nach dem Sinn und Gefühl meiſternde Fügungen und Wendungen. Am genialſten zeigt ſich dieſe Behandlung der Sprache in der Bildung der Zeitwörter, die bald aus Subſtantiven, bald aus Adjectiven ganz nach dem productiven Bedürfniß geformt werden, und dann wieder mit ebenſo großer Leichtigkeit neue Hauptwörter aus ſich entſtehen laſſen, z. B. wie Reimar von Zweeter ſagt: diae liute sind gelandet wol, die lant niht wol geliuhtet, die Leute ſind mit Ländern wohlverſehen, aber die Länder nicht wohlverſehen mit Leuten. (Sammlung von Minneſingern, Zürich 1758. Thl. 2. S. 151.) Rinkenberg nennt Gott ſehr ſchön: der höehsten hoehe über-

höher. Aehnlich Marner von der heiligen Maria mit einem Verbum: din schöne git dem trone glast, Also das in din schöne überschönet; ſo beſchönen, ſchön machen, überwizen, an Weiße übertreffen, überwundern, wie Walter von der Vogelweide von Chriſtus: Swas er noch wunders ie begie Das hat er überwundert hie. In den Beiwörtern machen ſich dreiſte, dichteriſche Zuſammenſetzungen geltend: sin wolkenloses lachen bringet scharpfen snabel (Samml. von Minneſ. Thl. I. S. 130.) sturmemueden man, ſturmesmüden Mann, im Nibelungen-Liede.*) Der Artikel kann mit der freieſten Beweglichkeit geſetzt werden, bald nach dem Hauptwort, bald zwiſchen demſelben und dem Beiwort, auch bleibt er gänzlich fort, oder wird zweimal wiederholt, wie es gerade die Energie der Rede verlangt. Der Reichthum an Partikeln, feinen maleriſchen Nüancen, Vorſatzſylben, die zur Kürze, Sinnlichkeit und Belebung des Ausdrucks unendlich beitrugen, war unerſchöpflich.

*) Vgl. Peterſen, über die Veränderungen und Epochen der deutſchen Hauptſprache S 64—87.

In Hinsicht der Ellipsen kannte die damalige Sprache kaum eine Gränze, und bediente sich dieser Freiheit mit einer Wirkung, die der griechischen Attraction gleichkommt, wie wenn König Wenzel von Böhmen singt: Swas ie kein man zer werlte wunne enphangen hat Das ist ein niht ich was gewert, was nur je ein Mann in der Welt für Wonne empfangen, es ist ein Nichts (gegen die, deren) ich ward gewährt. Nur im Englischen findet man heutzutage noch eine Auslassung des Pronomens, die damit verglichen werden könnte; die deutsche Sprache hat die Fähigkeit für diese Kürze wieder eingebüßt. —

Die geschichtlichen Veränderungen, welche mit dem deutschen Leben vorgingen, ließen das schwäbische Zeitalter unserer Sprache, und mit ihm ihre poetische Jugend, schnell ablaufen. Die Sprache des Ulphilas war das geheimnißvolle Flüstern unserer Urwälder, die Minnesänger hatten die Wälder gelichtet, mit zierlichen, grünen Pfaden durchbrochen, den heitern blauen Himmel hereingelassen, und eine Harmonie in und mit der Natur, bevölkert von allen Genien der Phantasie, der Liebe,

des Traums, geschaffen. Jetzt verblich das Naturleben, als die städtischen Einrichtungen sich immer entschiedener auszubreiten begannen. Mit ihnen bildete sich die deutsche Canzleisprache und gewann eine eigenthümliche Bedeutung für unsere Literatur und Sprache überhaupt. Der Gebrauch der deutschen Sprache in den öffentlichen Verhältnissen erhielt erst mit Rudolf von Habsburg, der sie durch eine bestimmte Vorschrift bei der Canzlei einführte, einen feststehenden Charakter, wenn ihre Anwendung auch schon vor diesem Kaiser in diplomatischen Urkunden nachgewiesen werden kann. Die deutsche Canzleisprache war die erste Einwirkung, eine prosaische Gesammtsprache für die Nation und das bürgerliche und gesellschaftliche Leben hervorzurufen. Dieses Ziel wurde freilich damals noch nicht erreicht. Die provinzielle Zersplitterung der Deutschen verrieth sich schon durch das Chaos ihrer Mundarten, und obwohl das Oberdeutsche bis dahin stets eine geistige Herrschaft ausgeübt hatte über alle Nebendialekte, und auch durch Rudolfs Canzlei zur Sprache des Reichstags und der Landesgesetze erhoben war, so wollten doch damit die Mund-

arten der Provinz, besonders aber das sehr feinorganisirte Niedersächsische, noch immer nicht aus ihren Rechten weichen. Vielmehr wurde durch die Land- und Stadtrechte die Trennung der Dialekte noch eher verfestigt als ausgeglichen, denn wie allgemein auch das Oberdeutsche als die Norm des gebildeten schriftlichen Ausdrucks anerkannt sein mochte, so konnte es nicht fehlen, daß die Gesetze im nördlichen Deutschland wieder in den Provinzialdialekten umgeschrieben und verbreitet wurden. Der Sachsenspiegel, der schon lange vor Kaiser Rudolfs Regierungsantritt, um das Jahr 1220 durch Eike von Repgow zusammengetragen wurde, zeigte zwar das Bestreben, sogar das sächsische Landrecht an die schwäbische Mundart zu fesseln, aber die Sprache war schwankend, gemischt und fand im nördlichen Deutschland keinen Anklang. Ein ausgebildeteres Denkmal der Prosa, die sich aus diesen ersten Bewegungen des bürgerlichen und städtischen Lebens erhob, war der im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entstandene Schwabenspiegel. Der schwäbische Dialekt zeigt sich in diesem oberdeutschen Landrecht von einer außerordentlichen

Bildſamkeit für die Proſa, die ſchon Numerus und ſinnreiche Satzfügungen annimmt.

Das Zeitalter der Proſa regte ſich in der Sprache wie in den Zuſtänden. An den Deutſchen änderte ſich um dieſe Zeit Alles bis auf die Kleider, und ſteckte ſich in die Tracht des bürgerlichen und geſchäftlichen Lebens. Nur die Gewerbe und Zünfte blühten, und die poetiſche Blüthe des Lebens nahm in den Meiſterſängern einen gewerblichen und zünftigen Charakter an. Nachdem das dichteriſche Element der Höfe und der Ariſtokratie geſchwunden war, mußte die Poeſie in der Mitte der ſtädtiſchen Verhältniſſe ſich einbürgern, und wurde ein ſchönes Handwerk. Der polizeiliche Anſtrich, den das ganze Leben nahm, brachte auch in der Dichtkunſt jene Tabulaturen der Meiſterſänger hervor, welche am beſten die vorgegangene Umkehrung in der Sprache und Production des deutſchen Geiſtes charakteriſiren. Der Landfrieden, das Kammergericht, die Handelsintereſſen, die reichsſtädtiſche Behaglichkeit und ſteife Naivetät, die theologiſchen und ſcholaſtiſchen Haarſpaltereien, die immer zunehmende Vermiſchung der Stände, die Bedürfniſſe des praktiſchen

Verkehrs, färbten vorwaltend die beginnende Epoche der Prosa, und verscheuchten die schwärmende Aventüre weit aus den deutschen Gauen. Unsere Sprache schüttelte nicht mehr die goldnen Locken der Jugend, die sie bis dahin frei hatte fallen lassen. Die schönen sinnlichen Wortschöpfungen der Minnesänger kamen außer Gebrauch, die poetische Bildung der Zeitwörter aus Hauptwörtern und Beiwörtern ging verloren, die Poesie der Sprache in Ausdrücken wie abenden, Abend werden, anhaupten, mit dem Haupt berühren, barten, einen Bart bekommen, guoten, sich bessern, gut werden, louben, Laub gewinnen, und unzähligen anderen,*) hörte gänzlich auf zu schaffen. Durch die an ihrer Stelle nöthig werdenden Umschreibungen ging die Kürze der Sprache verloren, die Ellipsen hörten auf, der Artikel und das Pronomen nahmen eine bestimmte Stellung vor dem Hauptwort ein und konnten nicht mehr, wie sonst, hinter demselben stehen. Die ganze Grammatik der Sprache rüstete

*) Vgl. Petersen über die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache S. 100. flgd.

ſich durch Wortſtellung, Formenabſchleifung und Verlöſchung der [illegible]dlichkeit, für das ruhige, umſchreibende und deutlich demonſtrirende Weſen der Proſa, die an den Anforderungen des wirklichen Lebens ihren Maaßſtab hatte.

In dieſer erſten Gegenüberſtellung von Poeſie und Proſa konnte eben der feindlichen Sonderung wegen noch keine Blüthe der Proſa, keine innerliche Bedeutſamkeit derſelben, entſtehen. Die deutſche Canzleiſprache war eine gute Bildungsſchule der deutſchen Proſa, aber es bedurfte eines andern Inhalts, um die deutſche Darſtellung zu heben oder nur eine Vereinheitlichung der Dialekte zu Stande zu bringen. Bedeutender hätte die romantiſche Proſa der Volksbücher, die vorherrſchend ſchwäbiſcher Mundart war, auf den Geſchmack wirken können, aber dieſe blieben, wie es ſchien, zu ſehr entfernt von einem eigentlich literariſchen Einfluß. Die Volksbücher ſtellen den unmittelbarſten Uebergang der Poeſie in die Proſa dar, indem ſie die Auflöſungen der alten Ritterbücher in populaire Erzählungen ſind. Je näher dieſe Novellen noch ihrer urſprünglichen poetiſchen Quelle ſtehn, wie

besonders die des vierzehnten Jahrhunderts, desto mehr zeigen sie den Reiz einer Prosa, welche die dichterischen Elemente, aus denen sie entstanden, als Substanz beibehalten, aber mit großer Leichtigkeit in einen einfachen, zierlichen, natürlichen Fluß der Rede hineingeleitet hat. Die kurze Satzbildung der Poesie ist ihnen ebenfalls noch eigenthümlich und verbindet sich mit einem bestimmten Tonfall und Wohllaut, den die Prosa damals nur von der Poesie aufnehmen und auf dem eigenen abgesteckten Gebiet noch nicht entwickeln konnte. Die Novellensammlung der Gesta Romanorum ist hier besonders zu nennen. — Diese Novellenprosa schlängelte sich neben der Hauptstraße der laufenden Literatur wie ein romantischer Seitenpfad hin, ohne in nähere Berührungen mit derselben zu treten. Man kann ihre lieblichen Erzeugnisse, die recht in den Hütten des Volkes und seiner Sympathie mit der poetischen Vergangenheit nisteten, bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein verfolgen, wo freilich ihre Spur in den Carikaturbildern der nun entstehenden Romane unterging. Die ganze romantische Unschuld dieser Prosa offenbart sich noch

in den Novellen des Buches der Liebe, (im Jahre 1587 in Frankfurt am Main von dem Buchhändler Feyerabend herausgegeben,) welches die reizenden Erzählungen von der schönen Magellone, dem Kaiser Octavianus, Flos und Blancheflos und m. a. enthält. *) —

*) Vgl. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Thl. II. S. 229 flgd.

2.

Was die Minneſänger für die Poeſie der Sprache gethan, geſchah für die Proſa durch die Myſtiker des vierzehnten Jahrhunderts. Man könnte den genialen Dominicanermönch Johann Tauler den Minneſänger der Proſa nennen. Die Sprache des Waldes, der Liebe, der Träume, der Nachtigallen war mit Conrad von Würzburg in Deutſchland verklungen, da erhob ſich die Sprache der ſtillen Zelle, der Andacht, der myſtiſchen Gottinnigkeit. Die chriſtliche Myſtik wurde der bewegende Inhalt, der nicht nur die Proſa zu einer höhern Kunſt ausbildete, als es die deutſche Canzlei vermochte, ſondern auch an der Sprache ganz neue und höchſt bedeutſame Elemente entwickelte. Dies war das ſpeculative Weſen der deutſchen Sprache, das plötzlich in ihr zu ſchaffen anhub. Die irdiſche Schön-

heit in den Minnesängern, die alle sinnliche Blüthe der Sprache hervorlockte, verging vor den trunkenen Augen der Mystiker in die Anschauung des Unsichtbaren, an das sich die hingebende Seele mit ihrer ganzen innern und äußern Existenz verlor. Für diese überirdischen Abstractionen, dieses Verlorensein der Gefühle in die unmittelbare Einheit mit Gott, mußte erst eine neue Diction geschaffen werden, denn für den Ausdruck des übersinnlichen Lebens, der Gedankenwelt, hatte die deutsche Sprache noch keine Töne, keine Wörter. Sie wurde zum ersten Mal in ihren metaphysischen Grundkeimen angerührt und entfaltete die wunderbarste Fähigkeit für den abstracten Gedanken. Diese Sprache der mystischen Anschauung wurde um so eigenthümlicher, da sie das Uebersinnliche, das sie auszudrücken hatte, doch wieder in das sinnliche Element der Poesie tauchte und die speculative Vorstellung am Ende nur in Bildern am vollständigsten anzudeuten wußte. Denn das Verhältniß zum Göttlichen, zu Christus, zur heiligen Jungfrau, hatte sich ebenfalls zu einem inbrünstigen Minneverhältniß gestaltet. Gott ist in der Sprache

der Mystiker der „minniglichе Grund," in dessen Tiefe nicht nur mit dem Gemüth und der Abstraction hinabgestiegen wird, sondern aus dem auch die träumerische Verzückung alle Wunderblumen der Phantasie heraufsprießen und in allen Düften und Farben das Haupt des Schauenden umspielen läßt. So gestaltete sich die erste Prosa, die der Poesie ebenbürtig war, und doch auf einem ganz neuen und ihr eigenen Grunde ruhte. Das poetische Element dieser Prosa wurde zugleich die wirksamste Polemik gegen die scholastische Verstandesdürre des Jahrhunderts, und durch sie als Gegensatz hervorgerufen.

Das Haupt dieser Polemik war Tauler, der erste Philosoph in deutscher Rede. Er wurde um das Jahr 1294 in Cöln, nach Andern in Straßburg, geboren. Sein Leben ist dunkel; er scheint in Paris, wohin er noch als Dominicanermönch reiste, geistliche und gelehrte Studien in großer Ausdehnung gemacht zu haben. Nur sein Tod zu Straßburg am 17. Mai 1361 wird durch das sein Bildniß tragende Grabmal in jener Stadt ver-

bürgt. *) Er war ein wunderſames Bild der myſtiſchen Begeiſterung, die ſich ganz auf die innere Welt des Menſchen warf, und darin das Göttliche bis zur ſinnlichen Gemeinſchaft fixirte. Die dunkele Gewalt ſeiner Predigten zog das Volk in großen Schaaren zu ihm heran, doch begreift man nicht, wie ſeine metaphyſiſchen Zerlegungen, ſeine neuplatoniſchen und cabbaliſtiſchen Sätze, einen volksthümlichen Anklang finden konnten, wenn man nicht annimmt, daß auch in der Gemeinde damals das angeregte innere Leben und die Richtung auf das Ueberirdiſche einen ſpeculativen Sinn für Gedanke und Sprache erſchloſſen hatte. In ſeinen ſpäteren Predigten ſtimmte Tauler freilich einen populaireren Ton an, und ſchien die feinere wiſſenſchaftliche Argumentation aufgegeben zu haben. Tauler war ohne Zweifel ein großer Kenner des menſchlichen Herzens, ein Meiſter in der Ausmalung der innerſten Gemüthsbewegungen, und beſaß eine hinreißende

*) Vor Spener's Ausgabe von Tauler's Predigten, (Frankf. a. M. und Leipzig 1720. 4) findet es ſich abgebildet.

Macht der Phantaſie, der er ſelbſt faſt unterliegen mußte. Einmal verfiel er während des Predigens in ein anhaltendes Weinen, er konnte den Zuſammenhang nicht wieder auffinden, mußte die Kanzel verlaſſen, und ſoll in dieſem Zuſtande des Außerſichſeins zwei Jahre verblieben ſein. Darauf ſcheint das Gerücht, daß er an Wahnſinn gelitten, zurückgeführt werden zu müſſen. In Tauler finden ſich die erſten Unterſcheidungen des innern Lebens in die drei Grade der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung, und man kann in ihm den reinſten Typus dieſer Myſtik anerkennen, weil er meiſtentheils von den trüberen Elementen der Schwärmerei frei blieb, obwohl er ſich auch nicht ſelten einem Uebermaaß ſüßlicher Spielereien in Gedanken und Ausdrücken hingab.

Tauler's Sprache charakteriſirt ihn zunächſt als den ſinnreichen Wortbildner, der ſich mit productiver Kühnheit für neue Gedanken neue Bezeichnungen ſchuf. So ſchwankend auch ſeine Grammatik im Einzelnen war, ein ſo feſtes und eigenthümliches Gepräge hatte ihr geiſtiges Weſen, das ſich dem myſtiſchen und abſtracten Inhalt mit nicht geahn-

ter Fügſamkeit anſchmiegte. Beſonders waren es die Wörter mit den Endſylben keit und heit, die den myſtiſchen Vorſtellungen auf eine neue Art dienten und zu ſchöpferiſchen Zuſammenſetzungen benutzt wurden, in denen Tauler mit großartiger Energie waltete. Solche Ausdrücke wie Befindlichkeit d. h. das Exiſtirende, Alles was ſich vorfindet; Liebmüthigkeit, die Neigung gute Werke zu thun, ein Charakter der zu Liebeswerken geneigt iſt; Empfänglichkeit, ein zuerſt von Tauler gebildetes Wort, welcher ſagte, unſer Geiſt ſei lauter Empfänglichkeit; Ungeſchaffenheit, Alles, was nicht erſchaffen iſt; Unverſüchligkeit, der Zuſtand, der noch keine Läuterung und Prüfung durch Verſuchungen erfahren hat, Gutdunkenheit, Unwandelbarkeit, Weſentlichkeit, Danknemigkeit, Innerheit, Ingoſſenheit, Abgeſchiedenheit, Verborgenheit, Willenloſigkeit, mueterlich Verhaftigkeit (von der Jungfrau Maria) *) und viele andere, entſprangen der

*) Vgl. Peterſen über die Veränderungen und Epochen der deutſchen Hauptſprache, S. 123 flgd. S. auch

Diction des Tauler wie von ſelbſt als neue Sprachſymbole. Dieſe geiſtige Wendung der Sprache wurde allerdings ſchon vorbereitet durch die Verbreitung der ariſtoteliſchen Philoſophie in Deutſchland, die ſchon im elften Jahrhundert von Hermannus Contractus, im zwölften von Otto von Freyſingen durch einzelne Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Arabiſchen eingeführt worden, und zuerſt etwas Subtiles und fein Nüancirtes in das Deutſche legte. Aber als productiver Sprachbildner aus dem Gemüth heraus trat zuerſt Tauler in dieſer Richtung auf. Der Ton, den er angeſchlagen, fand bald den vielfältigſten Anklang, und in den Schriften der in ſeine Fußtapfen tretenden Myſtiker, und der Jünger der ewigen Weisheit, förderte ſich immer mehr, wenn auch nicht mit gleich reinem Gepräge, eine Sprache zu Tage, die ganz metaphyſiſch gedacht und gebaut war. Ein damaliger Schriftſteller beſchwerte ſich ſogar wegen des Ueber-

---

F. F. Beck, Disputatio de Jo. Tauleri dictione vernacula ac mystica (Argentor. 1786. 4.) und Bouterwek, Geſchichte der deutſchen Poeſie, Thl. I. 489 flgd.

handnehmens der termini metaphysicales im Deutſchen. *)

Die Sprache Taulers dünkte ſeinen Zeitgenoſſen ſo ſüß, daß ſie ihn den Zuckerprediger nannten. Sie waren daher gewiß gewohnt, ſeine Rede in der heimiſchen Mundart von ihm zu vernehmen, und alle Zweifel, die darüber erhoben worden, ob die Sprache in Tauler's Predigten ſeine eigene und urſprünglich von ihm herrührende, dürfen uns in dieſem Beſitzthum nicht ſtören. Der Titel der älteſten Leipziger Quart-Ausgabe von 1498: „Sermon des großgelarten in gnaden erlauchten Doctoris Johannis Thauleri predigerr ordens, weiſende auff den neheſten waren wegk, yn geiſte tzu wandern durch vberſchwebenden ſyn, unvoracht von geiſtes ynnigen vorwandelt in Deutſch manchen menſchen zu ſelikeit", weiſt allerdings deutlich darauf hin, daß ein doppelter Text der Taulerſchen Predigten mußte vorhanden ſein. Man muß jedoch annehmen, daß, nach der Sitte ſeiner Zeit,

*) Vgl. Peterſen a. a. O. S. 126.

die auch ſpäter noch bei den Theologen üblich war, Tauler ſeine Predigten zwar lateiniſch aufſchrieb, auf der Kanzel aber ohne Zweifel deutſch gehalten hat. Viele ſeiner Vorträge ſind in dem deutſchen Text, in dem ſie verbreitet wurden, von ſeinen Zuhörern nachgeſchrieben, wodurch ſich auch die Abweichungen und Verſchiedenartigkeiten mehrerer Texte erklären. Auch giebt es ins Niederſächſiſche übertragene Texte, die unglücklicher Weiſe einigen Herausgebern deutſcher Muſterſammlungen als wirkliche Proben der Tauler'ſchen Originalſprache gedient zu haben ſcheinen. Der Ueberſetzer der lateiniſchen Concepte des Tauler hatte aber in deſſen weitverbreiteten mündlichen Vorträgen den ſicherſten Anhalt, ſeine Sprache auch deutſch in originalgetreuer Form wiederzugeben. Daß Tauler allein es war, der den merkwürdigen Umſchwung der Sprache im vierzehnten Jahrhundert hervorbrachte, erhellt aus allen übrigen ihm verwandten, und in ſeinem Geiſt und Ton abgefaßten Schriften dieſer Zeit, worin ſich beſtändig Hinweiſungen auf ihn finden. Die ſchöne und verzückte Nonne zu Maria-Medingen, Maria Ebnetin, und

ihr in geiſtlicher Liebe zu ihr entbrannter Freund, Heinrich von Nördlingen, der ihr eine Schaale ſandte, worin ſie die ſüßen Thränen ihrer Andacht und Himmelsberauſchung für ihn einſammeln mußte, ſind hier als die bedeutendſten Wahlverwandten Taulers in ſeinem Jahrhundert zu nennen. Sowohl die Selbſtbiographie, die dieſe begeiſterte Kloſterjungfrau hinterließ (herausgegeben von P. Sebaſtian Schlettſtetter zu Schwäbiſch Gemünd 1662), als der myſtiſche Briefwechſel, den Heinrich von Nördlingen mit ihr geführt hat (abgedruckt in Heumanni opuscula, Nürnberg, 1747. S. 351 — 404.) reden eine der tauler'ſchen in jeder Hinſicht ähnliche Sprache, und waren die am bedeutſamſten mitwirkenden Elemente, aus denen die Sprachumbildung dieſer Epoche hervorging. Nach ihnen kann noch Otto von Paſſau, der Leſemeiſter der Barfüßer zu Baſel, angeführt werden, der, verſtandesnüchterner als Tauler, aber doch in ſeinem Sinn und von ihm angeregt, das Buch „Die vier und czweinczig Alten oder der guldin Tron" im Jahre 1386 herausgab. Dieſer güldene Thron iſt das erſte Denkmal einer ſchönen, gediegenen, didak-

tischen Darstellung in Prosa, die zugleich einen durch Gelehrsamkeit compilirten Inhalt mit übersichtlicher Klarheit verarbeitet. Dem Verfasser ist die aristotelische Philosophie ebenfalls nicht fremd.

Die deutsche Sprache war damals im Zuge, sich eine philosophische Ausdrucksfähigkeit zu schaffen, die ihr theils in einer spätern Zeit wieder verloren ging, theils häufig an ihr bezweifelt wurde. Was Leibnitz in seinen Unvorgreiflichen Gedanken wünschte und vermißte, daß die logischen Kunstwörter völlig deutsch und ohne eine fremde Terminologie gegeben werden könnten, eine noch heutzutage unerreichte Anforderung, das schien sich schon im vierzehnten Jahrhundert in ganz einfacher Weise aus unserer Sprache zu ergeben und als erreichbar zu zeigen. Außerordentlich merkwürdig ist in dieser Beziehung die theosophische Abhandlung eines ungenannten Verfassers, der in dieser Zeit die verwickeltsten und abstractesten Begriffe, für die man sonst nur scholastische Formeln hatte, in einer unvermischten, ächt deutschen Auseinandersetzung und mit einer gewissen Eleganz der Darstellung klar zu

machen ſuchte.*) Eine Stelle daraus möge hier Platz finden: Ich ſage, daz etwaz ſei in der Sel, daz ſo edel ſei, daz ſein Weſen ſein vernvnftig Wurkhen ſei; ich ſpriche, daz diz ſeilich ſei von Natur. Daz iſt war, daz ein jeslech vernvnftlich Weſen muz ſeilich ſein von Natur; darume heizet es dus, ein wurckende vernvnft. Vraget man nv, ſeit der Menſche hie inne ſeilich ſei nach ſinem hochſten Teil, warvmb er denne alzemal niht ſeilich ſei? So antwortet man alſus darzv, vnd ſprichet von einer andern Vernvnft, die heizet ein mvglich Vernvnft, die gemein iſt dem Geiſt in der Weiſe, alz er zeit berurt in dem Leichname. Mohte nv .... daz die Vernvnft ſich ainvaltich mochte keren ſonder Mittel zu der wurckenden Vernvnft: ſo wer der Menſche hie alz ſeilich, als in dem ewigen Leben, wan daz iſt Seilikeit des Menſchen, daz er bekennet ſin aigen Sein in der Weiſe der wur-

*) Dieſe Abhandlung iſt in Docen's Miscellaneen zur Geſchichte der deutſchen Literatur, Bd. I. S. 140. abgedruckt. Man vergleiche jedoch, was Gervinus in ſeiner Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen, Thl. II. S. 146, darüber bemerkt.

ckenden Vernvnft. Diz iſt hie niht mvglich der mvglichen Vernvnft, wan ez iſt Mvglicheit ein lauter Niht, eller Dinch ze verſten. Wan die Vernvnft daz werden mach ſvnder daz ſie niht eniſt, dar vmb haizet ſie ein mvglicher Vernvnft, wan dize iſt . . dar vmme . . . Ewicheit der Genaden vnd Glorien, ofend irs aigen Sins von dem Weſen der Mvglicheit, vnd mvge enphahen Vberformvnge der wurckenden Vernvnft.“ — Bouterwek (Literaturgeſch. IX. 487.) vermuthet, daß dieſe Abhandlung in ihrer Zeit nicht die einzige ſolcher Art geblieben ſein möchte.

Dieſe Beſtrebungen erſcheinen zugleich als die bedeutendſten Vorarbeiten zur Entwickelung der neuhochdeutſchen Proſa, die in Luther's Bibelüberſetzung ihren Canon erhielt. Die beſondere Vorliebe, welche Luther und Melanchthon für Tauler's Schriften hegten, iſt bekannt. Luther vornehmlich hat den Dominicaner nicht nur oft gelobt und angeführt, ſondern auch in ſeine eigenen Schriften manche Sprüche und Gedanken Tauler's aufgenommen. Die Wichtigkeit dieſes Autors, welcher der Repräſentant einer ganzen Epoche iſt,

veranlaßt uns zu einer ausführlicheren Probemittheilung seiner Sprache, die wir nach dem Text der oben angeführten ältesten Ausgabe seiner Predigten, auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich, geben und mit einigen Anmerkungen für die ungeübteren Leser begleiten.

Das Joch Christi.

Eine Predigt von Johann Tauler.

Die ewig warheit vnßer lieber herre jesus christus hat gesprochen: mein joch das ist suße, vnd mein burde die ist leichte. Diser warheit widersprechen alle naturliche menschen also ferr, als sie die natur tregt, vnd sprechen, das gotes joch bitter sey vnd seine burde schwere. Vnd muß es doch war sein, wan es hat die warheit selber gesprochen! Wan ein Ding, daz do sere druckt, vnd das man schwerlich nach im zeucht*), daz heist ein burden. Kinder, bey dem joch nympt man den inwendigen menschen und bey der burden den auswendigen menschen. Der inwendig edel mensch der

*) Das man schwer nach sich zieht. —

iſt kommen auß dem edelen grunt der gotheit, vnd auch gebildet nach dem edelen lautern got, vnd do wieder eingeladen vnd gerufft, vnd wurt wyder eingetzogen, alßo daz er alles gutes magk teilhafftig werden; das der minniglich grunt*) hat von natur, das mag die ſele erkriegen von gnaden. Nun, kinder, wie der ewig got in dem inwendigen grunt gegrunt hat**), vnd vorborgen vnd vordeckt leyt, welher menſch daz finden mochte vnd erkennen vnd beſchawen, der were onn allen tzweifel ſelig. Vnd wie das iſt***), daz der menſch ſeine inwendig geſicht der ſele vorkeret vnd irre geet, doch hat ſie ein ewiges locken vnd neigen dartzu, vnd kan kein rue finden noch haben, wan****) alle ding

*) Spätere Ausgaben leſen got, was ohne Zweifel nichts als eine erläuternde Paraphraſe des myſtiſchen Ausdrucks minniglich grunt iſt, weshalb wir der ächten, durch unſere Ausgabe gebotenen Lesart den Vorzug ließen.

**) ſich gegründet, ſich einen Grund erſchaffen hat. —

***) S. v. a. obſchon. —

****) Hier in der Bedeutung von weil, denn, doch kann dieſe Partikel, die ſehr verſchiedene Bezeichnungen an-

mugen ym nit gnug ſein in allen außern dingen, wan das ꝛeucht yn in das allerinnerſt an*) ſeine wiſſen. Wan diß iſt ein End.**) Als alle dingk raſten vnd ruen an yr eigen ſtat, als der ſtein auff der erden vnd das fewer in der lufft, alſo thut die liebe andechtige ſele yn got, yrem heil. Wem iſt nu diß joch ſuße vnd leicht, vnd diß ꝛihen und diß trahen? — niemandt ſicherlich, dan den menſchen, die yr gemuthe haben gekeret inwendig in den lauteren grunt gotes von allen creaturen! Kinder, die ſele iſt recht ein mittel zwiſchen ꝛeit vnd ewigkeit. Keret ſie ſich ꝛu der ꝛeit, ſo vorgiſt ſie on ꝛweifel der ewigkeit, vnd werden yr dann alle dingk ferre,***) die got ꝛu gehoren. Alſo ꝛu gleicher weiße alle dingk, die man ferre ſicht, die ſcheinen dem menſchen klein, vnd was do nahe iſt, das ſcheinet groß. Wan es hat wenigk mit-

---

nimmt, oft auch durch ſondern in Nachſätzen überſetzt werden, wie an dieſer Stelle gleich das nächſte Mal. —

*) an, ane, mittelhochdeutſche Präpoſition: ohne. —

**) S. v. a. Denn dies iſt das Ende aller Dinge.

***) fern, von ihr abgewandt.

tels, als die lauter ſonne; wie nun die ſonne tzu ſechtzigk male groſſer ſei, dan das gantz ertreich, der aber ein beckenn nympt mit waſſer tzu ſommerzeit, ſo ſie hoch an dez himel ſtehet, vnd legt dareinne einen kleinen ſpigel, dorynne erſcheinet die groſſe ſonne mit einander, vnd ſcheinet darinne kaume als ein kleiner bode*); vnd wie klein das mittel iſt, das do tzwyſchen dez kleinen ſpiegel vnd der groſſen ſonne keme, daz neme dez ſpigel das bilde der groſſen ſonne tzuhandt.**) Alſo tzu gleycher weiße iſt es vmb den lautern menſchen, der das mittel gelegt hat. Es ſey was es ſey, aber wie klein das ymmer geſein mag, das der menſch in dem grunt der warheit nit kan noch mag geſehen,***) on allen tzweyffel, das mittel,

*) Boden, d. h. als kleines Grundbild. —

**) Es nähme dem Spiegel alsbald das Bild der großen Sonne hinweg. tzuhandt (auch zehant geſchrieben) bedeutet: alsbald, und iſt in dieſem Sinne von: zur Hand ſein, abgeleitet. —

***) D. h. etwas Aeußerliches, das der Menſch nicht aus dem innern Grunde der Wahrheit in ſich aufgenommen, und welches daher als ein fremdes Medium (Mittel) den Spiegel ſeiner Seele trübt. —

wie kleine es iſt, das benympt im daz, daz ſich daz groß gut, das do got iſt, in dez ſpiegel ſeiner ſele nicht erbilden kann noch magk. Ja wie edel vnd wie lauter bilde ymmer ſein, die machen alleſampt mittel dez vnvorbildten bildes, daz do iſt got ſelber.*) Nu, lieben kinder, wiſſet, in welcher ſele ſich der ewige gutige got erſpiegeln ſal, die muß bloß ſein vnd lauter, vnd gefreyet von allen bilden. Vnd wo ſich ein einig bild yn dyßem ſpiegel weiſet vnd zeiget, do wirt die ſele des waren bildes vormittelt,**) das do got lauter iſt. Nun alle die menſchen, die diſer bloßheit in yn nicht warnemen, das ſich diſer verborgen grunt in yn nit entdecken vnd entbilden mag, inwendig der vornufft der ſele, diſe menſchen ſein alle kuchendirne***) vnd kuchenknechte, vnd denſelben menſchen iſt das joch bitter. Vnd wer nye darin ge-

*) D. h. wie edel und lauter auch die in unſerer Seele aufſteigenden Bilder immer ſein mögen, ſo treten ſie doch alle in den Weg (machen mittel) dem unerſchaffenen Bilde in uns, welches Gott ſelber iſt. —

** D. h. durch ein Mittel (Medium) getrübt.

***) Küchendirnen. —

ſach,*) noch des grundes nie geſchmeckt, das iſt ein offnes tzeichen, ſpricht Origenes, das er des ewiglichen nimer geſchmecken noch enbeiſſen ſal. Nun wiſſet, kinder, welcher menſch tzum minſten yn tage eyns nit einkeret in ſeinen grundt nach ſeinem vormugen, der lebet nit on tzweyffel als ein rechter warer chriſtenlicher menſch. Aber, kinder, die menſchen, die den grunt reumen**) vnd ſich ym muſſigen vnd die bilde ablegen, das ſich die ſonne in yrem inwendigen grunde der ſele ergieſſen magk, denſelben menſchen iſt das joch gotes ſuße vnd vber alle ſuße. Vnſchmecklich vnd bitter vnd widertzeme iſt yn alles das, das gote nicht lauter iſt, in yn ſelbs vnd in allen creaturen. Ja in der warheit, alles, das ſie ye geſchmeckten oder entpfunden haben, den ſein alle diſe werck ein bitter galle. Wan wo diſer edeler grunt geſchmeckt wirb, der tzeucht ßo ſere den edelen menſchen, er

*) D. h. nie angeſchaut hat — von der myſtiſchen Anſchauung zu verſtehen. —

**) reumen, auch raumen, bedeutet in der myſtiſchen Sprache ſo viel als reinigen, ſäubern. —

ꝛeucht das marck auß den beinen vnd das blut auß den oddern. Vnd wiſt, wo ſich diß bilde yn der warheit hat gebildet, do vorleſchen alle bilde yn ſcheidelicher weiße. *) Nun, kinder, wurumb hindern den menſchen die ding, domit er vmbgheet in der ꝛeit? Daz iſt: das du mit den dingen biſt vorbildt mit eigenſchafft. Wereſtu des bildes vnd der eygenſchafft ledig vnd frey vnd vnbekommert, wyſſe yn der warheit, hetteſtu ein konigreich, es ſchadet dir ꝛumal nichts. Kinder, ſeyt on eigenſchafft vnd bildeloß vnd ledig vnd frey vnd onbekommert mit allen creaturen, vnd hab, mit verlaub, wes du bedarffts mit eyner notdorfft, die gemiſcht ſey mit demutikeyt yn gotlicher forcht, ſo gann dir der ewig got wol deiner notdorfft; on ꝛweifel, haſtu ſeine nicht, ßo getraw dem herren, er ſal vnd muß dich wol vorſorgen, vnd ſold es durch vnvornufftige creatur geſcheen; er vorleſt der ſeinen nicht, als wenig als er die ewykeit leſt. Kinder, man findt von einez altua-

*) D. h. Da verlöſchen alle Bilder von ſchädlicher Art. —

ter geſchrieben, der was als bildloß vnd ledig vnd frey vnd vnbekommert mit allen creaturen, das ym mit nichte kein bilde bleib in ſeinez gemute. Nu fuget es ſich, daz ein menſch kam, klopffet an ſeine gemach. Do kam er hervor. Do heiſcht im der menſch etwas, das er ym auß ſeinem gemach brengen ſolt. Do dyßer heilig altuater wider in ſeine gemach kam, alsbald do was diß bilde hinwegk, das er ꝛumall darumb nicht entweſt, warumb yn dyßer menſch gebeten hatte. Dyßer menſch klopffet aber an, do kam der aluater, vnd ſprach: Sune, ghee ſelber hereyn vnd nym, wes du bedarffeſt, wan deine bilde kan ich ſo lange nicht behalden, das ich wyſſe, was du wolleſt, alßo iſt meyn gemudt bloß aller bilde vnd ledig vnd frey. Kinder, in diſen bildloſen menſchen, do ſcheinet die gotliche ſonne yn on vnderloß, vnd werden ßo adelichen geꝛogen auß ynn ſelber vnd auß allen dingen, vnd haben yren willen geben gefangen dem gotlichen willen yn allen dingen, vnd dartzu lauter vnd bloß ſich ſelber, in allen creaturen, in lieb vnd in leid, yn thun vnd in laſſen. Kinder, diſe menſchen ſein ßo gar vorſtrickt ynn dem freien gotlichen willen,

vnd werden ſo wunnigl[illegible]cken-
gotes, das ſie dodurch[illegible]
des vnd aller dinge, vn[illegible]
dingk klein vnd wenig[illegible]
gangen haben. Aber [illegible]
naher vnd groß, wa[illegible]
gegenwertig ſein von yres [illegible]
de. Hirumb ßo vorgeſſen ſie inn der ſußen liebe gotes alles leidens, ab man ſie liebe oder haſſe. Des haben ſie ſteten fride mit allen creaturen, mit feinden aber mit freunden. Diſen menſchen iſt alletzeit ſuße das joch unſers lieben herren, in lieb vnd yn leid ſteen ſie vnbekommert mit allen creaturen. — —

ter
f

3.

Langsamer und weniger eigenthümlich, als die Sprache der Zelle und der philosophischen Klause, bildete sich die Sprache der Städte, der Wirklichkeit. Aus den Chroniken und moralischen Tractaten des funfzehnten Jahrhunderts ersieht man noch am meisten, welchen Ausdruck das wirkliche Leben um diese Zeit gehabt. Johann Rothe, ein Mönch zu Eisenach, gab in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts eine thüringische Chronik heraus, welche für die früheste Erscheinung eines Geschichtschreibertalents in Deutschland gelten kann. Dieser Mönch, der sich auch als Dichter bekannt gemacht, bewies schon eine Feinheit und Anmuth historischer Darstellung, die besonders in Portraitzeichnungen auf eine merkwürdige Weise glücklich

iſt. In aller Einfachheit und auch wohl Trockenheit des Chronikenſtils entbehrt er doch einer leiſen poetiſchen Anfärbung nicht. Beſonders ſtrebt er danach, ſeinen Gegenſtand in einer gewiſſen maleriſchen Gruppirung zu behandeln und lebende Bilder zu zeichnen. Seine Proſa iſt gedrungen und nervig, zuweilen ſcheint er ſogar nach piquanten Wendungen zu ſuchen. Von dem thüringiſchen Landgrafen Ludwig VI. entwirft er folgendes Bild: „Deſſir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungir forſſe, eyn liplicher jungeling und eyner zamelichen wanderunge, eynes heiligen lebins. Do her obir ſyne bluwindin jogunt zcu vornunftigen aldir quam, do waz her zcu male gutlichen wedir eynin iclichin, wan yn eyne luchtin alle toginde, her waz von libe eyn wolgeſicketer man, nicht zcu lang noch zcu korit, zcu male mit ſchonen forſtlichin geberdin, in gnediger zcuverſicht, ſin angeſich waz frölich, ſyn antlizce ſubirlich. Unde ez waz nymant der en ſach, her worde eme gunſtig. Her waz ſchemel mit ſyme wortin, geczuchtig mit ſynin geberdin, reynlich unde kuſch mit ſyme libe, warhaftig mit ſyner rede, getruwe in ſyner fruntſchaft,

forſtlich mit ſyme rethe, unde menlich in ſyme widirſatze, vorbedachtin in ſynen globedin, gerecht mit ſyme gerichte, milde mit ſyme belonen unde was man toginde geſagin kan, der gebrach eme nicht." *)

Johann Rothe hatte in ſeine proſaiſche Darſtellung etwas von der Legendendichtung mit hinübergenommen, in der er ſich auch ſonſt verſuchte. Strenger und pragmatiſcher bildete ſich die hiſtoriſche Proſa durch Johann Thurmayer, genannt Aven-

*) „Dieſer Landgraf Ludwig war gar ein klarer, junger Fürſt, ein lieblicher Jüngling und einer ziemlichen Wanderung (wahrſcheinlich ſoviel als: eines geziemenden Wandels), eines heiligen Lebens. Da er über ſeine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütlich gegen einen Jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgeſicherter Mann, nicht zu lang noch zu kurz, zumal mit chönen fürſtlichen Gebärden, in gnädiger Zuverſicht; ſein Anſehen war fröhlich, ſein Antlitz ſäuberlich; und es war Niemand, der ihn ſah, er ward ihm günſtig. Er war verſchämt mit ſeinen Worten, züchtig mit ſeinen Gebärden, reinlich und keuſch mit ſeinem Leibe, wahrhaftig mit ſeiner Rede, getreu in ſeiner Freundſchaft, fürſtlich in ſeinem Rath, und männlich in ſeiner Widerſetzung; vorbedächtig in ſeinem Geloben, gerecht in ſeinem Gericht, milde mit ſeinem Belohnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht." Peterſen, a. a. O. S. 106. flgd.

tinus (von seiner Vaterstadt Abensberg), der in einer spätern Zeit des Jahrhunderts lebte und seine baierische Chronik erst lateinisch, dann deutsch herausgab. Sein gebildeter Chronikenstil verräth eine Kenntniß und durchdachte Musternehmung der antiken Geschichtschreiber, und besonders Tacitus scheint ihm bisweilen vorgeleuchtet zu haben. Neben ihm könnte noch die Chronik der burgundischen Kriege von Diebold Schilling genannt werden, um die historische Anschauungs- und Ausdrucksweise des funfzehnten Jahrhunderts zu umzeichnen.

Die Sprache des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens in diesem Jahrhundert redet in ihrer ganzen Naivetät, treuherzigen Derbheit und schalkhaften Ehrbarkeit aus dem Ehestandsbuch des Albrecht von Eybe (Ybe) uns an. Dies ist eines der merkwürdigsten und seltensten Denkmäler dieser älteren Prosa. Der Verfasser giebt sich in der Vorrede seines ohne Titel erschienenen Werkes als „in baidē recht doctor, Archidiacon zu Wirczburg vñ Thumherr zu Bamberg vnd Aystet" zu erkennen Die ältesten Ausgaben sind von Nürnberg, 1472, in welchem Jahre der Verfasser sein

forſtlich mit ſyme rethe, unde menlich in ſyme widirſatzce, vorbedachtin in ſynen globedin, gerecht mit ſyme gerichte, milde mit ſyme belonen unde was man toginde geſagin kan, der gebrach eme nicht.“ *)

Johann Rothe hatte in ſeine proſaiſche Darſtellung etwas von der Legendendichtung mit hinübergenommen, in der er ſich auch ſonſt verſuchte. Strenger und pragmatiſcher bildete ſich die hiſtoriſche Proſa durch Johann Thurmayer, genannt Aven-

*) „Dieſer Landgraf Ludwig war gar ein klarer, junger Fürſt, ein lieblicher Jüngling und einer ziemlichen Wanderung (wahrſcheinlich ſoviel als: eines geziemenden Wandels), eines heiligen Lebens. Da er über ſeine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütlich gegen einen Jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgeſicherter Mann, nicht zu lang noch zu kurz, zumal mit chönen fürſtlichen Gebärden, in gnädiger Zuverſicht; ſein Anſehen war fröhlich, ſein Antlitz ſäuberlich; und es war Niemand, der ihn ſah, er ward ihm günſtig. Er war verſchämt mit ſeinen Worten, züchtig mit ſeinen Gebärden, reinlich und keuſch mit ſeinem Leibe, wahrhaftig mit ſeiner Rede, getreu in ſeiner Freundſchaft, fürſtlich in ſeinem Rath, und männlich in ſeiner Widerſetzung; vorbedächtig in ſeinem Geloben, gerecht in ſeinem Gericht, milde mit ſeinem Belohnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht.“ Peterſen, a. a. O. S. 106. flgd.

tinus (von seiner Vaterstadt Abensberg), der in einer spätern Zeit des Jahrhunderts lebte und seine baierische Chronik erst lateinisch, dann deutsch herausgab. Sein gebildeter Chronikenstil verräth eine Kenntniß und durchdachte Musternehmung der antiken Geschichtschreiber, und besonders Tacitus scheint ihm bisweilen vorgeleuchtet zu haben. Neben ihm könnte noch die Chronik der burgundischen Kriege von Diebold Schilling genannt werden, um die historische Anschauungs- und Ausdrucksweise des funfzehnten Jahrhunderts zu umzeichnen.

Die Sprache des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens in diesem Jahrhundert redet in ihrer ganzen Naivetät, treuherzigen Derbheit und schalkhaften Ehrbarkeit aus dem Ehestandsbuch des Albrecht von Eybe (Ybe) uns an. Dies ist eines der merkwürdigsten und seltensten Denkmäler dieser älteren Prosa. Der Verfasser giebt sich in der Vorrede seines ohne Titel erschienenen Werkes als „in baidē recht doctor, Archidiacon zu Wirczburg vñ Thumherr zu Bamberg vnd Aystet" zu erkennen Die ältesten Ausgaben sind von Nürnberg, 1472, in welchem Jahre der Verfasser sein

Buch mit einer feierlichen Zueignung dem löblichen Magiſtrat und der Gemeinde der Stadt Nürnberg als Neujahrsgeſchenk überſandte. Es iſt in drei Theile getheilt und enthält dem Inhaltsverzeichniß nach Folgendes: Tytel diß büchlins des erſten teyls: Ob einem Manne ſey tzu nemen ein eelich weyb oder nit. Von lieb und keüſcheit der eelewte vnd von vnordentlicher lieb und vnkeüſch. Von der ſchön vnd vngeſtalt der Frouwen. So ein eefrow fruchtbar oder unfruchtbar iſt. Von lieb vnd ſorgen der kinder vnd wie ſy erzogen ſullen werden vnd ſo die kinder oder die elter ſterben. So die Frow wolredende vnd zornig iſt. Von dem Heyratgut vnd von reichtumb vnd armut. — Tytel des andern teyl's: Wie die welt vnd wie die menſchen vnd warumb ſie erſchaffen ſeind. Die Antwurt das ein weyb tzu nemen ſey. Widerwertigkeit in der ee vnd ſunſt tzu dulden. Das man Frouwen vnd junckfrouwen tzu rechter zeytt mann geben ſol. Wie ſich ein frow halten ſol in abweſen irs mans. Das lob der ee. Das lob der frouwen. — Tytel des dritten teyls. Wie die male und wirtſchaft ſeind tzu halten. Von ellende krancheyt vnd wi-

derwertikeyt der menſchlichen natur. Das keyn ſunder verzweyfeln ſol.

Man ſieht, dieſer ebenſo ehrbare als luſtige Archidiaconus hat kein Hauptcapitel aus dem ehelichen Leben und Wandel unberührt gelaſſen. Seine moraliſchen Nutzanwendungen verrathen im Allgemeinen ſtrenge Grundſätze, ohne pedantiſch und im Einzelnen läſtig zu werden. Man hat ihn nicht mit Unrecht den deutſchen Montaigne genannt. Hin und wieder laufen ſeine moraliſchen Tractate, wenn den Verfaſſer ſeine fröhliche Phantaſie von dem didaktiſchen Ton abführt, in kleine Novellen aus, die, in ihrer zierlichen und naiven Behandlung, an Boccaccio erinnern. Zuweilen hat er auch aus demſelben entlehnt, wie die Erzählung, mit der er beweiſen will, „das man frowen und junkfrowen tzu rechter czeit menner geben ſoll.“ Die vortrefflich gehaltene Erzählung: „wie ſich ein frow halten ſol in abweſen irs mans“ zeigt ihn ſelbſt als Meiſter im naiven Novellenſtil. *) Manches ſcheint

*) Dieſe Erzählung findet ſich abgedruckt in L. Meiſter's Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache, Bd. I. S. 143 — 158.

er wörtlich aus andern Schriftstellern übersetzt zu haben, wie er überhaupt eine vielfältige Belesenheit an den Tag legt. Seine feine Auffassung von Welt- und Lebensverhältnissen ist gerade dazu geeignet, uns das Privatleben seiner Zeit, wie es geredet und für seine eigenthümlichen Zustände Worte gefunden, auseinander zu legen. In seiner Sprache finden sich einzelne Seltsamkeiten, die besonders im Gebrauch des Hülfszeitwortes sein auffällig sind. So sagt er: ward einen Brief schreiben, anstatt schrieb einen Brief; sie ward küssen, anstatt sie küßte; ward ihr wolgefallen, statt gefiel ihr wol; das Herz ward in ihr zittern, statt das Herz zitterte in ihr; ward lieblichen ansehn, statt sah lieblich an, u. dgl. Sonst hat seine Prosa eine gewisse duftige Lieblichkeit und ist die Resonanz einer heitern, gemüthlichen, wohlgestimmten Seele.

Ueber das Freien sagt Albrecht von Eyhe folgendes Beherzigenswerthe: „Vgolinus parmensis schreibt, ich hab wohl gesehen das oft ein schicz (Schütz) ablaßt hundert pfeil von dem bogen ee er das zil mag getreffen, so kompt oft ein glik das im ersten schuß der schicz trifft das blatt, also ge-

ſchicht auch mit den Frouwen ſy wöllen hundert mal gebeten und gemüßigt ſein, ſo kompt oft ein glük das die frov in eim Tag gibt und gewert daz ſy ein gancz monat hat verſagt vnd abgeſchlagen. ſolche wort vnd gedenken ſol ſich ein veſter man nit übergehn vnd nahen laſſen. So ſullen auch die frouwen den mennern die ſy in vnordenliche lieb wöllen füren nit zu vil getrauwen, wann als ouch Vgolinus ſchreibt, ein frow ſol ir gütikeit in dem nit laſſen erkennen das ſy mit hüpſchen vnd gedichten worten vnd den zähern des mannes glauben gebe, vnd ſol nit erhören das da vnzimlichen iſt tzu bieten vnd tzu geweren, wann herfließende vnd ſchnelle lieb die gewinnt gemeinklichen ein böſen außgang vnd erkaltet bald, das geſchicht mer aus ſchulden des mannes dann der Frouwen. Ein Frow die ir lyeb im anfangk dem manne nit verſprechen will vnd ſchwerer macht alsbald ſye die lieb hatt tzu geſagt vnd in ir Hercz genommen, ſo iſt imbriſtiger vnd ſteter die lieb der Frouwen vnd überwindet den man in der lieb, aber der man als da ettlich Menner ſeind, alsbald er der Frouwen willen hat erlangt ſo gedenkt er im

alſo, die Frow hat nach meinem willen gancz gelebet vnd wirt es allzeyt tun, du willt auß gyen vogeln vnd wilt beſehen ob du ein andere auff den kloben bringen mügeſt vnd gefahen vnd will es für ein lob haben ye mer er an die czeteln mag bringen oder an die kerben, ſo die Frouwe gar für ſchentlicher achtet ir lieb mit merer Mannen zu teylen."

Einige der am meiſten charakteriſirenden Abſchnitte, die hier ſtehen könnten, müſſen wir in Betracht des veränderten modernen Geſchmacks unterlaſſen, da unſere Sitten heut nicht mehr rein genug ſind, um alles Natürliche, das unſere Altvordern friſch und fröhlich bei ſeinem Namen nannten, ohne Anſtoß hinzunehmen. Hier empfinden wir erſt recht die Corruption, die hinter den prüden Formen ſich birgt, wenn wir uns ſchämen müſſen, die unumwundenen Aeußerungen alter, körniger, ächt deutſcher Sitte unſern Zuſtänden wieder nahe zu bringen. Nur das harmloſe Lob, das der ehrliche Albrecht von Eye der Ehe ſpendet, mag hier noch eine Stelle finden: „Die Eee iſt ein Mutter vnd meiſterin der Kewſcheyt, wann durch die Eee werdent vermitten vnlauter frembd Begird vnd annder

ſchwär ſünd der Vnkewſchheyt; die Eee iſt eyn nucz heilſames Ding, durch die werdent die Land, Stet und Heußer gebauwet, gemeret vnd inn frid behalten. Manig ſtreit, ſchwär krieg vnd veindſchafft hinttergelegt vnd geſtillet, gutt freündſchafft vnd ſipp vnder frembden perſonen gemachet vnd das gancz menſchlich geſchlecht geewigt. So iſt auch die Eee eyn fröliches, luspers vnd ſüß Ding, was mag frölicher vnd ſüßer geſein, dann der nam des vatters, der Mutter vnd der Kinder, ſo die hangen an den Hälſen der eltern, vnd manigen ſüßen kuß von in empfangen, vnd ſo beyde Eeeleut ſolliche lieb, willen vnd freüntſchafft tzu eynander haben, was eynes will das ouch das ander wöll, vnd was eins redt mit dem andern, das es verſchwigen iſt, als hett es mit im ſelbſt geredt, vnd in beiden gutz vnd übel gemeyn iſt, das gut deſter fröhlicher, vnd das widerwertig deſter leichter."

Der Geſchmack des Jahrhunderts war ein gemiſchter und erſchien wie aus den verſchiedenartigſten Gewürzen und Ingredienzien zuſammengeſetzt. Dies verräth ſich in der Darſtellungsmanier durch das nahe Aneinanderliegen von Ernſt und Scherz,

von moraliſcher und burlesker Tonart. Es lag in der Stellung dieſes Jahrhunderts, das ein aufnehmendes, allen möglichen Einwirkungen von außen ſich hingebendes war, die verſchiedenſten Stoffe in buntſchillernder Vermengung aufzuhäufen. Der Stil der Schriftſteller war eine ſcheckige Musterkarte aller der Elemente, welche die Zeit zu verdauen hatte, und trug das Gepräge einer wunderlichen Moſaikarbeit an ſich. Albrecht von Eybe geräth, bei ſeiner einfachen Naivetät, doch oft von dem Hundertſten ins Tauſendſte, bald fällt er in den Ton einer luſtigen Schnurre, wo er die ernſthafteſten Anſtalten zu Moralbetrachtungen zu machen ſcheint, bald richtet er ein wahres Marktgetümmel von Citaten aller heidniſchen und chriſtlichen Autoren an. Noch ausgebildeter zeigt ſich dieſer burleske Miſchcharakter des funfzehnten Jahrhunderts in dem Doctor der Theologie, Johann Geyler von Kayſersberg, dieſem merkwürdigen Prediger, der ſeine Texte, ſtatt aus der Bibel, aus dem Narrenſchiff, ſeines Freundes Sebaſtian Brand wählte. Die hundertundzehn Predigten, die er im Jahre 1498 zu Straßburg über

das Narrenſchiff hielt, ſind als Denkmäler der Sprache wie der Zeitgeſinnung gleich ſehr zu betrachten. Sie ſind die originellſte Miſchung von freimüthiger Oppoſition, gewaltiger Redekraft, cyniſcher Ungebundenheit, moraliſcher Würde und einer Satire, die zwar das Schmutzigſte ſich nicht zu berühren ſcheut, aber doch faſt immer eine gewiſſe innere Erhebung verbreitet. Seine heftige Oppoſition gegen das Mönchsweſen iſt in dieſem Zeitalter, an der Schwelle der Reformation, merkwürdig. Als Sittenprediger ſchwingt er über die Thorheiten der Welt eine unerbittliche Geißel, die freilich durch die komiſche Miene und den ſcurrilen Witz, womit ſie gehandhabt wird, für uns wenigſtens meiſtentheils ihren bittern Stachel verliert. Bei Sebaſtian Brand findet ſich folgende Stelle über die Modenarrheiten der Weiber in jenem Zeitalter:

Die Töchtern tragend ouch yezt das,
Was etwan Dirnen ſchändlich was,
Wyt ausgeſchnidten Schuh, Schuben, Röck,
Das man die Milchſäck nit bedeck.
Wickelnd vyl Hudeln in die Zöpf,
Groß Hörner machends auf die Köpf,
Als ob es wär ein wilden Stier,
Gahnd grad daher wie wilde Thier,

Werfend die Ougen hin und her,
Lachen, gaffen alle Winkel an,
Und thut eins umbs ander traben,
Damit verführens die Knaben,
Die sye grüßen vnd gaffen an.

Diesen weiberfeindlichen Text hat Geyler von Kayserſberg folgendermaßen in seinen Predigten commentirt: „Die dritte Schell der selzam Narren ist das Haar zieren, geel, krauslicht und lang machen, auch frembes Haar der Abgestorbenen unter ihres vermischen und dasselbig zum Schauspiel aufmutzen. Es ziehn die Weiber jezund daher wie die Mannen und hencken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. Die Weiber ziehn in ihren Schleyern daher und haben sie aufgesprinzt neben mit zwo Ekken oder Spizen, gleich einem Ochßenkopf mit den Hörnern.“

Solche Sprache der Kanzel, denn auf dieser wurden Geyler's Predigten über das Narrenschiff wirklich gehalten, tönte originell genug, und war dem Volksgeist durchaus angemessen. Ueber weltliche Gegenstände, ohne eigentlichen Bibeltext, zu predigen, war überhaupt nichts Ungewöhnliches in da-

maliger Zeit; der burleske Ton Geyler's aber sagte dem gesunden, humoristischen Kern des Volkes zu und hatte eine außerordentliche populaire Wirksamkeit. Die mystische Andacht setzte sich in diese volksthümlichen und weltlichen Töne um, und die Erbauung nahm, unbeschadet der Frömmigkeit, die gewiß sehr ernstlich war im Herzen der Nation, ein fröhliches Wesen an. Von der Ursprünglichkeit der deutschen Prosa Geyler's gilt dasselbe, was von Tauler. Zwar sind doppelte Texte von den Narrenpredigten vorhanden, der lateinische, den Jacob Otther, sein Schüler, herausgegeben, und die älteste deutsche Uebersetzung von dem Franziskanermönch Johannes Pauli, die im Jahr 1520 verbreitet wurde. Doch hat sie Geyler auf der Kanzel deutsch gehalten, und die ihm eigenthümliche Diction ist gewiß aus seinem Munde in die Uebersetzung übergegangen. —

Das funfzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert der Vorbereitungen. Eine Menge weltlicher Anregungen stürmte unwiderstehlich auf das deutsche Gemüth ein, um eine neue Zeit aus neuen Elementen in ihm hervorzurufen. Diese ungeahne-

ten Hebel der Weltgeschichte waren die Buchdruckerkunst, die Erfindung des Compasses, eine neue transatlantische Welt, die der neuen gegenüber urplötzlich erstanden; ferner das Schießpulver, die erwachenden Naturwissenschaften, und die Besitznahme Konstantinopels durch die Türken, welche gelehrte Griechen nach Italien und Deutschland auswandern machte, um dort die Ueberlieferungen eines vor allen bevorzugten Weltalters, die Geister antiker Kunst und Wissenschaft, sich wieder des Lebens bemächtigen zu lassen. Dies brachte nach allen Seiten eine praktische Regsamkeit, eine Bewegung in allen Verhältnissen, hervor. Während Handels- und Kriegsschiffe die Meere durchschnitten, um Völker und Welttheile zu verbinden, stellte die Presse noch wunderbarere Mächte der geistigen Communication, wirkend mit der Schnelligkeit des Gedankens, ins Feld. Die Drucke des classischen Alterthums, die Uebertragungen griechischer und römischer Schriftsteller, besonders des Aristoteles, Cicero, Sallust und die vorlutherischen Bibelübersetzungen, waren das erste und wichtigste Debüt dieser neuen magischen Kunst. Auch Uebersetzungen des Boccac-

cio wurden schon im funfzehnten Jahrhundert gedruckt. Die Nation strebte in allen Richtungen nach einer allgemeinen Durchbildung, und versuchte wenigstens, in den Anfängen einer höhern Weltcultur ihr provinzielles Leben, an das sie sonst kleinlich verfallen war, zu überwinden. Unter diesen Anregungen wurde es Zeit und Bedürfniß, daß sich eine allgemeine Schriftsprache gründete, die, um den geistigen Verkehr der Nation ein einheitliches Band schlingend, die noch immer festbestehende landschaftliche Trennung der Dialekte endlich verwischte. Diese allgemeine Sprache der Literatur und der Gebildeten mußte aus der Entwickelung der Prosa hervorgehen, für die sich in diesem Zeitraum die Sprache überhaupt immer entschiedener und realer ausgebildet hatte. So drängte Alles wie von selbst zu der hochdeutschen Gesammtsprache hin, die in Luther's Bibelübersetzung ihren Mittelpunct fand, um von da aus das deutsche Leben zu durchdringen. —

4.

In dem landschaftlichen Wettstreit der deutschen Mundarten hatte das Oberdeutsche immer an Schönheit, Cultur und Nationalbedeutung den Sieg davongetragen. Das Niederdeutsche war gewissermaßen das Aschenbrödel der andern deutschen Mundarten geworden, vielfältig geschmäht und verachtet, und doch Herrliches und Anerkennenswerthes in sich tragend.*) Wenigstens wurde das Niederdeutsche mit seinen schönen leichtflüssigen Elementen ein ebenso nothwendiger Einschlag in die neuhochdeutsche Gesammtsprache, die sich im sechs-

*) Bürger behauptete sogar (in seinem Lehrbuch des deutschen Stils, herausg. v. K. v. Reinhard, S. 53), die niederdeutsche Mundart sei das Ueberbleibsel einer sehr frühen Cultur, welche über die Gränze unserer bekannten Geschichte hinausgehe.

zehnten Jahrhundert befestigte, als das Oberdeutsche, dessen unbedingte Alleinherrschaft mit der schwäbischen Epoche abgelaufen war. Diese beiden Hauptmundarten schmolzen in den geläuterten Guß des Neuhochdeutschen zusammen und bildeten den vereinigten Sprachschatz des deutschen Volkes, eine mit feinem Bewußtsein vorgenommene Blumenlese des Besten, was jeder Dialekt Eigenes hatte. Je stärker die nationalen Bewegungen wurden, je mehr hatten sich schon lange vor Luther die Mundarten einer Vermischung zugeneigt, die man mit dem Namen des Hochdeutschen bezeichnete. Die Canzleisprache des deutschen Reichstages wurde die erste anregende Veranlassung, konnte aber keine sichere Grundlage und Einheit dafür abgeben, weil sie selbst durch die politischen Verhältnisse etwas Unstätes und den verschiedensten Einwirkungen ausgesetzt war. Je öfter der deutsche Kaiserstuhl gewechselt wurde und in den verschiedenen Gauen des Vaterlandes umherging, um so mehr hingen sich bald von dieser, bald von jener Landschaft Farben und Einflüsse auch an die deutsche Hof- und Canzleisprache fest. So prägte

ſich in dieſer allmählig eine hochdeutſche Mundart aus, die allen andern als etwas Verſchiedenes und Eigenthümliches gegenüberſtand, zugleich aber ſehr viel Weſentliches von ihnen vereinigte, und damit die Vorbereitung zu ihrer organiſchen Einheit wurde. So knüpfte denn auch Luther, der nicht der Verfertiger, ſondern nur der Reformator und Geſetzgeber der neuhochdeutſchen Geſammtſprache iſt, ſeine Bibelſprache an die deutſche Canzlei an, wie er ſelbſt im 69. Capitel ſeiner Tiſchreden von ſich ſagt: „Ich habe keine gewiſſe, ſonderliche, eigene Sprache im Deutſchen, ſondern brauche der gemeinen deutſchen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verſtehen mögen. Ich rede nach der Sächſiſchen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürſten und Könige in Deutſchland. Alle Reichsſtädte, Fürſtenhöfe, ſchreiben nach der Sächſiſchen Canzeley (oder vielmehr, die ſächſiſche Canzeley ſchrieb nicht anders, wie alle Reichsſtädte und Fürſtenhöfe); darum iſt's auch die gemeinſte deutſche Sprache.“*)

*) Vgl. G. F. Grotefend, Dr. Martin Luther's Verdienſte um die Ausbildung der hochdeutſchen Schrift-

Der Einfluß, der bei den andern modernen Völkern nur von einer tonangebenden Centralhauptstadt auszugehen und durch äußere politische Verhältnisse nöthigend zu wirken pflegt, konnte bei den Deutschen nur durch ein Buch, durch ein geistiges und gemüthliches Ferment, hervorgebracht werden. Nur die Bibel konnte es sein, welche die Einigung in der babylonischen Sprachverwirrung der deutschen Mundarten gründete. Radlof hat nicht mit Unrecht der Einwirkung der luther'schen Bibelüberſetzung auf die deutsche Sprachbildung und die Bildung des Volkes überhaupt mit der verglichen, die Homer auf die Geſammtbildung der Griechen hatte. Wie das homerische Epos für alle griechischen Stämme eine Bedeutung gewann, ſo wurde die Bibel ein Canon für das moderne Leben, deſſen ſich vorzugsweiſe die deutſche Nation, als die eigentliche Weltträgerin des Chriſtenthums, zu einem Nationaleigenthum bemächtigen mußte. Die deutſche Bibel mußte ein Volksbuch werden, das

---

ſprache, im erſten Stück der Abhandlungen des frankfurtiſchen Gelehrtenvereins. (Frankf. a. M. 1818.)

mit Sprache, Leben und Sitte in den genaueſten und umfaſſendſten Zuſammenhang trat, woran ſich die Nation in eine neue Epoche hinüberbildete. So kamen die Deutſchen in den Beſitz einer eigenthümlichen Bibelſprache, die ſonſt an keiner modernen Nation in dieſem volksthümlichen Charakter ſich zeigt. Die deutſche Bibelſprache wirkte aber national durch die Sprachvereinigung aller Stämme, und ſchuf ſomit die erſten ſichern und allgemeingültigen Typen der Proſa für die Geſellſchaft wie für die Literatur. Dieſe Bibelſprache, deren Bildner und Dichter Luther iſt, war zugleich die erſte Offenbarung der deutſchen Sprache in ihrer ganzen gemüthlichen, religiöſen und poetiſchen Stärke, in Donner, Blitz und lieblichem Geſäuſel der Rede. Die dämoniſche Gewalt der Sprache erhob ſich in Luther's Diction zugleich mit ihrer naiven Anmuth und dem Morgenhauch kindlicher, andächtiger, gottergebener Töne. Luther's Bibeldiction gab der Gemüthsſeite des deutſchen Lebens, den patriarchaliſchen Sympathieen der deutſchen Häuslichkeit, Sprache und Ausdruck. Die

Volksbildung und das Umgangsleben erhielten einen biblischen und orthodoxen Anstrich, wie kein ähnliches Phänomen in der Geschichte sich aufweisen läßt. Zugleich tritt das Neuhochdeutsche, aus der Scheidungsepoche zweier Zeitalter geboren, mit aller historischen Berechtigung zur Herrschaft auf. Die Sprache der Reformation, welche der Protestantismus erzeugt, mußte die Sprache des modernen Weltalters werden. Jacob Grimm (Grammatik, I. Ausg. I. XI.) sagt sehr treffend: „Man darf das Neuhochdeutsche als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lautverhältnissen und Formen gesunken; — was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luthern."

Wie sehr um diese Zeit die deutsche Sprache mit dem Protestantismus identificirt wurde, ersieht

man aus der Opposition der in ihren lateinischen Schlupfwinkeln aufgestörten Katholiken, welche das Deutsche als die Ketzersprache, zum Hohn auch „das lutherisch Deutsch" genannt, haßten und sogar mit Pamphlets verfolgten. Denn die katholischen deutschen Bibelübersetzungen hatten nicht mit dem Einfluß ins Volk dringen können, um die deutsche Sprache als ein nothwendiges Element mit dem Glauben und der Andacht zu verschmelzen. Dazu waren sie zu nüchtern, zu gottverlassen, ohne Begeisterung und Macht des Gemüths. Der Protestantismus dagegen, der durch die Bibelübersetzung seine Sache am durchgreifendsten verfocht, überwand jetzt die lateinischen Bestandtheile des kirchlichen Christenthums, indem er die Glaubensfreiheit mit der Nationalsprache als ineinsgeschlungenes Symbol, als siegreiches Banner verknüpfte. Die deutsche Sprache bestieg nun aller Orten die Kanzel und predigte und versah jede Anforderung des Cultus in den heimathlichen, für die Frömmigkeit ganz geschaffenen Lauten. Um nicht gegen die Volkssympathieen zu verstoßen, mußte bald auch die katholische Geistlichkeit ihrerseits anfangen, die Mut-

terſprache zu pflegen und nach den in der Zeit entſtandenen Bedürfniſſen zu behandeln. So wurde auch der Katholizismus unverſehens von dem proteſtantiſchen Dialekt mitfortgeriſſen.

Um zunächſt den Unterſchied der Bibelſprache Luthers von ſeinen katholiſchen Vorgängern zu veranſchaulichen, folge hier eine Stelle aus dem Hiob, einmal nach Otmar's Ausgabe vom Jahre 1507 und dann nach Luther's Ueberſetzung von 1541, in welchen beiden die Rede Gottes folgendermaßen gegeben iſt:

Otmar. 1507.	Luther. 1541.
„Aber der herre antwurt job von dem windtſpreuel und ſprach. Wer iſt der, der da einweltzett die urtayl mit ungelerten worten. Begürte deine lenden als ain mann, ich frage dich und du antwurte mir. Wo wareſt du, do ich ſetzet die grundtfeſte der erde. Zay-	„Und der Herr antwortet Hiob aus einem wetter und ſprach. Wer iſt der, der ſo felet in der weisheit und redet ſo mit unverſtand? Gürte deine Lenden wie ein Mann; Ich will dich fragen, lere mich. Wo wareſtu da ich die Erden gründet? Sage mir's,

ge mir, ob du habſt die vernunft. Wer ſatzt ir maßs, ob du es erkanteſt oder wer ſtrecket über ſy die linien, auff die ire grundtfeſten ſeind geſterket. Oder wer leget iren winkelſtain. Do mich lobeten die mórgenlichen ſteren mit einander. und jubilierten alle ſúne gottes. Wer beſchloß das móre mit den thúren. do es fúrbrache all für geend von dem leybe. Do ich leget die wolken ſein gewand und do ich es umwikkelet mit der tunklung als mit thúchen der kindheyt. Ich umbgabe es mit meinen enden und ſatzt den rigel und

biſtu ſo klug. Weiſſeſtu, wer jr das Maß geſetzt hat? Oder wer über ſie ein Richtſchnur gezogen hat? Oder worauff ſtehn ire Füſſe verſencket? Oder wer hat jr einen Eckſtein gelegt? Da mich die Morgenſterne miteinander lobeten, vnd jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit ſeinen Thúren verſchloſſen, Da es herausbrach wie aus Mutter leibe. Da ichs mit Wolken kleidet, vnd in tunkel einwikkelt wie in windeln. Da ich jm den laufft brach mit meinem Tham, vnd ſetzet jm riegel und thúr. Vnd ſprach, Bis

die thüren und sprach. Du kumpst unz her und du geest nit fürbaß, unnd hie zerbricheſt du dein wülend flüß.“

hieher soltu komen, vnd nicht weiter, Hie sollen sich legen deine stoltzen wellen.“

Luther's Bibelüberſetzung iſt ebenſo ſehr eine Hervorbringung des produzirenden Genies, als der mühſamſten und durchdachteſten Sprachforſchung. Wie Luther allmählig ſeinem Ziele entgegenſchritt, zeigt die Stufenfolge ſeiner Ueberſetzungen, die vom Jahre 1517 an in einzelnen Stücken der Bibel ſich aneinanderreihten und zuerſt 1534 zu dem vollſtändigen Bibelwerk zuſammengeſtellt wurden. Darauf erfolgte die umfaſſende Reviſion ſeiner Arbeit von 1541, und nach ihr eine Reihe von immer vollendeteren Ausgaben bis zu der von 1545, die, von Luther noch ſelbſt beſorgt, als die letzte Feſtſtellung und Organiſation ſeiner Sprache anzuſehen iſt. Man tritt in Luther's Werkſtatt, wenn man die Reihenfolge dieſer Ueberſetzungsverſuche durchmuſtert, und ſieht ihm mit Erſtaunen zu, wie er ſich ſelbſt nie genugthun und befriedigen kann, wie e alle Quellen der Sprache, die aus älterer Zeit wie

aus dem Redegebrauch des wirklichen Lebens nur irgend abgeleitet werden konnten, für seine Diction flüssig zu machen sucht, und sein Sinn für Feinheit, Bezeichnung, Wohllaut, Regelmäßigkeit und Poesie des Ausdrucks sich immer mehr und mehr schärft. Wie sehr er sich um eine in allen Einzelnheiten zutreffende Darstellung, um das Detail der Sprache, bemühte, schildert auch Joh. Matthesius in Luther's Leben, in der dreizehnten Predigt: „Der Doctor übersah zuvor die ausgegangene Bibel und studirte bei Juden und fremden Sprachen Kundigen, auch fragte er bei allen Deutschen nach guten Worten, wie er ihm denn etliche Schöps abstechen ließ, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennt." Und Luther selbst sagt von sich: „Ich hab mich im Dollmetschen der reinen und klaren, deutschen Sprache beflissen; und hab oft vierzehn Tage, ja drei, vier Wochen ein einiges Wort gesucht und gefragt, und es doch bisweilen nicht finden können."

Das Grammatische in der Sprache Luther's stellte sich erst allmählig fest. In seinen frühern Schriften stößt man auf viele Härten, die beson-

ders durch eine unangenehme Ausstoßung des e hervorgebracht werden, sowohl bei den Dativendungen, dem Tag, dem Roß, als im Nominativ der einfachen wie der mehrfachen Zahl, der Frid, der Glaub, die Roff, die Tag. Ferner pflegte er die Adjectiven vor den Hauptwörtern meistentheils ganz unverändert zu lassen, und wie Adverbia zu gebrauchen; den Plural auf e statt auf er zu bilden, die Manne, die Weibe; rauhe und ungrammatische Formen, wie er tot für er tödtete, wunsch für wünschte, und ähnliches Schwankende und Mißlautende zu gebrauchen. Auch wies in seinen ersten biblischen Uebersetzungen die neuhochdeutsche Mundart noch keineswegs eine Einheit oder Sicherheit auf, vielmehr machten sich noch viele oberdeutsche Laute und Formen unbedenklich geltend, wie z. B. in folgender Uebersetzung der Schilderung Leviathans, aus dem Jahre 1523: „Wer kann die kinnbacken seines antlitz aufftun? Schröcklich stond seine zeen umbher, Sein leichnam ist wie schilt, vest und eng ineinander, Ains rürt an das ander, das nit ain lüfftlin darzwischen geet, es hanget ainer am andern und halten sich

zuſamen, das ſy nit von einander gethan mügen werden. Sein nyeſſen iſt wie ain glantzends licht. Die ſchleuderſtain ſeind im wie ſtupfel, den hamer achtet er wie ſtupffeln, er ſpottet der zitterden lantzen" ꝛc. An die Stelle ſolcher Formen traten allmählig ſächſiſche bei ihm ein, oft nach Wohllaut, Gefühl und Stimmung des auszudrükkenden Gedankens fein nüancirt. Obwohl die vollen, austönenden Laute des Oberdeutſchen, wie glanzen, offentlich, kurzlich u. a., in mancher Hinſicht erhaltenswerth ſcheinen, ſo haben doch die Umlaute, mit denen ſie Luther bald in die ſächſiſchen Formen glänzen, öffentlich, kürzlich, verwandelte, den leichteren Fluß der Rede, die geſchmeidige Bewegung für die Proſa, für ſich. So wurden auch die oberdeutſchen Flexionen: ich nimm, ich lies, ich gieb, ich iſſ, ich ſih u. ſ. f. von Luther ausgeſchloſſen, und gingen durch ihn in der ſächſiſchen Abwandlung ich nehme, ich leſe, ich gebe, ich eſſe, ich ſehe, in die allgemeine Schriftſprache über,*) da ſie in dieſer Form ebenfalls für

*) Vgl. Radlof, teutſchkundliche Forſchungen und Erheiterungen II. 223.

die Prosa leichtfügiger und fließender scheinen. Sachsen hatte um diese Zeit ein blühendes und mannigfaltiges Leben gewonnen, durch die äußere Regsamkeit und Betriebsamkeit, durch Handel, Bergbau und Gewerke war auch die Sprache in diesen Landen ausdrucksfähig und für die Wendungen und Verhältnisse der Wirklichkeit geschickt geworden, und so war es natürlich, daß die beiden sächsischen Mundarten, die Luther gleicherweise benutzte, eine Hauptgrundlage für die Bildung der neuhochdeutschen Prosa abgeben konnten.

Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit, die den eigentlichen Geist der luther'schen Sprachschöpfung ausmacht, ist aber die christliche Anschauung und Gesinnung, die seine Sprache so sehr als Lebensathem durchdringt, daß sie sogar wortbildnerisch und grammatisch den größten Einfluß ausübt. Durch gewisse Wörter und Zusammensetzungen glaubte Luther die deutsche Sprache gewissermaßen christianisiren zu müssen, und wir verdanken diesem Bestreben manche schöne Wortfügungen, die uns geblieben sind. Namentlich sind in unserer Sprache die häufigen Zusammensetzungen mit dem

Worte selig durch Luther theils in Gebrauch gekommen, theils geschaffen worden. Den Engelsgruß bei Lucas (I. 28.) übersetzt Luther: gegrüßet seystu, holdselige! ein sehr glücklich von ihm gebildetes Wort, auf dessen Zusammensetzung ihn ohne Zweifel nur ein christliches Gemüthsbedürfniß brachte, obwohl gerade dieses Wort von seinen Gegnern sehr heftig angefochten wurde. Das κεχαριτωμένη der Urschrift war in der Vulgata mit plena gratiarum, und von Luther's Vorgängern voller Gnaden übersetzt worden. Die deutsche Sprache hatte überhaupt für Grazie bis dahin kein anderes recht gangbares Wort gehabt als Gnade, und Geyler von Kayserberg spricht einmal in seinen Predigten über das Narrenschiff von den drei Gnaden, statt den drei Grazien. Luther, der sich über diese Uebersetzung des Engelsgrußes bei Lucas in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen §. 14. ausführlicher äußert, machte sich mit der schönsten und bezeichnendsten Wiedergebung dieser Stelle besonders viel zu schaffen. Er nahm zunächst das Wort hold, das sich schon in den ältesten Sprachdenkmälern, bei Willeram und Otfrid, findet und

zunächst Treue und Angehörigkeit, dann Freundseligkeit und liebreiches Wesen, bezeichnet, sowie unhold (was schon im silbernen Codex den Teufel, unhulto, benannt), das Gegentheil davon, erst ungetreu, und dann feindlich, übelthätig, ausdrückt. Hold schien Luthern jedoch noch nicht genügend, um Das, was der Engel mit seinem Gruße an dem Wesen der Maria bezeichnen will, wiederzugeben. Es dünkt ihm noch ein zu äußerliches Beiwort, nur irdische Liebe und irdische Schönheit andeutend, und er fügte selig daran, welches Wort seiner Abstammung nach (sel, sal, salus) auf das Heil hinzeigt, und in diesem Falle besonders die Heilsbotschaft, welche der Engel der Mutter Gottes bringt, insichschließt. So erhielt unsere Sprache in diesem holdselig eines ihrer schönsten und lieblichsten Wörter, das von der heiligen Jungfrau Maria aus bald auch in den Sprachschatz der irdischen Liebe und Zärtlichkeit überging. Luther selbst aber hatte sich mit diesem Ausdruck eigentlich noch nicht genuggethan; er meinte, der Engel wolle an dieser Stelle vorzüglich sagen: Gott

grüße Dich, du liebe Maria, und wenn er deutsch gesprochen hätte, würde er sie mit diesen Worten begrüßt haben, denn, fügt Luther hinzu, „wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.“*)

Die christliche Anschauung bildete auch das Wort gottselig, worin Luther das auch auf die heidnischen Götter bezügliche göttlich umsetzte. Andere Wörter, wie unglückselig, glückselig, armselig und ähnliche entstanden ebenfalls in diesem christlichen Sinn, dem keine andere Sprache wie die deutsche mit solcher ideellen Bezeichnungsfähigkeit nachkommen kann. Mit der Armuth

*) Vgl. Diederich von Stade, Erläuter- und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter Luthers (Bremen 1724). S. 317. und Grotefend a. a. O. S. 122 flgd.

und dem Unglück eine Seligkeit zu verbinden, spricht das Grundwesen des Christenthums aus, für das nur die deutsche Sprache sogleich einen eigenen Wörterhaushalt auszufinden vermochte. Bei Luther selbst blickt die Absicht hervor, diesen Charakter seiner Sprache immer entschiedener auszuprägen. In seinen frühesten Bibelübersetzungen stand in der Bergpredigt: benedeyt seid ihr u. s. w., wofür später glückselig und selig mit jener bezeichnenderen Färbung der Bibelsprache an die Stelle kam.

Das Wort hehr ist ebenfalls der biblischen Diction eigenthümlich und durch dieselbe in der deutschen Poesie verbreitet worden. Es ist ein altes deutsches Wort, das besonders der sächsischen Mundart angehörig scheint und von Luther zuerst in den Psalmenübersetzungen, wo die Vulgata terribile hat, gebraucht wurde, wie er selbst sagt: „Das Wort terribile heiße ich auf Deutsch hehr, das man zu Latein metuendum, reverendum nennt, als man ein Bild, Kirche, Fest, Heiligthum oder dergleichen schön und hehr hält.“ Offenbar wollte er damit ein aus Schauerlichem und Heiligem ge-

miſchtes Gefühl der Ehrfurcht bezeichnen, etwas geheimnißvoll Erhabenes, wofür dieſes Wort, das in ſeiner Abſtammung ohne Zweifel mit herrlich, Herr, Ehre, zuſammenläuft, ſehr charakteriſtiſch iſt. Heiland, ein Participium von dem fränkiſchen Verbum heilan, heilen (heilant), iſt durch Luther in der Sprache der chriſtlichen Anſchauung eingebürgert worden, womit er namentlich das griechiſche σωτηρ des neuen Teſtaments überſetzte, einen umfaſſenden und der evangeliſchen Bedeutung durchaus gemäßen Sinn damit ausdrückend. Dieſe und ähnliche Wörter und Wendungen zeigen, wie Luther bei ſeiner Arbeit ohne Zweifel die alten Sprachſchätze vor Augen hatte und eifrig durchforſchte. Schon Otfrid ſagt von Jeſus: Nu vuizun in ala vuari thaz er ist heilari, nun wiſſen wir in aller Wahrheit, daß er ein Heiler iſt. Luther bediente ſich jedoch dieſes Wortes auch im alten Teſtament, z. B. Richter, 3. 9. der Herr erweckt ihnen einen Heiland, oder Nehem. 9. 27. du gabeſt ihnen Heilande, die ihnen halfen.

Andere Eigenthümlichkeiten der luther'ſchen Sprache ſind zum Nachtheil der heutigen Diction wie-

der verloren gegangen. Dahin gehört unter Anderem die bei ihm übliche Auslaſſung gewiſſer Vorſatzſylben, wodurch ſich ihm Doppelwörter bildeten, die in verſchiedenen Fällen zur Abwechſelung des Ausdruckes, ſelbſt mit Hinſicht auf den Wohllaut, bald in ihrer einfachen, bald in ihrer zuſammengeſetzten Form, ſich gebrauchen ließen; z. B. blößen und entblößen, ſich fernen und entfernen, ſich fleißigen und befleißigen, kehren und verkehren, kleinern und verkleinern, leichtern und erleichtern, niedrigen und erniedrigen, wintern und überwintern, Fahr und Gefahr, ſchäftig und geſchäftig, Schmack und Geſchmack, ſchwätzig und geſchwätzig, Trügerei und Betrügerei, wendig und abwendig u. v. a. *) Mehrere ſolcher Wörter, die beſonders durch Luther in Gebrauch gekommen, ſind auch heut noch unſerer Diction mehr oder weniger zuſtändig, wie

*) Vgl. ein ganzes Verzeichniß ſolcher Wörter bei Teller: Vollſtändige Darſtellung der deutſchen Sprache in Luther's Bibelüberſetzung, I. S. 10—31.

fälſchen für verfälſchen, fehlen für verfehlen, fördern für befördern, gleichen für vergleichen (ich gleiche dich, meine Freundin, meinem reiſigen Zeuge, im Hohen Liede), mählich für allmählig, linde für gelinde, neiden für beneiden, u. dgl. Andere ſind ganz eingewohntes Eigenthum unſerer Sprache, Brauch und Gebrauch, ziemen und geziemen, mehren und vermehren ꝛc. doch verdienten auch die meiſten, die zurückgetreten und veraltet ſind, für die Bequemlichkeit Mannigfaltigkeit und Ausfüllung unſerer Schreibart wieder eingeführt zu werden.

Einige Wörter Luther's, die ganz in ſeinem Sprachgeiſt empfangen waren, ſind völlig vom Schauplatz verſchwunden, auch allmählig in den neuern Ausgaben der Bibel fortgelaſſen worden, z. B. weben, ſ. v. a. ſich regen, Pſalmen. 65. 9. du macheſt fröhlich was da webet. Der Ausdruck gehört übrigens der oberdeutſchen Mundart an, denn noch heutzutage kann man in Süddeutſchland hören: es webet, für: es ſpukt. Anderes Alterthümliche ſeiner Sprache tilgte Luther noch ſelbſt in der Ausgabe letzter Hand, z. B. ichtes für et-

was (woraus mit der Negation nicht, nichts gebildet worden). Manches, was sonst auffällig und eigenthümlich an seiner Bibelsprache erscheint, ist oft nur durch eine wörtliche Uebersetzung der Vulgata entstanden, z. B. der biblische Ausdruck erkennen vom fleischlichen Umgange, der eine unmittelbare Uebertragung des lateinischen cognoscere ist, was schon Adelung bemerkt hat. Dagegen kannte Luther, ungeachtet seiner gewandten Aneignung lateinischer Formen, seltsamer Weise das Wort Körper noch nicht, obwohl schon im Lobgesang des heiligen Anno: „der beide ist corpus unte geist" der Gegensatz von Körper und Geist sich ausgedrückt findet. In Luther's Bibel erscheint immer nur das Verhältniß von Leib und Seele mit einer gewissen verächtlichen Färbung des ersteren, der auch öfters, gerade in diesem Gegensatz, nur als Leichnam bezeichnet wird. Die räumliche Bedeutung des Körpers wurde erst durch Descartes als metaphysischer Begriff aufgenommen und aus der Mathematik in den modernen Sprachgebrauch übertragen. Dagegen reinigte Luther das Wort Geist von den sinnlichen Bestandtheilen

der mystischen Terminologie, in der es das ausströmende Fluidum bezeichnet, das sich mit dem Fluidum der Gottheit zu einer wirklichen und realen Gemeinschaft zusammenschließt, weshalb es in der Bedeutung von Hauch, Odem vorkommt, ja selbst vom Winde nicht unterschieden wird, eine Vermengung, die sich noch bei Geyler von Kaysersberg findet, der Joh. III. 8. „der Geist der geistet wo er wil, und du höreſt seine Stimme" übersetzt, wo Luther hat: „der Wind bläset wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl." *)

In der Bezeichnung der menschlichen Verhältnisse, der Stände, der Geschlechter, verräth Luthers Sprache manche glückliche Naivetät der Anschauung, manche zurückzuwünschende Anmuth und Harmlosigkeit des Ausdrucks. In den Anreden zeigt sich noch fast gar keine Unterscheidung der Stände, nur in Herren und Knechte, oder auch in Pöbel und Junckern, wobei jedoch jener nur das Volk ohne alle Nebenbegriffe bezeichnet, legen sich einfach die

*) Vgl. Grotefend, Luther's Verdienste um die Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache. S. 129.

ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente auseinander. In der Benennung des weiblichen Geſchlechts iſt Luther's Wortgebrauch beſonders ſinnreich. Das ſchöne Magdthum hat ſich leider wieder aus dem heutigen Gebrauch entfernt, und wir haben nur noch das unbelicatere Wort Jungfrauſchaft an ſeiner Stelle. Magd und Jungfrau werden von Luther gleichbedeutend und abwechſelnd gebraucht, der Begriff des Dienenden iſt mit der erſteren noch nicht im niedrigeren Sinne verbunden und ſtreift nur hinundwieder in leiſer Schattirung daran. Folgende Phyſiognomie einer deutſchen Magd entwirft Luther ſelbſt einmal: „Es heißt im Deutſchen Magd ein ſolch Weibsbild, das noch jung iſt und mit Ehre den Kranz trägt und im Haar geht; ein jung Weibsbild, die nicht nur ihre Jungfrauſchaft noch hat, ſondern auch Tugend und einen fruchtbaren Leib. Darum heißt ſolches junge Volk Meide = oder = Maide = Volk, nicht Jungfrauen = Volk.“ Aus dieſer letztern Andeutung geht wenigſtens hervor, daß er in ſolchen Zuſammenſetzungen das Wort Jungfrau nicht für üblich und ſchicklich gehalten, obwohl er dem-

ſelben ſonſt nicht gerade einen vornehmeren Anſtrich beilegt. Mädchen kam erſt ſpäter aus dem Niederdeutſchen in Aufnahme, und wurde von Luther noch nicht gebraucht, der dafür Mägdlein hat. Dirne kann bei Luther auch eine Verheirathete bezeichnen, ſolange ſie ſich in einem gewiſſen jugendlichen Alter befindet, und drückt noch durchaus keine Geringſchätzung mit dieſer Benennung aus. Man ſieht, die Frauen haben zu Luther's Zeiten eine ſchöne Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen beſeſſen, die ihnen heut faſt gänzlich verloren gegangen. Mehrere damals übliche ſind jetzt ſogar anrüchig und unanſtändig geworden, und das äußerſt zartſinnige und poetiſch gebildete Wort Weibsbild, womit Luther das ganze Geſchlecht benennt, ließe ſich nicht ſo leicht wieder zu Ehren bringen. Statt des Bildes, unter dem Luther das Frauengeſchlecht anſchaulich und lieblich zuſammenfaßte, hat man jetzt die allgemein gebräuchliche Zuſammenſetzung mit Zimmer, wodurch die Frauen zu einem bloßen Gemach, zu einem Frauenzimmer entarten, ein Wort, das allmählig durch eine unbegreifliche Ideenaſſociation für Weibsbild in Auf-

nahme gekommen. Zu Luther's Zeit kannte man dies Wort, das um jeden Preis wieder außer Umlauf geſetzt werden müßte, nicht anders als in dem Sinne eines wirklichen Frauengemachs, z. B. Buch Eſther, 2. 13., wo Luther überſetzt: „Alsdann ging eine Dirne zum Könige; und welche ſie wollte, mußte man ihr geben, die mit ihr vom Frauenzimmer zu des Königs Hauſe ginge", und ſo an mehreren Stellen. Dagegen iſt das Wort Dirne wenigſtens der deutſchen Balladenpaeſie nicht ganz fremd geworden, obwohl es doch im Ganzen ſein edles Gepräge eingebüßt.

Was Luther's Bibelſprache zu ihrer hohen Bedeutung und dem unabweislichen Einfluß auf das Volk gelangen ließ, iſt am allermeiſten der poetiſche Schöpfergeiſt, das dichtende Gemüth, welches in ihr waltet, und der deutſchen Rede mit neuer Zeugungskraft ſich bemächtigte. In Luther's Diction zerfielen zuerſt die Schranken von Poeſie und Proſa oder ſie traten als eine in Geiſt und Formen verſchmolzene Einheit auf, von der ſich nicht mehr nachweiſen läßt, wo die dichteriſchen und wo die proſaiſchen Elemente anfangen und aufhören. Nur

eine dichteriſche Uebertragung konnte die Bibel zu einem deutſchen Volksbuch machen, da immer nur das Poetiſche ſich am innigſten mit der Nationalität durchdringt. So wurde dieſe an religiöſer Begeiſterung entſponnene Einheit von Poeſie und Proſa zugleich die Grundlage der neuhochdeutſchen Geſammtſprache, die aus der Bibelſprache hervorging; und die ganze moderne Darſtellung der nachfolgenden Literatur, auf einen Nationalcanon von ſo univerſaler Bedeutung ſich zurückführend, läßt keine weſentliche Zerlegung in einen poetiſchen und proſaiſchen Sprachgebrauch mehr zu. Luther hatte ſich ein ſehr entſchiedenes Schönheitsideal der Sprachdarſtellung vorgezeichnet, dem er nicht nur in der Wortbildung, ſondern auch im Numerus und Tonfall ſeiner Sätze zu genügen ſtrebte. Bei allem hinreißenden Gefühl in ſeiner poetiſchen und rhythmiſchen Behandlung ſcheint er doch eines ſehr feinen und ſichern Taktes ſich bewußt geweſen, womit er immer ein die Proſa einfriedigendes, gehaltenes Zeitmaaß von dem wirklich metriſchen zu unterſcheiden verſtand. Nur zuweilen hat er darin

geschwankt und sich versähnlichen Bewegungen der Sätze, ja selbst Reimen, die nicht für unabsichtlich gelten können, überlassen. Zwar muß man anstehn, die Hexameter, die man in Menge aus Luther's Bibel gesammelt hat, wo die meisten der Art sind, wie der berüchtigte in der Geneſis (XXVI. 8.) „daß Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca" für wirkliche Verse zu halten, oder wann sie es sind, der bestimmten Absicht Luther's beizumessen. Die Hexameter in der Bibelüberſetzung hat Luther gewiß unbewußt hervorgebracht, mit Fleiß schon deshalb nicht, weil man zu seiner Zeit noch nicht daran dachte, dieses Versmaaß in deutscher Sprache zu produziren, und erst später Fischart bekanntlich den ersten Hexameter an die Deutschen richtete. Der hexametrische Gang ist jedoch der deutschen Sprache, wie der Tonwandlung der Prosa überhaupt, so angemessen, daß er sich überall ohne Mühe unwillkürlich entdecken läßt, und von jeher hat man, bei alten und modernen Autoren, die Spielerei getrieben, sie auf Hexametern ertappen zu wollen. Daß Luther zuweilen Reime in seine Darstellung aufnahm, läßt sich dagegen nicht läug-

nen. In dem Bestreben seiner Sprache, auch jeden malerischen und drastischen Effect auf das Gemüth hervorzubringen, ließ er sich dazu verführen, in dieser Weise auch auf das Ohr zu wirken. Es scheint uns eine Geschmacklosigkeit seiner Darstellung, aber man kann annehmen, daß er es zugleich im Sinne der patriarchalischen und altväterlichen Naivetät seiner Gemälde, namentlich im alten Testament, gethan. Das hervorstechendste Beispiel dieser Art befindet sich in der Geschichte der Susanna, wo auf die Aussage des einen Zeugen: „unter einer Linden", Daniel antwortet: „O recht, der Engel des Herrn wird dich finden, dem andern Zeugen aber, der aussagt: „unter einer Eichen", erwiedert: „O recht, der Engel des Herrn wird Dich zeichen. Die Absichtlichkeit, hier einen Reimklang hervorzurufen, erhellt wenigstens daraus, daß Luther in seiner Uebersetzung zwei andere Bäume gewählt hat, als im Originaltext an dieser Stelle stehn, bloß um darauf reimen zu können. *) In einigen neueren Ausgaben der

*) Vgl. Grotefend, a. a. O. S. 133.

Bibel ſind aus philologiſcher Genauigkeit die von Luther fingirten Bäume gefällt und dafür die des Textes wieder eingepflanzt worden, wodurch man denn auch den Reim mit ausrodete. Dies möchte hier hingehen, wenn man nur nicht fortführe, in dieſen modernen Ausgaben aus philologiſchen Rückſichten, durch Einſchiebſel und Correcturen aller Art, immer mehr an der eigenthümlichen rhythmiſchen Bewegung und Schönheit der luther'ſchen Sprache zu zerſtören. Daß ſie, in ihrer Ueberlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von den ſich fortgeſtaltenden grammatiſchen Formen moderne Rückwirkungen und Nüancirungen empfing, war nicht zu vermeiden und konnte unbeſchadet ihrer noch dauernden Bedeutung als Grundſtock der modernen Proſa geſchehn. Aber ein univerſales Volksbuch, das wie eine alle Himmelszeichen durchwandelnde Sonne die Geſchichte einer Nation auf ihren verſchiedenſten Bildungsſtufen begleitet, muß mit volksthümlichem und poetiſchem Takt in ſeinen äußern Formen von Zeit zu Zeit abgeſchliffen, aber nie nach der Mode umgekleidet werden. Der rhythmiſche Charakter der luther'ſchen Proſa bedarf

aber einer besonders leisen und geschickten Berührung, weil er eine der Haupteigenthümlichkeiten ist, durch welche seine Bibelübersetzung von der klang- und melodielosen Steifheit der ihm vorangehenden sich unterschied. Das tonreiche Gefälle der luther'schen Bibelsprache, das sich an Ohr und Gemüth festheftet, trug ohne Zweifel sehr wesentlich dazu bei, ihr die volksthümliche Wirksamkeit zu verschaffen, deren seine Vorgänger entbehren mußten, weil ihre geleimte und geklebte Sprache von vorn herein jeden Anknüpfungspunct mit dem Herzen des Volkes verfehlte. Dagegen muß man sich wundern, daß die moderne Prüderie und Pietisterei mit Luther's arglosen Bezeichnung des Natürlichen und Sinnlichen, die in der Bibel so unumwunden heraustritt, nicht schon in einen förmlichen Bruch gerathen. Die gesunde Züchtigkeit des luther'schen Gemüths war um so unbefangener in aller Benennung des Unzüchtigen, dem er keine grelle Farbe der Ausmalung zu ersparen gesonnen ist, obwohl man nicht sagen kann, daß er sich jemals einem wirklich ekelhaften Bild überläßt. Wie soll aber heutzutage, wo auch das Unanstößigste anstößig

wird, ſeine ſchonungsloſe Naturkraft ertragen werden? Niemand möchte es indeß wagen, hier die Gränze oder Norm für eine der Geſinnung, der Stimmung und den Nerven des Jahrhunderts ſich anſchließende Moderniſirung der Bibelſprache anzugeben, weil man ſich in dieſem Verhältniß lieber den Bruch nicht geſteht, wie er anderwärts zu Tage liegt. Dieſe Derbheiten der luther'ſchen Sprache benutzten ſchon die Katholiken ſeiner Zeit zum Stichblatt der Oppoſition. In einer Ausgabe von Emſer's Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, die nichts als ein etwas umgeſchriebener Abdruck der luther'ſchen war, heißt es in einer Nachſchrift, man habe „vm der Jungfrawen vnd vnſchuldigen Herzen willen, die frechen vnd ärgerlichen wörter (der ſich Luther in ſeinem Teſtament viel gebraucht, vnd der Emſer zu zeyten, vielleicht aus überheuffung der arbeyt oder beleſtigung ſeiner ſchwachheit vorſehen vnd alſo ſtehen laſſen hat) in züchtigere wörter verandert vnd zu zeiten vmſchrieben.“ Dieſe vermeintliche Reinigung hat ſich jedoch nur auf wenige Wörter erſtreckt, als: Hurerei, Hure u.

ſ. w., die man in Unkeuſchheit, Bulin udgl. verändert findet. *)

In den eigenen Schriften Luther's, beſonders in denen, wo ihn die Polemik ſeines Zeitalters fortriß, miſchte ſich bei weitem mehr Verletzendes ein, ſowohl in der Decenz des Ausdruck's, als auch ſonſt in ſprachlicher Hinſicht. Sie haben nicht das Gediegene, Durchbildete und Abgerundete ſeiner Bibelſprache, und verrathen oft, im wilden Drang des Augenblicks, die Heftigkeit ſeines Charakter's auch im Stil, der dann rohen, aus dem Klotz geſchlagenen Figuren gleicht. Selbſt ſeinen Predigten fehlt nicht ſelten aller begeiſterte Aufſchwung, oder ſie entarten in die bigotten Kanzelſpielereien, die zu ſeiner Zeit Mode waren. So heißt es in ſeiner Predigt über die letzten Poſaunen an einer Stelle: „So geht's zu zu Felde in der Heerſchlacht. Wenn man die Schlacht anfehet, ſo bleſet man die Poſaunen oder Drometen, ſchlegt die Trommel vnd gehet daher die Taratantara. Man macht ein Feldgeſchrey, Her, her, her,

*) Vgl. Grotefend a. a. O. S. 62.

her. Der oberſte Leutenant oder Heübtmann vermahnet das Kriegsvolk, die Feinde ritterlich anzugreiffen, Hui, Hui, Hui, Hui. Und das Kriegsvolk ſchreyt zu, Friſch an ſie, Friſch an ſie, Friſch an ſie, Schlag Tod, Schlag Tod, Schlag Tod. — — Als Sodom vnd Gomorrah vnterging, da waren in einem Augenblick alle Einwoner der Stedte, Mann vnd Weib, Kind vnd Kegel tod vnd verſenkt in Abgrund der Höllen. Da war nicht Zeit Gelt zu zelen, noch mit der Metze herumb zu ſpringen, ſondern in einem Augenblick war alles, was lebet, tod vnd verſunken. Das war Gottes Poſaune vnd Dromet; da gings: Pummerle pump, Pliz, Plaz, Schmi, Schmir. — Das iſt nu vnſers Herrn Gottes Pauken, oder, wie es St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels vnd Poſaune Gottes. Denn wenn Gott donnert, ſo lautet's ſchier wie ein Pauken, Pommerle pump, vnd die Donnerſchläge ſcherzen nicht. — Das wird ſeyn das Feldgeſchrey vnd die Taratantara Gottes, das der ganze Himmel vnd alle Luft wird gehn Kir, Kir, Pummerle pump."

Feiner und angemeſſener trifft Luther zuweilen

dieſen ſcherzenden und ſpielenden Ton in ſeinen Briefen. So ſchreibt er an Salatin von den vor ſeinem Fenſter verſammelten Dolen und Krähen, auf den Reichstag von Augsburg anſpielend: „Da iſt ein ſolch zu- und abreut, ein ſolch Geſchrey Tag und Nacht, als wären ſie alle trunken, voll und toll; da gekt jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem ſo lang währen können und möchte gerne wiſſen, ob auch ſolches Adels und reiſigen Zeuchs auch etliche noch bei euch wären. — Ich habe ihren Kayſer noch nicht geſehen, aber ſonſt ſchweben und ſchwänzen der Adel und groſſen Hanſen immer vor unſern Augen, nicht faſt köſtlich gekleidet, ſondern einfältig in einerley Farbe alle gleich ſchwarz und alle gleich grauaugig, ſingen alle gleich einen Geſang, doch mit lieblichem Unterſchied der alten und der jungen, groſſen und kleinen. Sie achten auch nicht der groſſen Pallaſt und Saal, denn ihr Saal iſt gewölbet mit dem ſchönen weiten Himmel. Ihr Boden iſt eitel Feld, getäfelt mit hübſchen grünen Zweigen. So ſind die Wände ſo

weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Roſſen und Harniſchen, ſie haben gefiederte Räder, damit ſie auch den Buchſen entfliehen und ihren Zorn entſitzen können.“

5.

Die Vereinheitlichung der deutschen Mundarten in Luthers Bibelsprache wurde durch die Reformation, mit der sie sich verknüpfte, zu einer entschiedenen geschichtlichen Thatsache. Ein einzelner Dialekt konnte niemals wieder zur literarischen Oberherrschaft gelangen, und die verschiedenen Entwickelungen, welche nun noch die deutsche Diction erlebte, mußten auf dem Grund und Boden des aus der Reformation hervorgegangenen Gesammtdialekts geschehen. Die neuhochdeutsche Prosa Luther's wurde die eigentlich literarische Sprache, die Mundart der deutschen Literatur. Der bloß schriftliche Charakter unserer Literatur mußte sie eher dazu geneigt machen, sie an ein einheitliches Organ des Ausdrucks hinzugeben, und der nationa-

len Beweglichkeit der Stämme, die ſich in der griechiſchen in bunter und bedeutſamer Mannichfaltigkeit erhalten konnte, keine Stätte mehr in ihrem Hauptlager zu gewähren. So lange es noch keine deutſche Literatur gab, ſondern eine Poeſie, die weſentlich im Volksleben wurzelte, konnte entweder ein einziger Dialekt, wie der oberdeutſche, zum allgemeingültigen Typus werden, oder auch bei Gelegenheit in dem Vielerlei der Stämme hier und da zugleich ein dichteriſches Blühen ſich regen. Die neue Epoche der deutſchen Geſchichte legte ſich vorzugsweiſe in das norddeutſche Lebenselement hinein, und wie früher das Oberdeutſche das Grundbeet der poetiſchen Sprache, ſo wurde das Niederdeutſche, wenn auch nicht in derſelben Weiſe die einzige Grundlage, doch die hauptſächlichſte Anknüpfung und Bildungsſtätte der literariſchen Sprache in Deutſchland. In dieſem Uebergang iſt es eine bemerkenswerthe Erſcheinung, daß die neuhochdeutſche Verſchmelzung des Ober- und Niederdeutſchen zuerſt eine Proſa hervorbrachte, die zugleich die dichteriſchen und proſaiſchen Elemente der Darſtellung in einem verbundenen Guß aufzeigte. Die einzel-

nen deutſchen Stämme aber, wie ſehr auch hiſtoriſche und intellectuelle Verſchiedenheiten ſie an dieſe Einzelung feſſelten, gaben ſich in ihrem Verhältniß zur Sprache der Literatur, die fortan als ein allgemeines Band alle umſchlingen ſollte, faſt zu ſehr mit ihrem ganzen Naturell auf, und traten ſämmtlich, nur mit umgeſchmolzenen Beſtandtheilen, in dieſe allgemeine Schriftſprache über. Die charakterthümliche Trennung des deutſchen Lebens bedurfte freilich immer dieſer geiſtigen Vermittelung, um durch eine Sprache der Nationalliteratur die provinzielle Exiſtenz in einem Heimathsgefühl zu erhalten, aber es war für gewiſſe Gattungen des Stils und der Darſtellung nicht vortheilhaft, daß alle literariſche Anwendbarkeit der Dialekte mehr oder weniger damit verſchwand. Anderen Sprachen, obwohl ſie eine Hauptmundart gebildet haben, ſtehen noch die landſchaftlichen Dialekte mit außerordentlichem Erfolg für die Production zu Gebot. Der beredte Lautwechſel der Mundarten in der Tragödie der alten Griechen gewinnt auch eine innerliche Bedeutſamkeit, und charakteriſirt verſchiedene Momente des Gefühls und der tragiſchen

Erhebung. Eine ähnliche Vielgestaltigkeit des Ausdrucks läßt das indische Drama in seinen Nüancen des Sanscrit und Pracrit ertönen. Während die Helden und Hauptpersonen des Stückes das Sanscrit reden, ist für die Frauen der weichere und sanftere Dialekt des Pracrit bestimmt, der so sehr für milde Empfindungen geeignet, daß zuweilen sogar die Klage der Helden in diese Mundart verfällt. In dem Lustspiel der Italiener reden ebenfalls die landschaftlichen Mundarten nicht selten durcheinander. Auch Shakspeare benutzt Dialekte und sprachliche Verschiedenheiten zu originellen Wirkungen. Die deutschen Mundarten haben sich nur noch auf Volkstheatern oder in den Volksliedern, in bestimmter geographischer Vertheilung, lebendig erhalten, aber in der Mitte des neuhochdeutschen Gesammtdialekts selbst haben sie keine individuelle Geltung erlangen können, in der Weise, daß sie als wechselnde Charakterformen des Stils nach Sinn und Gelegenheit einzustreuen wären. Und doch haben einige derselben die bestimmteste Individualität, wie z. B. das Niederdeutsche, das für komische und witzige Darstellungen in einem

gewiſſen Genre äußerſt eigenthümliche Farben herzugeben vermag, in welchem Sinne es noch der Satiriker Laurenberg im ſiebzehnten Jahrhundert ſchlagend und in ächt volksthümlicher Art benutzte. Solche künſtliche Wiederbelebungen der Dialekte ſind ſpäter noch mehrmals mit Glück aufgetreten, wie in Hebel's allemanniſchen Gedichten, aber wie ſehr durch die Gewöhnung an eine literariſche Geſammtſprache die Deutſchen den Sinn verloren für die poetiſche Auffaſſung der Mundarten, für das Friſche, Blühende und Launige der landſchaftlichen Eigenthümlichkeit, geht daraus hervor, daß man neuerdings ſogar den Schwabenſtreich beging, dieſe allemanniſchen Gedichte wieder ins Neuhochdeutſche zu überſetzen. Ein durchgreifendes, und gewaltſames Bemühen, die Einheit des neuhochdeutſchen Dialekts durch landſchaftliche Mannigfaltigkeit wieder zu unterbrechen, wie Einige den Plan gehabt, muß jedoch als widerſinnig erſcheinen, nachdem durch und ſeit Luther die neuhochdeutſche Combination der Mundarten die übrigbleibenden Beſtandtheile der deutſchen Dialekte gewiſſermaßen von dem mitlebenden Antheil

an der Nationalcultur ausschloß, und sie in das Einzelleben der Gaue nach Willkür zerstieben ließ. —

An der Gränzscheide dieser Epoche, die durch Luther's Sprachschöpfung bezeichnet wird, ist auch noch das Unternehmen des Johannes Agricola, die Sprüchwörter der Deutschen zu sammeln, für diese Betrachtung denkwürdig. Diese Sammlungen, deren erste im Jahre 1528, die zweite 1529 und die dritte 1548 erschienen, sind als ein aus der Mitte des Volkslebens herausgehobener Sprachschatz der deutschen Nation sehr wichtig. Man hat darin den in unmittelbarster Einheit mit der Sprache schaffenden Volksgeist vor sich. Agricola selbst handhabt in den Auslegungen dieser Sprüchwörter eine treffliche und körnige Prosa, und zeigt sich von Begeisterung für seine Absicht, ein Nationaldenkmal deutscher Sprache und Sitte hinzustellen, erfüllt. Seine Zueignung der ersten Sammlung, die er an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gerichtet hat, enthält für den damaligen Zustand der deutschen Sprache einige interessante Aeußerungen. Es heißt unter Anderm: „Es bewegen mich (zur Bekanntmachung dieser Sprüch-

wörter) fürnemlich zwo urſachen: die erſte, das, wer dieſe ſpruche haben wurde, der wurde die ganze deütſche Sprache haben, welche ſprach wir Deutſchen ſo gar für nichts achten, das ſie auch faſt gefallen iſt, vnd niemands, oder gar wenig leut ſind, die deütſch reden konnen. Alle Nation haben yhre zungen und ſprachen ynn regeln gefaſſet, auch ynn yhre Cronicken und Handelbücher verzeichnet, wo etwas ehrlichs und mandlichs handelt, oder etwas künſtlichs und etwas höfflichs iſt geredt worden von yhnen. Alleine wir Deütſchen ſind Deütſche, haben ſolchs vergeſſen, das unſer geringe geachtet, wie ehrlich es auch geweſen, und auff anderer Leütt und fremder Nation weſen, ſitte und gebehrde gegaffet, gleich als hätten unſere alten nie nichts gehandelt, geredt, geſezt und geordnet, das yhnen ehrlich und ruhmlich nachzuſagen were, ſo doch, wie diſe Sprichwortter aufweiſen, unſere Forfaren gar erbare, tapfere vnd weiſe Leütte geweſen ſind. — Die andere, ſyntemal gemeyniglich mit der Sprache auch die Sitten fallen, iſt zu beſorgen, der Dewtſchen trewe vnd glauben, beſtand, wahrheit werden auch fallen: denn wir Deütſchen

tragen nun forthin Welſche, Hiſpaniſche vnd Franzoſiſche Kleidung, haben Welſche Cardinal, Franzoſiſche und Spaniſche krankheiten, auch Welſche praktiken, derhalben hab ich gedacht, die weiſe Rede vnſer alten Deütſch an den tag zu geben, auff das doch etliche vnter vnſern Deutſchen gereizt werden, yhrer voreltern Fußſtapfen nachzuwandeln.“

Agricola's Vorzüge als Proſaiſt ſind um ſo höher zu ſchätzen, da er zum Theil in einem Zeitpunkt ſchrieb, wo Luther noch nicht mit der höchſten Vollendung ſeiner Sprache vorleuchtete, ſondern erſt im Ringen danach begriffen war. Die Poeſie der luther'ſchen Schreibart, die begeiſterte Beherrſchung der Sprache erreichte freilich der didaktiſche Agricola nicht, aber ſeine Hinweiſung auf den volksthümlichen Kern der deutſchen Sprache und ſeine Anregung des Nationalſinnes für die Ausbildung derſelben waren verdienſtlich genug. Das Jahrhundert der Reformation war jedoch zu ſehr mit vielen gemiſchten Elementen verſetzt, die aufſtrebende Cultur war noch zu vorwaltend durch Philologie und gelehrten Schwereſtoff bedingt, als

daß schon alle Ausstrahlungen des intellectuellen Lebens eine durchbildete nationale Ausdrucksform hätten finden können. Die gelehrten Sprachen behaupteten immer noch das größte Uebergewicht in allen Culturäußerungen der Deutschen. Agricola selbst, der Lobredner der deutschen Sprache, will sie am Ende keineswegs ausschließlich empfehlen, sondern sie soll Hand in Hand gehen mit dem Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, damit die Erlernung der Muttersprachen und der fremden Sprachen sich gegenseitig erleichtern und fördern möchten. So sagt er in der zweiten Sammlung seiner Sprüchwörter: „Es ist ein großer erbermlicher Irrthum yetz und yn alle land kommen, also das man maint, man wölle andere Lewte kennen leren allain durch die Tewtschen sprach, vnd kompt layder darzu, das nyemand der Kunst achtet, dardurch man reden vnd leren lernt, Got hat zu dysen letzten Zeyten Tewtsch geredet und zuvor nie nicht. — Es ist die Bibel, das eddel Buch, auff dem plan vnd raine, Es sind darnebenn vil guter Bücher zu trösten vnd zu leren, von vilen Gotsfreünden geschryben, vnnd ist also vil guts Lichts hie durch zu der

heyligen Schrift kummen, das, wo Auguſtinus, der doch unter allen Lerern an Mittel der beſte iſt, yetzund aufſtunde, ſo würde er ſagen, Lieben Herren, wie habt yhr ein Licht, Ich will gern weichen, vnd ewrem Licht folgen, Got geb, daß wir ſeyn wol brauchen! Solches Licht ſollt vns nun eine Raytzung ſein, die ſprachen deſter leichtlicher zu lernen, die die wiſſen müſſen, welche andere Leüte leren ſollen, denn das alte Teſtament iſt Hebräiſch geſchryben, vnd das neü Griechiſch, die Juden, die der ſprachen verſtand haben, beckennen ſelbs, wie die Verdolmetſchung des alten Teſtaments auß dem Hebräiſchen, yhnen mehr helffe zu Moſes vnnd anderer bücher verſtand, denn alle yhre Commentarii vnd gloſen, Warumch lernt man denn die ſprach nicht? Hebrea Lingua eſt Lingua Theologorum. Wer die ſchrypfft handeln ſoll vnnd leren, vnd kann ſich hie nicht behelfen, der trette ab, vnd befelch es dem ders beßer kann. Das newe Teſtament iſt alſo wol verdolmetſcht, daß es ye nicht beßer ſein künde, warumb lernet man denn griechiſch nicht? darzu eine ſolche brayte ban durch tewtſche Verdolmetſchung gemacht iſt." u. ſ. w.

Während die Reformation das erbauliche, gemüthliche, wissenschaftliche und rednerische Element der deutschen Sprache in Bewegung setzte, blieb auch ihr speculativer Charakter nicht unberührt von dieser Zeit. Die merkwürdigen Schriften des Sebastian Franke, aus Donauwörth in Schwaben, über dessen persönlichem Leben ein Dunkel liegt, bildeten die philosophische Diction aus und bereicherten sie mit Manchem, was ihr noch heut für die subtile Gedankenbezeichnung geblieben. Durch seine metaphysische Behandlung des Christenthums, mit dem er neuplatonische Ideen, besonders die Lehre von der Weltseele, zu verschmelzen suchte, verhielt er sich eigentlich in einem feindlichen Gegensatz zu den Reformatoren. Dies Bestreben brachte auch in seine Sprache eigenthümliche Combinationen, obwohl der Geist Tauler's, der unverkennbar auf ihn wirkte, auch darin seinen Einfluß auf ihn geübt hat. Franke war ein gewandter und witziger Kopf, wie er in seinem sehr prägnant geschriebenen Commentar deutscher Sprüchwörter, die auch er gesammelt, bewiesen, und sein feinsinniger Takt bemeisterte sich der deutschen Sprache besonders in

der Auffindung neuer Wörter für abſtracte Vorſtellungen mit großem Glück. Wörter wie außdruck, gemainnützig, ſelbsſtändig, ſpizfindigkeit, aigenthumb, zeitlos, begirdlos, und viele ähnliche, wurden durch ihn zuerſt in Umlauf geſetzt und ſeitdem durch keine treffenderen Bezeichnungen verdrängt. Auch durch geniale Wendungen des Stils zeichnet ſich Sebaſtian Franke hin und wieder aus. Seine theologiſchen Abhandlungen, ſeine Ueberſetzungen des Lobes der Narrheit von Erasmus von Rotterdam, der Eitelkeit menſchlicher Künſte von Corn. Agrippa, ſind das Wichtigſte, was für uns hieher gehört, doch hat auch ſeine Weltchronik oder Geſchichtbibel, die von Anbeginn der Dinge bis zum Jahre 1591 fortgeführt iſt und auch in dieſem Jahre zuerſt gedruckt erſchien, manche Verdienſte der Darſtellung, und iſt ſchon als die erſte in deutſcher Sprache geſchriebene Univerſalgeſchichte dieſer Art merkwürdig. Leſſing beſchäftigte ſich viel mit Frankens Schriften, auch ihres Inhalts wegen, und es wäre zu wünſchen, daß neuerdings einige ausführlichere Auszüge in irgend einer Form von ihm gegeben würden. Hier kön-

nen nur einige Proben ſeiner Diction Platz finden. In ſeiner Abhandlung vom Baum deß Wiſſens Gutz und Böß, die als Anhang hinter ſeiner Ueberſetzung des Erasmus ſteht, heißt es vom menſchlichen Willen: „Hie erwig, was unſer will kunſt und wiſſen iſt, damit wir ſo hoch daher fahren und brangen, ja für Gott zu kommen vermainen, ſo es doch nicht dann der laidig Todt iſt, und ain frucht des verbotnen bawms. Wer iſt itzt under allen Menſchen, der diß wiß, der ſeinen willen, anmut*), und witz lerne verleugnen, außziehen, förchten, tödten, verkochen? Ja wol verkochen. Wir hayen und heben diß allein auff, wie fein

*) Dies Wort iſt an dieſer Stelle in ſeiner urſprünglichen Bedeutung gebraucht, die es heut völlig abgeworfen hat. Anmuth heißt hier ſo viel wie Neigung, Alles, was Einem anmuthet, wozu man Muth und Luſt verſpürt, in welchem Sinne beſonders das Adjectivum anmuthig früher allgemein gebraucht wurde. Vgl. Peterſen, die Veränderungen und Epochen der deutſchen Hauptſprache, S. 159., welcher bei dieſer Gelegenheit die Abſtammung des Wortes Anmuth von Muth gegen die widerſinnige Behauptung Adelung's, Anmuth ſei ungeſchickt nach dem Lateiniſchen amoenitas gebildet, vertheidigt hat.

goldt und das ewig leben, welches doch der ewig Tod ist."

Von der Verderbtheit der menschlichen Natur sagt Franke: „Nu aus diesem magstu leichtlich schliessen, was des natürlichen menschen witz, frumkait und kunst sei — freilich eittel todt, thorhait, sündt und gotsfeindschaft, weil alles flaisch im gegentail Gotes ligt und mit dem Teuffel laicht, ganz seiner art, wesens, willens und geburt, ja sein blut und flaisch, das sie nicht dann wie sein vatter Gotes feindt ist, nichts götlichs verstehen kan, alles sein wil on got, ja sein selbs got sein und alles sich annimpt, das gotes ist, wie Adam und Lucifer ir Vater. Diß sind eittel frücht des verbotnen baums. Der Christ aber ist aus Gott geboren, eittel gaist und leben, ganz götlicher art und nicht dann ein geschürr und außdruck gottes, ja nichts dann ein sichtbarer leiblicher gott, der mit gott veraint, aller ding seiner art ist, leibgirig, gemainnützig on alles annemen, wie got frei, stark, on aigenthumb" u. s. w.

An einem andern Orte entwickelt Franke den metaphysischen Begriff der Natur: „Die Natur ist

nichts dann die eingepflanzt kraft aines jeden dings von Gott, beide zu wirken und zu leiden. Als die Natur des Feurs iſt warm machen oder hitzen. Nun ſintemal diſe kräft von Gott eingeben ſindt, ſindt ſie gantz Göttliches Willens. Welchs vrſach von vns vnbewißt ſindt, wie wol ſie groß, weyß vnd gerecht ſindt. Nun in ainem yeden ding iſt ſein Natur ins Werk geſezt. Es hat der Himmel ſein Natur. Er iſt ein außgoßen krafft über den ganzen Erdboden. Es hat alle ding ſein Geſätz, alſo, daß auch im gemainem das aigen oder aigenthumb würt behalten, wie vnder denen, ſo in ainem ſchiff werden geführet. Dann dieß hat auch allen die Natur eingeben, das nichts aigens mag lang beſtehen oder glückſälig bleiben. Wie ain Maiſter ain werk, Müll oder Vr zuricht, das ſie ſelbs gehet vnd iren befelch außricht, alſo hat Gott die Natur zügericht, die alle ding treibt, lait, wie das Gewicht ain Stünd, allain iſt dieß die Vnderſchaidt, das der Werkmaiſter von ſeinem Werk ablaßt vnnd abweicht, aber Gott nimmer, ſo wenig als der Schein von der Sonnen."

Dieſe Sprache des philoſophiſchen Gedankens

war so bestimmt, ausdrucksvoll und fast elegant, daß die deutsche Speculation auf dieser Grundlage einer heimathlichen Terminologie mit Leichtigkeit hätte fortbauen können. Es schien, als strebe der Gedanke in diesem Jahrhundert, das deutsche Wort zu finden, das sich ihm später wieder hinter fremden und barbarischen Formen verhüllen sollte. So sind auch aus dieser Zeit die Bestrebungen Goswin Wasserleiter's merkwürdig, der sich bemühte, in seiner Logica oder Vernunftkunst, die im Jahr 1590 in Erfurt erschien, die Bezeichnung logischer und abstracter Begriffe durchgängig mit deutschen Wörtern zu geben. Schon früher hatte Albrecht Dürer in seinen mathematisch kunsttheoretischen Schriften strenge wissenschaftliche Vorstellungen in einem gediegenen, reinen und klaren Deutsch behandelt, und eine eigenthümliche Diction deutscher Künstlersprache geschaffen, für die auch die erste Uebersetzung des Vitruv von Styff nicht unerheblich mitwirkte.

Eine sehr wichtige und originelle Sprachquelle des sechszehnten Jahrhunderts ist aber noch zu erwähnen übrig. Dies ist jener echt deutsche Schimpf

und Scherz, jene burleske Gemüthlichkeit und poſſenhafte Altklugheit, jener goldene Muthwillen einer ſich Alles erlaubenden Laune, die in dieſem Jahrhundert lebendig aus dem Herzen des deutſchen Volkes ſprudelten, und, bei ſonſtiger Sitte und Zucht eines ſtrengeingefriedigten Familienlebens, arglos auch an die äußerſten Einfälle in Rede und Schrift ſich hingaben. Hier grub der Stachel des Humors erſt das fruchtbarſte und eigenſte Erdreich der deutſchen Sprache auf. Die ganze Stimmung der Reformationszeit, welche namentlich das Mönchsweſen an die Satire auslieferte, mochte die geeignete Atmoſphäre ſein, um auch den buntſcheckigſten Uebermuth der deutſchen Diction entſprießen zu laſſen. Einen patriarchaliſchen Cynismus könnte man die humoriſtiſche Richtung dieſes Jahrhunderts am beſten nennen, denn ſelbſt die ſpieleriſchen Unflätigkeiten, welche die Sprache dabei ausgebrütet hat, bleiben immer noch durch ein gewiſſes anmuthiges Band an die altväteriſche Treuherzigkeit gefeſſelt. Der wahre Volkstribun und Repräſentant dieſes altdeutſchen Spaßes iſt Johann

Fiſchart, der Mentzer genannt, der unter verſchiedenen Namen die zahlreichen Geſchöpfe ſeines zügelloſen Genius in die Welt ſchickte.*) Die bunte Narrentracht, in welche er die deutſche Sprache ſteckte, war zugleich die ſinnreichſte Narrenweisheit, die jemals in ihren Tönen laut geworden. An Keckheit und productiver Laune, die ſelbſt mit der Grammatik der Sprache groteske, aber bewundernswürdige Sprünge vornahm, giebt es keine ähnliche Erſcheinung vor und nach Fiſchart in der deutſchen Literatur. Bei aller gränzenloſen Ausgelaſſenheit ſeines Humors, der ihn mänadenhaft fortreißen konnte, ſcheint er doch ein feines und ſchöpferiſches Bewußtſein gehabt zu haben über die Sprache, in der er ſeine burleske Laune ergoß. Seine Diction gleicht einer Redoute, auf der er ſeine Gedanken in zahlloſen Wörtercoſtümen, in den verwegenſten und frechſten Masken des Ausdrucks, in allen nur

*) Vgl. Flögel, Geſchichte der komiſchen Literatur, Bd III. S. 330. fg. wo auch die erſten vollſtändigen Nachrichten über Fiſchart's Schriften und Zuſammenſtellungen über ſeine unſichern Lebensumſtände gegeben werden.

erdenklichen Bizarrerieen der Sprache, zum Tanze führt. Mit tobendem Geschrei schlingen und wirren sich diese Gruppen durcheinander, sie erschöpfen sich in kühnen Wendungen und Ausgeburten der wilden Phantasie, alle Instrumente werden aufgeboten zu einem unerhörten Lärmen, gesichterschneidende Frazzen und Larven steigen gespensterhaft aus der Erde, Hexenflämmchen und Irrlichter leuchten höhnend auf. Aber der Meister dieses tollen Faschings scheint besonnen geblieben, oder er erlustigt sich selbst dabei wie ein Kind, das harmlos und unwissend mit den Nachtkobolden tändelt.

Fischart war ohne Zweifel ein großer Sprachkünstler, der bedeutendste und productivste neben und nach Luther, der die deutsche Prosa, welche dieser auf den reformirten Dialekten auferbaut hatte, in das tausendfarbig erschimmernde Gewand des Nationalhumors kleidete. Sein Reichthum an Wörtern und Wendungen, an geistreichen Zusammensetzungen und neugebildeten Bezeichnungen, an Ausdrücken, die er sich nach der Phantasie geschaffen und aus dem Urquell einer originellen Anschauung heraufgeschöpft hat, wäre noch bei weitem hö-

her und gewinnbringender anzuſchlagen, als der luther'ſche Sprachſchatz, wenn nicht meiſtentheils das Gepräge Fiſchart's zu ſubjectiv oder mit zu vielem Unflat des Zeitgeſchmackes behangen erſchiene, um in den allgemeinen Umlauf der Diction überzugehen. Den höchſten Taumel ſeiner phantaſtiſchen, witzſprühenden, cyniſch muthwilligen, gemüthlich frohherzigen, in Harlekinaden philoſophirenden, mit feiner Menſchenkenntniß ſpottenden, wie Trompetenjubel ſchmetternden Sprache, kann man in ſeiner Ueberſetzung oder vielmehr freien Nachphantaſirung des ihm wahlverwandten Rabelais belauſchen. Wir laſſen den Titel derſelben, der faſt auf allen Ausgaben verſchieden lautet, nach der vom Jahre 1617, die hier vor uns liegt und mit mehreren wunderlichen Holzſchnitten verziert iſt, folgen: „Affentheurliche Naupengeheurliche Geſchichtklitterung: von Thaten und Rahten der vor kurtzen, langen und jeweilen vollen, wol beſchreyten Helden und Herrn: Grandgoſchier, Gorgellantua und des Eyteldürſtlichen, Durchdurſtleuchtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten, Königen in Utopien, jeder Welt Nullatenenten und Nienen

Reich, Soldan der neuen Kannarien, Fäumlappen, Diopſoder, Durſtling und Oudißen Inſuln: auch Großfürſten im Finſterſtall und Nubel Niebel Nebelland: Erbvogt auf Nichilburg, und Niederherren zu Nullibingen, Nullenſtein und Nirgendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais frantzöſiſch entworffen: Nun aber überſchröcklich luſtig in einen Teutſchen Model vergoßen, und ungefehrlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, in unſer Mutterlallen über oder drunder geſetzt. Auch zu dieſen Truck wieder auf den Amboß gebracht, und dermaßen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimnußdeutungen verpoßelt, verſchmidt und verdängelt, daß nichts ohn das Eiſen Niſi dran mangelt. Durch Huldrich Ellopoſcleron." Darunter: Si laxes, erepit: Si premas, erumpit. Zu Luck entkrichts: Eim Truck entziechts." Unter der Holzſchnitt-Vignette: „Im Fiſchen, gilt's Miſchen. Gedruckt zu Grenflug im Gänſereich. 1617."

Eine Stelle aus dieſem Buche hier auszuwählen, iſt eine eigenthümliche Verlegenheit, nicht für mich, ſondern für die heutigen Leſer. Ganz unverändert kann kaum eine Seite daraus an dieſem

Ort wiederabgedruckt werden, weshalb nur eine möglichſt decente Blumenleſe aus dem fünften Capitel, das von Grandgoſchier's Verheirathung handelt, und von Fiſchart ſelbſtändig herrührt, die Diction dieſes deutſchen Ariſtophanes charakteriſiren mag: —" warum ſolt anders das holdſelig weibliche Geſchlecht alſo anmuthig, zuthätig, kützlich, armfähig, bruſtlindig, anbiegig, ſanftliegig, mundſüßig, liebäuglich, einſchwätzig, mild, nett, glat wie Marmelſtein, ſchön und zart erſchaffen ſein, wo nit wären, die ſich darinn erluſtigten? Was ſolt der Roſengeruch, wo nit wären, die ſie zur Quickung abbrechen? Was ſolt der gute Wein, wenn keine wären, die ihn zechten? Was wär der Thurnierring, wenn nit die Hofleut darnach ſtechen? — Derhalben führe mein Grandgauch hiher ein Haußſchwalm heim, die ihm eine Geſellin ſei in der Noth, ſeines Hertzens ein Seßel, ſeim Leib ein Küßen und Ellenbogenſteuerin, ſeines Unmuths ein Geig, ſein Ofenſtütz, das ander Bein am Stul — die ſein Sparhäflin ſei, ſein Feuer im Winter, das mit geſotens und gebratens umgeben iſt, ſein Schatten im Sommer, ſeine Mit-

zecherin — — Ist er grimmig, ist sie külsinnig, ist er ungestümmig, ist sie stillstimmig, ist er still-grimmig, ist sie troststimmig, ist er wütig, so ist sie gütig: Er ist die Sonn, sie ist der Mon; sie ist die Nacht, er hat Tags Macht — wenn der Unwillen im Hafen zu viel will sieden, brüteln und grollen, so hebt sie den Deckel ab, schaft ihm Luft, giebt ihm ein lindes Erbsen-Brülein ein — Er wird ihr Abgott sein, das Bett ihr Altar, dabei man die Schuh stellt, darauf alle Versühnung geschicht. — Als wenn der lieben Ehgespiel etwan einmal ihr nachtspeisiger Haußtrost, Haußsonn, Haußhahn, Ehegespan aus den Augen kommt, und über Feld ziehet, o wie sorgfeltig geleitet ihn die Andromache für die Thür, als sollt ihr Hector mit dem Achille einen Kampf antreten. Komt er alsdann wieder, da ist Freud in allen Gassen, da darf sie sich wohl verköstigen, und wie die Nörnbergischen Weiber ein Creutzer zum Botenbrodt verschenken, und für einen Plappert Zwibelfisch kaufen zu dreien Trachten, da ruffet sie den Nachbauern, freuet euch mit mir, dann mein Groschen ist gefunden, meine Sau ist wiederkom-

men, da rüſt man, da verdüſt man, da ſtreut man dem Palmeſel Zweig under, da macht man die Thor weit, daß der Hauß König einreit, lauft ihm mit zugethanen Armen entgegen, die Töchterlin ſitzen ihm auf dem Arm, wie die Meerkätzlin, die Söhnlin henken am Rock, wie die Aefflein, und ruffen alle Brodt, Brodt." — —

Dies war ein ächt nationaler Humor, dem Fiſcharts Genie Sprache gegeben. An ſolcher Satire erluſtigten ſich unſere Altvordern, ſo tändelten, lachten, ſcherzten und wortſpielten ſie. In der Fülle und ſinnreichen Gefügigkeit der Wortſpiele, wie ſie bei Fiſchart ſich finden, möchte keine andre Sprache mit der deutſchen einen Wettſtreit unternehmen können, wie abenteuerlich und kindiſch auch oft Fiſcharts Laune mit ſeinen tauſendfach durcheinandergehetzten Wörtern davonläuft. Nur gewiſſe humoriſtiſche Figuren Shakeſpear's haben einen ähnlichen Fluß unerſchöpflicher Stichwörter im Munde, zu deren deutſcher Wiedergebung man ſchon frühe in Fiſcharts Diction eine Grundlage gehabt hätte. Wie abſichtlich aber Fiſchart für den Ruhm und die Fortbildung der deutſchen Sprache

bemüht war, geht auch aus seinem Versuch hervor, deutsche Hexameter und Pentameter einzuführen, wie er deren in seinem Rabelais, zu Ende des zweiten Capitels, eingestreut hat, und zwar in gereimten Distichen. Wie er selbst sagt, so hat er deshalb diese Sylbenmaaße versucht: „dieweil daraus die Künstlichkeit der teutschen Sprache in allerhand Carmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung, und siebenmäßigen Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muoß allein essen wollten) forthin weiche.“ „Wenn sie schon nicht, fährt er fort, die Prosodie oder Stimmmäßigung also abergläubig wie bey ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie ihr Sprach nicht erst von andern haben, also wollen sie auch nit nach anderen traben: eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Tönung, und soll auch bleiben bey derselben Angewöhnung.“ —

Die Sprache des Reformations-Zeitalters stellt die Entwickelung der deutschen Prosa in Luther, Sebastian Franke und Fischart nach drei verschiedenen wichtigen Richtungen dar. Durch die

Reformation hatte die Sprache eine neue Beziehung zum Nationalleben gewonnen. Die Skepsis, welche das ganze Daſein umſpann, und alle Gegenſtände des Meinens und Glaubens in Frage ſtellte, mußte auch in Ausdruck und Darſtellung eine beſondere Subtilität und Feinheit der Nüancirung erwecken. Die Glaubensſtreitigkeiten, die theologiſche Polemik, die Gegenüberſtellung der verſchiedenen Lehrſätze ſchärften die Fähigkeit, den Gedanken zu entwickeln und in der Sprache hinundherzuwenden. Auf den Ausdruck kam mehr als jemals an, und die möglichſt prägnante Feſtſtellung der Meinung bedurfte aller feinſinnigen Motive der proſaiſchen Satzbildung. Die Sprache zeigte ſich von zwei Seiten geſchäftig, dieſe leichte, beſtimmte und ſchlagende Bewegung der Proſa, eindringlich für das wirkliche Leben, hervorzubringen, einmal durch die Zuſammenſetzung und Wörterdoppelung, wodurch paraphraſirende Umſchreibungen durch ein einziges ſchöngebildetes Wort erſpart werden, z. B. großherzig, Halsherrſcher (für Tyrann), anäugeln, anſeufzen, erwuchern, erjagen, Springinsfeld, Streugütlein (für Verſchwender) u. dgl.; und dann

durch Abſchleifung und Verſchmelzung aller rauhen und provinziellen Laute, um die gewonnene Einheit der Dialekte auch zur Schönheit werden zu laſſen. Das Bewußtſein über die Sprache, das erſt im Zeitalter der Proſa beginnt, zeigte ſich auch in ihrer grammatiſchen und lexicaliſchen Behandlung, die ihr in dieſem Jahrhundert durch Laurentius Albertus, Albrecht Oelinger, Fabian Frangk, Georg Heniſch und einige Andere zu Theil wurde. Die proſaiſche Tonart des Zeitalters, in der die deutſche Sprache ihre Wiedergeburt ausdrückte, haftete auch den Gebilden der Metrik an. Rudolf Weckherlin zählte nur die Sylben in ſeinen Alexandrinern, er gab dem Verſe den geiſtigen Accent der Proſa, und bekümmerte ſich nicht um die Anforderungen der Quantität. —

6.

Die Cultur hat in Deutschland immer die merkwürdigsten Schwankungen erlebt. Wenn sie sich bis zu einem gewissen Punkt entfaltet, von wo sie beglückend und vollkommen machend das ganze Volksleben durchdringen könnte, hält sie entweder inne, wie von jener augenblicklich hervorbrechenden Trägheit des Nationaltemperaments gebannt, oder sie bricht auf längere Zeit ab, und gerade in einem Moment, der die Ernte vorangegangener heißer Bestrebungen zu versprechen schien. Andere fremde Einflüsse treten verkümmernd und vernichtend zwischen das Ideal und die Erfüllung. Dieses periodische Auf- und Niedersteigen zwischen Erhebung und Verfall bezeichnet keines Volkes Geschichte so sehr, als die deutsche. Nach großen Grundsteinlegungen steht sie zaudernd halbe Jahrhunderte still, und scheint ihre Entwürfe wieder

verwittern, ihre Bauſtätten mit Unkraut überwuchern zu laſſen. Dann aber, wo man ein anderes Volk längſt als untergegangen in das Geſchichtsbuch eingetragen hätte, ſtreckt der Deutſche plötzlich wieder aus demoraliſirten Zuſtänden eine lebendig geſtaltende Hand heraus. Er ergreift ſein Leben mit erneuter Kraft und Hoffnung, ſchüttelt die großen Keime der Vergangenheit durcheinander, arbeitet, combinirt und rechnet von neuem mit ſeinem Schickſal, und ſieht aus wie Einer, der entſchloſſen iſt zu ernten.

Das ſiebzehnte Jahrhundert trat den im vorigen angeſetzten Kern der deutſchen Bildung wieder zurück, und verſchüttete namentlich in Sprache und Darſtellung die Spuren der großen Geiſter, die darin epochemachend vorangingen. Die unglücklichen Verhältniſſe und Ereigniſſe dieſes Zeitalters brachten eine barocke Miſchung von Lebenselementen hervor, die oft der Barbarei gleichkam und als ſolche verheerend wirkte. Das wüſte Völkergetümmel des dreißigjährigen Krieges überdeckte den deutſchen Boden mit einer babyloniſchen Verwirrung fremder Sprachen und Sitten, die den Na-

tionalsinn der Deutschen zu verwirren und auszusaugen suchten. Die heimathliche Rede verstummte wieder in den höher gebildeten Lebenskreisen, und auch als Organ der Wissenschaft und Speculation, die in einzelnen Köpfen weiterarbeitete, wurde sie verstoßen. Nur einige Lieblinge der deutschen Muse im grünen Schlesien pflanzten stillsingend den Heimathlaut weiter und trugen ihn in ihren Liedern zu besseren Zeiten hinüber. Deutschland im Ganzen aber war zerbrochen, entvölkert, an fremde Bestandtheile preisgegeben, und darum mußte ihm auch die Einheit seines Nationalausdrucks wieder verloren gehen. „Im Jahrhundert der Reformation — sagt Leibnitz in seinen Unvorgreifflichen Gedanken — redete man ziemlich rein Deutsch; außer weniger italienischer, zum Theil auch spanischer Worte, so vermittelst des kaiserlichen Hofes und einiger fremden Bedienten zuletzt eingeschlichen. Allein wie der dreißigjährige Krieg überhand genohmen, da ist Deutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserfluth überschwemmt worden und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gegangen; und

ſieht man, wie die Reichsacta ſolcher Zeit mit Worten angefüllt ſind, deren ſich freilich unſere Vorfahren geſchämt haben würden. Nach dem Münſterſchen und Pyrenäiſchen Frieden hat ſowol die Franzöſiſche Macht als Sprache bey uns überhand genohmen. Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworffen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigene Heimat nicht gekennet, und deswegen alles bei den Franzoſen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzet, ſondern auch ſelbſt verachten helffen, und einen Eckel der deutſchen Sprach- und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachſenden Jahren und Verſtand behenken blieben; und weil die meiſten dieſer jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, ſo bey einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Anſehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben ſolch Franz-Geſinnte viele Jahre über Deutſchland regieret und ſolches faſt, wo nicht der franzöſiſchen Herrſchaft, doch der franzöſiſchen Mode und Sprache

unterwürffig gemacht." — Anjezo scheinet es, daß bei uns übel ärger worden, und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auff der Canzel, der Sachwalter auff der Canzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichem Frantzösischen sein Deutsches verderbt; mithin es fast das Ansehn gewinnen will, wann man so fortfahret und nichts dagegen thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verlohren gehen, als das Engelsächsische in Engeland." —

Ein solches Gemälde der Sprachverwirrung seiner Zeit entwarf Leibnitz, das größte Genie dieses Jahrhunderts. Er selbst stand freilich mitten in diesen Einflüssen, ohne sie zu bezwingen, oder sein Talent für die Behandlung der deutschen Sprache, die er in seinen Unvorgreifflichen Gedanken mit so bedeutender Kraft und Energie handhabte, in seinen eigensten Geisteswerken auszuüben. Denn seine Klagen, daß die deutsche Diction der metaphysischen Bezeichnung entbehre, muß man für ungegründet halten, sowohl der großen Beispiele wegen, die uns in den früheren Abschnitten vorge-

kommen, als wegen der eigenen Gewandtheit, die Leibnitz in seiner Abhandlung über die Verbesserung der deutschen Sprache an den Tag legte, philosophische Kunstausdrücke deutsch zu geben. Die Ursachen, welche die Nationalität der Sprache untergruben, lagen in der Zeit, und nicht in der Sprache, und waren nöthigend genug, um selbst die Offenbarungen der Ideenwelt, die aus dem ächt deutschthümlichen Genius eines Leibnitz hervorgingen, in fremdes Gewand zu hüllen. Die schroffe Trennung der Stände ließ kein gemeinsames geistiges Band, auch nicht das der Sprache, in Deutschland mehr zu. Die Sprache wurde gewissermaßen etwas Zünftiges. Wie jeder Stand seine Vorrechte, seine Privilegien hatte, so schien er auch ein besonderes Organ des Ausdrucks für sich in Anspruch zu nehmen, das ihm vor den übrigen eigenthümlich war. Die Aristokratie sprach französisch, vornehmlich seit dem westphälischen Frieden, und das weltgebildete Idiom der Franzosen durchdrang, von den Höfen und Cabinetten kommend, immer ausschließender die höheren Klassen der deutschen Gesellschaft. Dagegen ertönte aus

den Studirſtuben und Werkſtellen der Gelehrten die altklaſſiſche Latinität, deren die wiſſenſchaftliche Grandezza zu ihrem vollſtändigen Coſtüm, und um ihre Würde zu bewahren, nicht mehr entbehren durfte. Das Latein war ebenſo ein vornehmes und privilegirtes Organ für die Wiſſenſchaft, als das Franzöſiſche für die Geſellſchaft. Selbſt bei einigen deutſchen Dichtern, wie Jacob Balde, verſchwiſterte ſich die heimathliche Poeſie mit der Sprache der Gelehrſamkeit zu einem wahren Seelenbunde, und wenn man die Begeiſterung und den Gedankenſchwung ſieht, womit dieſer geniale Jeſuit ſeine lateiniſchen Poeſieen dichtete, ſo muß man erſtaunen über die Nüchternheit und lächerliche Armſeligkeit, der er ſich in ſeinen deutſchen Gedichten, z. B. in dem aus lateiniſchen und deutſchen Verſen gemiſchten de vanitate mundi, überlaſſen konnte. Fragt man, in welchen Winkel des Nationallebens zu dieſer Zeit das Deutſche zurückgedrängt war, ſo hört man es in dem ehrſamen Munde des Bürger- und Handwerkerſtandes treuherzig weiterreden. In dieſer praktiſchen Region blieb der Kern der deutſchen Sprache einſtweilen

aufbewahrt, und bildete ſich tüchtig für die Anſchauung des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, welche Eigenſchaften ihr bekanntlich Leibnitz am meiſten nachzurühmen wußte. So verharrten freilich die deutſchen Stände auf drei unterſchiedenen Bildungsſtufen einander gegenüber, und ſchon durch das Mittel der Sprache war der eine verhindert, von dem andern zu gewinnen, oder mit dem Eigenſten, was er auf ſeinem Boden erzeugte, in das Allgemeine einzulaufen. Dieſe iſolirte Stellung brachte auf der andern Seite auch wieder bizarre Vermiſchungen hervor. Im Umgangsleben ſchlugen die verſchiedenen Sprachlaute eines und deſſelben Volkes oft höchſt abenteuerlich aneinander. Der ganz einlatiniſirte Gelehrte des ſiebzehnten Jahrhunderts, wenn er die Folianten auf ſeinem Pult verließ und in das gewöhnliche Leben hinaustrat, konnte nicht leicht drei Worte hintereinander reden, ohne ein lateiniſches darunterzumengen, und da er ſelten Weltmann genug war, um des Franzöſiſchen mächtig zu ſein, ſo brachte er in ſeinem Kreiſe ein verdorbenes latiniſirtes Deutſch in Umlauf, das ſelbſt die Frauen in den deutſchen Gelehr-

tenfamilien anſteckte, und ſo auch den geſelligen weiblichen Einfluß auf die Mutterſprache auf dieſer Seite verdarb. Dagegen war der Bürger, wenn er über ſeinen Stand hinaus gebildet und vornehm erſcheinen wollte, thöricht genug, ſich in ſeiner Umgangsſprache mit franzöſiſchen Brocken zu ſchmücken, die er ſich lappenweiſe, wie er ſie gerade erhaſcht hatte, anheftete. So kam von dieſer Seite ein franzöſirtes Deutſch in den Redeverkehr, das die Geſchmackloſigkeit des Zeitalters ebenſo widerwärtig abſpiegelte. Die Sprache des Adels gewann daher ſchon durch ihr einheitliches und beſtimmtes Element den Anſchein höherer Bildung und edleren Geſchmacks für ſich, und wie es in dieſem Stande der Fall iſt, daß die Befriedigung in der Form das Intereſſe des Inhalts an Wichtigkeit überbietet, ſo that man ſich mit der erborgten Gewandtheit und Eleganz des Ausdrucks ein Genüge, ohne die innere Nationalzerſplitterung dabei zu empfinden. Hervorragend und einzig iſt die Mittelſtellung Leibnitzens in den Verhältniſſen dieſes Jahrhunderts. Als Weltmann war er der Sprache der höheren Stände mächtig, als Gelehrter beherrſchte er die klaſſiſchen

Formen, als Patriot schrieb er für die heimathliche Pflege und Ausbildung der Mutterſprache. Er gab der Wiſſenſchaft zuerſt eine Stellung zur großen Welt, zum Adel und den Höfen, indem er die Werke ſeiner Philoſophie und Forſchung nicht bloß lateiniſch reden ließ, ſondern auch durch die franzöſiſche Sprache jenen Kreiſen der Geſellſchaft annäherte. So zeigt er ſich, wie jedes Genie, beherrſcht und beherrſchend, befangen und vermittelnd zugleich in den Einflüſſen ſeiner Zeit, und ſtellt eben dadurch die ganze Eigenheit ihrer Richtungen unter dem höchſten Geſichtspunkt an ſich dar.

Die Sprachmengerei führte der deutſchen Sprache zwar manche neue und prägnante Wortgebilde zu, deren ſie noch heut ſich nicht entſchlagen kann, aber das Verderben, welches namentlich die Franzöſirung unſeres Idioms anrichtete, iſt größer anzuſchlagen, als die Bereicherung, die ihm dabei widerfuhr. Die deutſchen Endungen, ſtatt kräftiger und gewichtiger um die Wurzel herum auszuſchlagen, ſchwemmten ſich unter dieſen Einflüſſen immer mehr ab, und verhallten in die ſtumme Auslautung der franzöſiſchen Sylben. Das deutſche

Wort wurde erſtickt unter dem franzöſiſchen Schwall obligater Redensarten, und ſelbſt der Periodenbau ſtutzte ſich mit galliſcher Spitzzüngigkeit zu. Wie aber dieſe Sprachmengerei ſelbſt die Noten zu einer myſtiſchen Speculation abgeben konnte, zeigt die philoſophiſche Proſa Jacob Böhme's, des wunderlichen Philosophus teutonicus, der noch zum Theil in das ſechzehnte Jahrhundert fällt, aber auch die Kennzeichen des ſiebzehnten, in das er hineinlebte, an ſich trägt. Daß Jacob Böhme ein Schuſter war, erſcheint ebenſo einflußreich für ſeine Philoſophie und deren Sprache, als für Leibnitz, daß er ein Weltmann war. Als Schuſter ſchrieb Jacob Böhme Deutſch, die Sprache der Demokratie, aber er konnte ſich zugleich nicht enthalten, in ſeinen Gedankenoffenbarungen nach der Sprache der Gelehrten und Weltleute da draußen zu hören. Was ihm von ihren fremden Ausdrücken in die Ohren tönte, oder aus Büchern an ihm haften blieb, geſtaltete ſich in ſeinem nach Form ringenden Geiſte zu einer eigenen Bedeutſamkeit. Fremdländiſche, beſonders lateiniſche Wörter, die er nicht verſtand oder ſich nicht zu zerlegen wußte, wurden

ihm zu geheimnißvollen Symbolen, in die er die Wunder und Visionen seiner Begriffe kleidete. Manche Ausdrücke bildete er sich durch eine besondere mystische Etymologie, die nur in seinem Kopf Wirklichkeit hatte, zu einer eigenthümlichen Bezeichnung aus, oder er veränderte sie für die Zwecke seiner Speculation durch irgend eine umgestellte oder angefügte Sylbe, worin er bloß den Eingebungen seines schauenden Geistes folgte. So wurde in der That die Sprachmischung und Sprachverdrehung, die in andern Schriften dieser Zeit als Barbarei erscheint, bei Jacob Böhme als Mystik ausgebildet, und alle diese abenteuerlichen Zeichen und Wortgefüge setzten die Hieroglyphenschrift einer absonderlichen Speculation, die auch ihre eigene Grammatik haben mußte, zusammen. Die Sprache Jacob Böhme's gehört eigentlich nicht in unsere fortlaufende Geschichte der deutschen Diction hinein. Sie ist, wenn auch oft wunderbare Geister und Engel sich durch ihre verworrenen Accorde wühlen, und aus den offenstehenden Himmeln liebliche Sphärenmusik hereinklingt, doch zu sehr eine individuelle Phantasmagorie, um anders denn als

ein einzeln ſtehendes Meteor, das keine Geſetze mit andern Erſcheinungen gemein hat, betrachtet zu werden.

Die erſte durchgreifende Rückbewegung, die deutſche Sprache wieder zum Organ der deutſchen Wiſſenſchaft zu erheben, machte Chriſtian Thomaſius, der große Bekämpfer des mittelalterlichen Aberglaubens. Es war ſchon etwas gewonnen, daß durch ihn die Sprache des Katheders wieder national zu werden anfing und die Bildung der Jugend dadurch wieder an ein heimathliches Band geknüpft wurde. Freilich war die deutſche Schreibart des Thomaſius, deren er ſich in ſeinen Schriften häufig bediente, der Uebel noch nicht ledig, welche einmal die Sprache dieſes Jahrhunderts ſchwer belaſteten. Er ſprach und ſchrieb die buntlappige Miſchproſa, welche das deutſche Gewand mit allerlei franzöſiſchen und lateiniſchen Fetzen verbrämte. Aber die Gelehrſamkeit gewann doch wieder ein mehr volksthümliches Gepräge durch ſeine Ueberlieferung. Größere Einwirkung auf die Sprache ſelbſt hatte die wolfiſche Philoſophie, welche durch die klare und populaire Bündigkeit ihrer Begriffs-

unterschiede der deutschen Prosa Schärfe und Bestimmtheit gab. Die philosophischen Lehrbücher, die Wolf in deutscher Sprache herausgab, setzten das durch Thomasius begonnene Reinigungswerk der Universitäten, den Kampf gegen die scholastischen und fremdredenden Hexen und Gespenster, erfolgreich fort. Die wolfische Philosophie konnte die Nationalsprache wieder zum Bewußtsein und zu Verstande bringen, und die faßliche und logische Behandlung der deutschen Schreibart anregen, aber sie war kein Boden, um Geist und Schönheit der heimathlichen Darstellung neu emporzutreiben. Eine Philosophie, welche den Schönheitssinn in das niedere Seelenvermögen des Menschen verlegte, und aus dieser Annahme heraus das erste System einer Aesthetik aufbaute, konnte in der Darstellung, in der sie sich verbreitete, nichts Anderes als eine splitternackte Verstandesdemonstration bieten. Die deutsche Prosa zum Verstande zu bringen, war jedoch an dieser Philosophie so lange löblich und dienlich, als sie noch nicht in Gottsched einen Ritter von der traurigen Gestalt ausgesandt hatte, der mit Feuer und Schwert, oder vielmehr durch Was-

ſer und Dürre Alles vertilgte, was ſich in Poeſie oder Proſa, ſeien es Beiwörter, Metaphern oder irgend ein Blüthenſchauer der Sprache, der Herrſchaft des Verſtandes nicht fügte.

Sieht man ſich nach der productiven Literatur dieſes Zeitraums um, ſo iſt ſie in einigen einzelnen Erſcheinungen bedeutender, als man nach der ganzen verworrenen Phyſiognomie des Jahrhunderts erwarten ſollte, obwohl das Innere der Nation nicht davon durchdrungen und erwärmt wurde. Man kann ſich wundern, woher die erſte ſchleſiſche Dichterſchule den Muth und Geiſt empfangen, mitten im Getöſe des damaligen Deutſchlands ſo hell und lieblich zu ſingen! Martin Opitz iſt zwar mit Unrecht der Vater der neueren Dichtkunſt genannt worden, aber er war ein feiner Geiſt, der die deutſche Literatur in die Schule nahm und ihr eine neue Erziehung widerfahren ließ. Die Correctheit, zu der er die deutſche Darſtellung zügelte, iſt eine anmuthige Holländerei, eine Reinlichkeit und Sauberkeit in Worten und Gedanken, der ſich ſein Naturell offenbar durch ſeinen Aufenthalt in den Niederlanden zuerſt anbequemte. Zweierlei

Richtungen machen die Gestalt Opitzens bedeutsam für das neue Werden der Literatur. Einmal, daß er als Weltmann vielfältigen Menschenverkehr genossen und auf Reisen, an Höfen und inmitten der höheren Gesellschaft sich freie Lebens- und Ausdrucksformen zueigengemacht hatte. Dann, daß er auf die Quellen der deutschen Sprache wieder zurückging, eifrige Nachgrabungen nach den versunkenen Schätzen der früheren Zeit anstellte und überhaupt mit klugem Blick Alles beherrschte, was nur im Bereich des Studiums lag. So arbeitete er einen geschmackvollen und tadellosen Typus in sich aus, der durch seine Sicherheit und Geschmeidigkeit wohl eine formelle Grundlage für die neuere Dichtersprache abgeben konnte, aber keine eigentliche innere Macht des Genius ausübte. In der poetischen Begabung übertrafen vielmehr seine Nachfolger und Schüler, besonders die naive Gemüthsherrlichkeit eines Flemming, den vernünftelnden, raisonnirenden und abgemessenen Opitz weit. Aber schon das Ansehen, welches sich dieser, das Scepter der Correctheit in der Hand, über seine Zeit erworben hatte, war etwas werth, und war nicht nur

durch seine Gedichte, sondern auch durch seine kritischen Abhandlungen und Gesetzgebungen begründet. Die Prosa, welche Martin Opitz schrieb, ist bemerkenswerth durch eine gewandte Handhabung des Periodenbau's, Verschlingung der Zwischensätze und eine elastische Gliederung der Satztheile, die in dieser Zeit der Sprödigkeit der deutschen Darstellung beim ersten Blick auffällt. Auch das Detail seiner Wortbildung ist sehr zu beachten; in Zusammensetzungen, wie Strafamt, Sturmwind, Lehngeld, Hauszucht, Kirchhof, Vogelfang, Nothwehr, Dichtart, Spielart, Bilderwerk, Spottrede (Ironie), Denkzeit, Denkzettel, Wortmeister (Criticus), Donnerwort, Flickwort, ist seine Diction ebenso kühn als neu. Andere neue Ableitungen, wie Schalkheit, Weltling, Zärtling, Neidling, Klügling, Fündling, Freßling, Armsal, Jammersal, Irrsal, Scheusal, Bleibniß (Wohnung), Anhängniß, Begebniß, Begegniß, Fahrniß, Baarschaft, Endschaft, Gespielschaft, Kindschaft, Sippschaft, Abstrafung, Begnadung, und viele ähnliche finden sich bei

ihm in überraſchender Fülle und Wirkung. *) Im Jahre 1618 ſchrieb Opitz in lateiniſcher Sprache ſeinen Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae, worin er für die Reinheit und Aechtheit des Deutſchen nachdrücklich kämpfte, die Ausländerei und Sprachmengerei brandmarkte, und zugleich das Studium der alten claſſiſchen Literatur empfahl. Von dem Zuſtande der deutſchen Sprache ſagt er an einer Stelle: „Dieſe bisher ſo reine und von fremdem Schlamm befreite Sprache beginnt nun zu ſinken und artet in die ſeltſamſten Redeformeln aus. Es entſtehen Ungeheuer von Wörtern und Wortfügungen. Unſere Sprache gleicht einem ekelhaften Behältniß, wo gleichſam der Unrath aller andern zuſammenfließt. Faſt nirgends eine Periode ohne ausländiſches Beiwerk. Und ſo glücklich iſt doch das Genie unſrer Sprache, daß ſie weder an Majeſtät der ſpaniſchen, noch an Anſtand der italieniſchen, noch an Zierlichkeit der franzöſiſchen wei-

*) Vgl. ein Verzeichniß der in dieſer Zeit neuaufgekommenen Wörter aus Schottel und Opitz in Heyſe's deutſcher Grammatik, fünfte Auflage, S. 68.

chen darf. Zum Beweis hievon dürfen wir uns nur auf den verdeutschten Amadis berufen." — Der eigentliche Canon dieses neuen und geregelten Geschmacks, der die literarische Oberherrschaft Opitzens bezeichnete, ist seine berühmte Abhandlung von der deutschen Poeterey, später auch Prosodia germanica von ihm betitelt, die zuerst 1624 herauskam und bis zum Jahre 1668 in zehn Auflagen durch Deutschland vertrieben wurde. Im sechsten Capitel macht Opitz über Reinheit und Schönheit der deutschen Darstellung folgende Bemerkungen: „Damit man reine reden möge, soll man sich befleissen, Dem, welches wir hochdeutsch nennen, besten Vermögens nachzukommen und nicht derer Oerter Sprache, wo falsch geredet wird, in unsere Schriften vermischen, als da sind: Es geschach, für, es geschahe; er sach, für, er sahe; sie han, für, sie haben u. s. w. So steht es auch zum heftigsten unsauber, wenn allerlei lateinische, französische, spanische und welsche Wörter in den Text unserer Rede geflickt werden. Was die eigentlichen Namen betrift, dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Casus nicht in Acht

nehmen, sondern sollen sie soviel möglich auf unsere Endung bringen. Neue Wörter, welches gemeiniglich Epitheta und von anderen Wörtern zusammengesetzt sind, zu erdenken, ist Poeten nicht allein erlaubt, sondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geschieht, eine sonderliche Anmuthigkeit. — Ein übel Aussehen haben bei uns die Epitheta, wenn sie hinter ihr Substantivum gesetzt werden. — So bringen auch die Franzosen neue Verba hervor, welche, wenn sie mit Bescheidenheit gesetzt werden, nicht unartig sind. — Der Pleonasmus, da etwas übriges (d. i. überflüssiges) gesagt wird, verstellet auch die Rede zuweilen nicht wenig. Sowie Pansa sagte, das Kind wäre von der Mutter zehn Monate im Leibe getragen worden, fragte Cicero: Ob andere Weiber die Kinder im Rocke trügen? Doch hilft bisweilen Das, was übrig hinzugesetzt wird, auch zu Aufmuzung der Rede. — Die Anastrophe oder Verkehrung der Worte steht bei uns sehr garstig; sie ist eine gewisse Anzeigung, daß die Worte in den Vers gezwungen seyen. — Das Ansehn und die Dignität der poetischen Rede anlangend, besteht dieselbe in

den tropis und schematibus. — Dieſer Figuren Abtheilung allhier zu beſchreiben, achte ich darum für unvonnöthen, weil wir im Deutſchen hiervon mehr nicht, als wie die Lateiner zu merken haben, und alſo genugſamen Unterricht hievon neben den Exempeln aus Scaliger's und anderer gelehrten Leute Büchern nehmen können. Deſſen will ich nur erinnern, daß vor allen Dingen nöthig ſei, höchſte Möglichkeit zu verſuchen, wie man die Epitheta, an denen bisher bei uns großer Mangel geweſen, ſonderlich von den Griechen und Lateinern abſehen und uns zu Nutze machen möge. Lezlich haben wir in unſerer Sprache auch dieſes zu merken, daß wir nicht vier oder fünf Epitheta zu einem Worte ſezen, wie die Italiener thun." — —

Die Sprachgeſellſchaften, welche in dieſem Zeitraum zum Theil nach Vorbild der italieniſchen Akademieen entſtanden, hatten faſt gar keine nennenswerthen Erfolge für guten Geſchmack und Darſtellung, und verwirrten und verdarben eher daran, als daß ſie reformirten. Sie bewieſen, wie wenig Sinn der Deutſche für geſellſchaftliches Zuſammenwirken hat oder daß immer etwas Anderes

dabei herauskommt, als ursprünglich der Zweck der Association gewesen. Der deutsche Ernst, mit dem jeder Einzelne in seinem Hause seine Bestrebungen angreift, geht in unserm gesellschaftlichen Zusammenthun wieder auseinander, und zerrinnt durch unsere Gemüthseligkeit, durch Anbequemung des Einen an den Andern und durch eine Menge von philisterhaften Sympathieen, die sich in der Gemeinsamkeit pflegen, in läppische Spielerei. Spielerei und gemüthliche Albernheiten wurden der Charakter der deutschen Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Sie hätten für die Nationalliteratur denselben Mittelpunkt abgeben können, als die Universitäten für die wissenschaftliche Bildung, aber solche Concentrationen oder Vertretungen hat die deutsche Literatur jederzeit vergebens angestrebt. Die deutschen Gesellschaften waren in allen Schwächen ihres Zeitalters mitten befangen und verzierten dieselben noch mit allerhand phantastischem Aufputz und Gaukeleien, mit denen sie ihre Statuten behingen. Diejenigen, welche gegen die Verkehrtheiten des Geschmacks und namentlich gegen die Sprachmengerei des Jahrhunderts ankämpften, wie

die „deutschgesinnte Genossenschaft" des Philipp von Zesen in Hamburg, geriethen wieder in das entgegengesetzte Extrem der Pedanterie, und legten den Grund zu jenem abenteuerlichen Purismus in Deutschland, der den ganzen Bildungsgang unserer Sprache verkennt und Gespenster sieht bei Wörtern, deren Verbot das Deutsche seiner eigenthümlichsten Aneignungsfähigkeit und Ausbreitung berauben würde. Bedeutsamer in jeder Hinsicht war die „fruchtbringende Gesellschaft", die bei allen tändelnden Bizarrerieen, welche ihre Verhandlungen charakterisiren, in dem Bemühen für die Reinheit und Ausbildung der deutschen Sprache weniger ausschweifend zu Werke ging, obwohl sie in keinem Stück den Geschmack ihrer Zeit thatsächlich besiegte.*) Einzelne gute Köpfe, wie der gelehrte

*) Man höre, was ein Zeitgenosse, der Satiriker Johann Balthasar Schuppius, in seinem „deutschen Lehrmeister, oder Discurs von Erlehrnung und Fortpflanzung der freyen Künste und Wissenschaften in teutscher Sprache" über diese Bestrebungen der deutschen Gesellschaften sagt: „Die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschaft laße ich nach Standesgebühr salutiren, und

und gereiſte Harsdörfer, welcher den Orden der Pegnitzſchäfer in Nürnberg ſtiftete, hätten vielleicht

---

ſagen, daß ich dafür halte, daß die Intention der hochlöblichen Stiftern dieſer Geſellſchaft gut geweſen ſei; allein ſie ſollen ſelbſt erwegen, ob die Mittel, die ſie bisher gebraucht haben, die deutſche Sprache zu befördern, allenthalben dienlich ſeyn. Der dapfere Kriegsheld, der von N., hat ſeinen Esprit genugſam an Tag gegeben in Verſezung des verfolgten David's und andern Schriften. Allein, daß er alle fremde Wörter, welche die Bauern nicht mehr für fremd halten, hat wollen deutſch geben, darüber hab' ich oftmals unter dem Leſen den Kopf geſchüttelt. Unter Anderm nennet er ſich an einem Orte Obergebietiger in Roſtock. Wenn ich damahls alle Bauern in Mechlenburg gefragt hätte: wer iſt Obergebietiger in Roſtock? ſo würde es mir ergangen ſein, wie jenem Superintendenten, der einen einfältigen Schulmeiſter fragte: wer der Kinder Noah Vater geweſen? — Ich verſichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darinn die Zierlichkeit der deutſchen Sprache nicht beſtehe, und wenn ſie auch ſchon darinn beſtünde, ſo frage ich die hochlöbliche fruchtbringende Geſellſchaft, was mit dieſen grammaticaliſchen Dingen, ſonderlich mit der deutſchen Orthographia, damit ſich etliche Leute wollen groß machen, dem römiſchen Reich und der deutſchen Nation gedient ſey? Ich frage, wie die alten Deutſchen geredet haben zu der Zeit, als Kayſer Carol der Große das Schwerdt in Händen geführet und die Sachſen bezwungen hat? Im Heſſenland iſt ein Procurator

ohne die phantaſtiſche Symbolik dieſer Geſellſchaftskreiſe für ſich ſelbſt einfacher und förderlicher gewirkt. Sprache und Darſtellung in dieſem Zeitalter konnten am meiſten durch eine Annäherung der Stände gewinnen, weil deren Trennung und Gegenüberſetzung die Verworrenheit des deutſchen Ausdrucks zuwegegebracht. Aber obwohl eine Vermiſchung des Adels mit den Gelehrten der Nation durch mehrere dieſer Geſellſchaften, durch die fruchtbringende namentlich, bewirkt wurde, ſo durchdran-

---

geweſen, genannt der dicke Lorenz, welcher ſich der Zierlichkeit im deutſchen Reden ſonderlich hat befleißigen wollen. Einsmals hatte er zu ſeinem Jungen ſagen wollen: Jung, hole mir mein Meſſer. Damit er nun kund mache, daß ein Unterſchied ſei zwiſchen ihm und einem gemeinen Heſſiſchen Bauren, hatte er geſagt: Page, bringe mir mein Brodſchneidendes Inſtrument. Einsmals hatte er zu ſeiner Frauen ſagen wollen: Frau, es hat neun geſchlagen, gehe zu Bethe, ich habe noch etwas zu thun. Damit nun die Frau wiße, daß er ein Heſſiſcher Cicero ſei, hatte er geſagt: Du Helffte meiner Seele, du mein ander Ich, meine Gehülfin, meine Augenluſt, das gegößne Erz hat den neunten Ton von ſich gegeben, erhebe Dich auf die Säulen Deines Cörpers und verfüge Dich in das mit Federn gefüllte Eingeweyde."

gen ſich dieſe Elemente doch ſehr wenig zum Gewinn für die Formen des Lebens, und am allerwenigſten wollte ſich die verlorengegangene Einheit der Sprachformen daraus neugeſtalten. Die Ariſtokratie, oder was durch Bildung und Eleganz zu ihr gehören wollte, hatte einmal in ihrer Sprache die Mode über die Nationalität erhoben, und die Puriſten dieſes Jahrhunderts hatten ſchon deshalb ein ſchwieriges Werk, weil der reindeutſche Patriotismus mit ſeinen nackten und abgeſchälten Wortſtrünken einen zu demokratiſchen oder plebejiſchen Eindruck machen mußte.

Die Anregung, welche die literariſchen Ordensgeſellſchaften im Allgemeinen gaben, ſich mit der deutſchen Sprache und ihren Fähigkeiten und Verbeſſerungen zu beſchäftigen, iſt indeſſen nicht allzu gering anzuſchlagen. Das grammatiſche Bewußtſein über die Sprache erwachte nach mehreren Seiten, Sprachlehren und Wörterbücher wurden ausgearbeitet, und legten, zugleich mit den bedeutenden etymologiſchen Forſchungen und Sammlungen von Leibnitz, die erſte Grundlage zu einer neuen Wiſſenſchaft in Deutſchland. Als verdienſtlich und

bemerkenswerth sind besonders die Arbeiten von J. G. Schottel und Kaspar Stieler zu nennen. Schottel hob in seiner ausführlichen Arbeit von der deutschen Hauptsprache vornehmlich die Bedeutsamkeit der deutschen Doppelwörter heraus, und entdeckte die poetische Schönheit und philosophische Bezeichnungsfähigkeit, welche in denselben verborgen liegt. Sein Nachfolger Stieler, der unter dem Namen Spaten schrieb, gab im Jahre 1691 in seinem Werke: „der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder deutscher Sprachschatz" die Resultate tiefsinniger Untersuchungen auf lexicalischem und grammatischem Felde zugleich, und machte darin zuerst auf die Einsylbigkeit der deutschen Stammwörter aufmerksam. Ueber Wortfügung, Zusammensetzung und Accent der Sprache stellt er treffliche Beobachtungen an. Was er in seiner Vorrede gegen die Ausländerei und Sprachmischung sagt, liefert noch interessante Farben zu unserm Sprachgemälde dieses Jahrhunderts: „Man sollte erst den deutschen Busch wohl ausklopfen und die Brunnquellen prüfen, ehe man verspielt giebt und

vor fremden Thüren Brod sucht. Und eben um der Ursachen willen hat man zuweilen in diesem Buche etwas weit in das Alterthum greifen und die verlegenen Worte, als da sind: Agh, Ee, Gay, Ild, Kam u. s. w., wieder hervorsuchen müssen, damit man den Grund derer zwey- und mehrgliederichter Wörter anzeigen könne. Denn dieß ist gewiß und unzweifelich zu glauben, daß kein zwey- oder mehrgliederich Wort eine deutsche Wurzel sei, sondern die Stammwörter allzumal nur in einem einzigen Gliede bestehn. — Und ist hierum billig die deutsche Sprache vor die vornehmste Hauptsprache zu beehren, als welche einfach, selbsteigen, lauter und rein ist, und nicht allein Alles, was die Welt begreift, ohne Beyhülfe einer andern Sprache, deutlich nennen, sondern auch denjenigen Dingen, so noch täglich anderer Orten erfunden, oder erdacht werden, solch einen bequemen Namen geben kann, der so bald von den geringsten Menschen, Weibern und Kindern, wenn sie denselben nur einmal hören, verstanden werden mag. Die Römer, ob sie gleich den halben Theil ihrer Sprache denen Griechen, die andere Helfte aber uns

Deutſchen zu dancken haben, hätten dennoch ſich eher in einen Finger gebißen, als in einer öffentlichen Kunſtrede oder bey anſehnlicher Verſammlung ein griechiſch Wort eingelappet, und, da die Griechen ſchon von den Römern bezwungen worden, haben ſie dennoch kein lateiniſches Wort unter ihre Schriften gemengt. Der Franzos nimmet wol deutſche Soldaten an, er nimmt aber keine deutſche Wörter mehr an, iſt auch denenſelben dergeſtalt feind, daß er die in ſeiner Sprache von Altersher gebrauchte deutſche und celtiſche Wörter immer nach und nach ausmuſtert. Man hat ſchon eine geraume Zeit hier wider ſolche Neugierigkeit der Deutſchen geſungen und geſagt: Aber da hilft weder wahrnen noch weiſen, da muß employeren, engagiren, incaminiren, charge, parole u. ſ. w. mitunter partirt werden, es gerathe oder verderbe. Ja es hat das Anſehn, ob wolle ſogar noch das Uebele ärger werden, nachdem man bei fürſtlichen Höfen franzöſiſche Trachten, franzöſiſche Gebehrden, franzöſiſche Diener ſieht, und lieber franzöſiſch als deutſch reden hört. Wo es nur nicht ein Vorſpuck des franzöſiſchen Joches ſein möchte!“ —

In dieſer Epoche der deutſchen Literatur ſtanden ſich Poeſie und Proſa am getrennteſten gegenüber. Die Poeſie hatte in der Metrik feſte Schranken angenommen, innerhalb deren ſie ſich tummelte, und was nicht dieſe turnierfähige Rüſtung trug, durfte nicht darauf rechnen, für Dichtkunſt gehalten zu werden. Die Proſa ihrerſeits, die in die Sprachverwirrung des Jahrhunderts tief vergraben lag, hatte keinen Anlaß in ihren Stoffen, ſich zu einem Wetteifer mit der Poeſie zu erheben, und ihre Durchdringung mit dichteriſchen Elementen, die ſie ſchon durch Luther erfahren, war ihr an das ſteife und hartgelenke Leben dieſes Jahrhunderts verlorengegangen. Nur auf der Grundlage einer geebneten geſellſchaftlichen Bildung entſteht ein höheres Bedürfniß der Proſa. Die des ſiebzehnten Jahrhunderts war von geſchmackloſen und ſchwerfälligen Lebensformen abhängig, und der harte Unterſchied der Stände prägte ſich ab in dem ceremonievollen Canzleiſtil, welcher den Grundton der herrſchenden Proſa darſtellte. Die weitſchweifigen Kratzfüße der Unterwürfigkeit ſcharrten in den unendlich langgedehnten Perioden auf-

und nieder, und eine unüberſehbare Pedanterie von Wendungen erſchöpfte ſich in dem pflichtſchuldigen Eifer ausführlichſter Auseinanderſetzung. Dieſe Proſa nimmt ſich aus, als ſtände ſie immer, mit dem Hut unter dem Arm, einem vornehmen Gönner in kunabläſſiger Verbeugung gegenüber, und weil zu raſch und beſtimmt zu einem Schlußpunkt zu eilen, unhöflich erſcheinen könnte, häuft ſie in athemloſer Interpunction Komma auf Komma. Neben dieſem ſervilen Charakter der Proſa läuft in mehr gemüthlicher Färbung ein frommes und bibliſches Element in dieſer Zeit her. Der Stil entlehnte auch von der Phraſeologie der Bibel ein hochzeitliches und feierliches Kleid, aber nicht den poetiſchen Geiſt. Dagegen konnte ſich die Poeſie mit Recht in ihre freieren und ſchöneren Regionen abſchließen, und für ihre Eingebungen eine beſtimmte Form ſich vorbehalten, wie einfach auch und ohne Kunſt gebildet dieſe in der damaligen Metrik vorhanden ſein mochte. Das Reich der Poeſie war ein geſchloſſenes auch für den Geiſt der Sprache, der nur in der dichteriſchen Diction ſich lebendig fortzeugte.

die ganzen Strebungen dieſer Schule, die ſich beſonders in mehreren Romanen fortſetzten, wurden von den Gegnern vorzugsweiſe mit dem Parteinamen des „lohenſtein'ſchen Schwulſts" belegt. Dieſe Schule verläugnete jedoch bei allen phantaſtiſchen Ausſchweifungen der Diction keineswegs die Correctheit, die durch Opitz an die literariſche Tagesordnung gekommen war, ſie ließ ſich in der Technik ihrer Erzeugniſſe die Fortſchritte nicht entgehn, die dieſer ihr Vorgänger in der deutſchen Poeſie bewirkt hatte, und arbeitete außerdem erfolgreich der Sprachmengerei entgegen, eine Reinheit des deutſchen Ausdrucks erzielend, die beſonders den Roman des Lohenſtein auszeichnet. Der bizarre Charakter dieſer Schule hob ſich jedoch bald noch ſtärker heraus durch den ſchreienden Gegenſatz, in den ſich die fortgehende Literatur ſelbſt zu ihr ſtellte, die kurz darauf von der ſchwindelnden Höhe dieſer Diction wieder auf den nüchternſten und platteſten Boden hinabſtürzte. So bildet dieſe hoffmannswaldau-lohenſtein'ſche Diction ein merkwürdiges Intermezzo in der Geſchmacksgeſchichte der Deutſchen. Sie gleicht, umgeben von dürrer Proſa

und seichter Correctheit der Zeit, auf den ersten Anblick einer prangenden Oase, die aus vollen Blüthenhainen stechende Gewürze ausduftet, aber den auf diesen üppigen Moosen sich Verweilenden umraucht bald eine ungesunde Gluth, unter der bunten Vegetation der Bilder lauern Giftblumen, Pilze und Schlangen versteckt, Geschmacklosigkeit ruft in der höchsten Extase am Ende die Gemeinheit zur Hülfe, und mit Ermüdung und Ekel wendet man sich von dem ab, was Schönheit war oder werden konnte. Aber die besten Köpfe des Zeitalters standen unter dem magischen Zauber dieser Erscheinung.*)

Dieser deutsche Gongorismus überbot sich noch in den Nachahmern, unter denen Heinrich An-

*) Selbst der einfache Canitz singt:

„Durch Opitz stillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen.
Wo sieht man Hofmanns Brunn und Lohnsteins Ströme fließen?
Und nehm' ich Bessern aus, wem ist wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?" —

ſelm von Ziegler und Kliphauſen obenan ſtand. Seine Aſiatiſche Baniſe oder blutiges und doch muthiges Pegu (1690.) veranlaßte zu ſeiner Zeit eine ganze Baniſen-Literatur von Seiten- und Gegenſtücken. Ziegler war ein phantaſiereicher und feuriger Kopf, aber ſeine verwilderte Einbildungskraft ging mit ihm durch, und jagte ſich in ungeheuern und beiſpielloſen Erfindungen umher. Seine phantaſtiſche Proſa, die noch einen Beigeſchmack von Sentimentalität annahm, ſteht der Würde und Gemeſſenheit der lohenſtein'ſchen weit nach, auch ermangelt er der Sprachreinheit ſeiner Schule. Nicht geradezu einen Nachahmer dieſer Manier kann man den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig nennen, der durch ſeine durchlauchtigſte Syrerin Aramena und ſeine römiſche Octavia, das eine in fünf, das andere in ſechs Bänden, das leſeluſtige Publicum gewaltig electriſirte. Er hatte ſich allerdings nach Hoffmannswaldau gebildet, aber die Sprache ſeiner Romane iſt einfacher, naiver, gehaltener, ſeine Darſtellung verirrt ſich weniger weder in barocke Ausgeburten, noch in

unsittliche Anspielungen. Natur und gesunde Wirklichkeit ist auch in seinen Erfindungen nicht zu suchen, doch haben die genannten Romane eine moralische Bedeutung für ihre Zeit gehabt. Sie machten Mustertendenzen anschaulich, predigten Menschenkenntniß und Weltklugheit, und trugen zur Vermittelung der Gesellschaftskreise bei, indem sie Bilder des Hoflebens in die Interessen der deutschen Lesewelt brachten, wie auch dadurch, daß ihr Verfasser ein deutscher Fürst war, der sich eifrig mit den literarischen Dingen zu schaffen machte.

Die Romanenliteratur der damaligen Zeit ruhte in Erfindung und Behandlung vornehmlich auf dem französischen Geschmack von Scudéry und Calprenède. Der Geschichte der Romane muß es vorbehalten bleiben, die einzelnen hiehergehörigen Erscheinungen näher zu schildern. Der Wirkung des Romans auf den geselligen Ton und Lebensverkehr stand hier die allzu fremdartige Verkünstelung und Unnatur der Sprache entgegen, und es ist interessant zu hören, was ein scharfkritisirender Zeitgenosse, Gotthard Heidegger, in der Vorrede zu seiner Mythoscopia romantica, worin er

von den Romanen handelte*), über die Schreibart dieſer Productionen bemerkt: „Wenn aber die vielfeltige Gottloſigkeit, ſo ſich in den wollüſtigen Romanen befindt, unſre heutige Esprits Forts nicht hindert, ſo nimmt mich nur Wunder, wie ſie es machen, daß ſie die ſchuleriſche, weibiſche Alamoderey der Worten und Styli, ſo durchgehends in den Romanen ziſchet und rauſchet, übertragen und verdawen können. Ob ſie ſo thöricht ſein können, daß ſie vermeinen, die Rede habe andre Zieraten als verſtändliche Flüßigkeit. Was könnte abſcheulicher lauten als theils deutſche Romanen, da z. E. „Einer unter den dichten Fichten die Ruhe lächzenden Glieder ausdehnt"; item „da man die Kleider arm und die Bethe reich macht" (wenn man ſchlafen geht); item „da die klare Darthuung zu Tag ſteht", (wenn eine Sache offenbar iſt); item, „da gar zu viel vorluſtige Bezeigung auf eine Fehlluſt hinauslauft", und dergleichen halb zauberiſch lautende Redensarten mehr. Dahin gehören die abenteuerlichen neuen Wörter,

*) Zürich, 1698.

damit ſie unſere Sprache bereichern. Mein Temperament iſt auf ſauber deutſch meine Mengart; das Fenſter ein Tagleuchter; ein Rival ein Sammthoffer; ein Steuerruder ein Schiffzaum; der Wein verfault Waſſer in Rebholz u. ſ. w." —

Der phantaſtiſchen Welt der Romane, in der die durchlauchtigſte Syrerin, das Fräulein Valiska, und Herkules und Herkuladisla ſo wunderbar hauſten, ſtand die Wirklichkeit wie verlaſſen von der Poeſie gegenüber. Der eigentliche Reiz dieſer Romane war das Unmögliche, das gar nicht Exiſtirende, ſowohl in Geſtalten wie in Ereigniſſen, und die Deutſchen des ſiebzehnten Jahrhunderts hatten ihr Vergnügen daran, dieſe Abenteuer eines in die blaue Luft hineinſegelnden Lebens mitzuträumen. Das Wirkliche in dieſem Jahrhundert war das Wüſte und Unbehagliche, ein Getümmel von feindlichen Bildern, dem man zu entfliehen ſuchte, und ſo ſetzte man ſich dieſe weſenloſen Geſtalten einer romanhaften Weltordnung zuſammen und bevölkerte magiſch die fernen Räume hinter den Bergen. Dies verworrene Jahrhundert war gänzlich ohne Ideale. Sein Zerfallenſein mit der

Wirklichkeit führte es nicht auf eine ideale Welt, ſondern auf eine phantaſtiſche hin, zu neuer Verwirrung der Lebensanſchauung. Statt der Ideale, welche doch wieder nur eine Wirklichkeit erzielen, geriethen die Deutſchen auf Phantasmagorieen, mit denen ſie ſich in bändereichen Romanen ihre Sehnſucht nach den beſſern Zuſtänden hintäuſchten. Dabei konnte ſich die Sprache der Wirklichkeit, die ſchöne Proſa der Gegenwart, nicht bilden, ſondern verzerren, und indem ſie Lebensbildern diente, die niemals vorhanden waren, wurde ſie ſelbſt zu einer gaukelnden Phantasmagorie. Unter ſolchen Umſtänden ſind einige Erſcheinungen höchſt merkwürdig, welche ſich an die heimathliche Wirklichkeit dieſes Jahrhunderts zu lehnen ſuchten. Der berühmte Roman vom Simpliciſſimus, den ein Musketier des dreißigjährigen Krieges, Samuel Greifenſohn von Hirſchberg, mit friſchem Soldatenſinn verfaßte (Mömpelgart, 1669.), behauptet in dieſem Sinne ſeinen eigenthümlichſten Werth. Hier erhob ſich ein keckes Sittengemälde auf dem nächſten Grund und Boden der Gegenwart, und trat der erträumten und fremdartigen Romanenwelt mit ein-

heimiſchen Elementen gegenüber. Die Phantaſie wurde in dieſem Roman mitten in die Geſchichte des Tages verſetzt, der Held iſt ein Abenteurer, der nicht mit Luftgebilden, ſondern mit den Formen der Wirklichkeit ſich herumſchlägt, und wenn es auch bizarr und ſeltſam hergeht, ſo ſoll damit gerade das Leben und die Zeit, wie ſie ſind, geſchildert werden. Demgemäß näherte ſich auch die Sprache dieſes Simpliciſſimus dem wirklichen Leben an, und war, bei aller ihrer ſchalkhaften und poſſirlichen Färbung, unvergleichlich vernünftiger, als die Sprache der phantaſtiſchen Romane. Das kurzweilige Buch bürgerte ſich auf lange Zeit bei der deutſchen Leſewelt ein und pflanzte ſich in unzähligen Nachbildungen und Fortſetzungen fort. — Auf einem andern Gebiete iſt der gelehrte und weltkundige Adam Olearius zu nennen, der in ſeiner orientaliſchen Reiſebeſchreibung die proſaiſche Darſtellung für die Anſchauung des Wirklichen bildete. Er ſchrieb die Geſchichte der bekannten Reiſe nach Perſien, die er mit der holſteiniſchen Geſandtſchaft unternahm, und der auch der Dichter Flemming folgte. Seine Darſtellung hält ſich auf

eine merkwürdige Weise frei und rein von aller Manier seiner Zeit, sie hat einen natürlichen Fluß, männlichen Ton und Bestimmtheit, ohne weder der Genialthuerei auf der einen, noch der Pedanterie auf der andern Seite zu verfallen. Später übersetzte er auch das Gulistan des persischen Dichters Saadi und Lokmans Fabeln, und verpflanzte dadurch zuerst einige Blüthen der morgenländischen Diction in die deutsche Sprache. Jene Seite aber, das Interesse am Reiseleben, das er durch seine damals vielverbreitete Darstellung in der Zeit erregte, setzte sich erst zu Anfang des folgenden Jahrhunderts in den zahllosen Robinsonaden fort, die seit Defoe's Robinson Crusoe auch Deutschland in allen Gestalten überschwemmten, und worin sich wieder abenteuerliche Wirklichkeit mit dem Phantastischen mischte.

Die merkwürdigste Mischform des ganzen Jahrhunderts ist Abraham a Sancta Clara, in dem sich alle Elemente des Wirklichen und Phantastischen seiner Zeit zu einer originellen und halbwahnsinnigen Gestalt verkörperten. Geyler von Kaisersberg und Fischart schienen in diesem wiener

Hofprediger wieder auferſtanden. Seine Predigten und Poſſen ſind noch ſo wenig in Vergeſſenheit gerathen, daß man heut nur ſeinen Namen zu nennen braucht, um ein allbekanntes Charakterbild damit auszudrücken. Er kannte die Welt, die Verhältniſſe, das Volk, die Großen, und ſeine Darſtellung legt mit ihren tauſendfältigen Anſpielungen, Gleichniſſen und Beobachtungen das merkwürdigſte Zeugniß davon ab, aber er kleidete Alles zu abenteuerlich in die Hanswurſttracht ein und ſetzte ihm die Schellenkappe auf, wodurch oft ſeine ſchönſten Gedanken wieder in eine burleske Phantasmagorie zerrinnen. Seine Sprache iſt der Tummelplatz aller Elemente dieſer Zeit, ein wirres Schneeflockengewühl von Wörtern und Bildern, ein tumultuariſches Lager mit wüſtem Soldatenlärm, romantiſchen Waldhornsklängen, Kapuzinerweisheit und Marketenderwitzen, und hinter allem durcheinanderſchmetternden Getöſe oft ein zartes und liebliches Gemüth verborgen. Der ſatiriſche Genius dieſes Jahrhunderts brauchte ſo ſtarkes Nießwurz, um das apathiſch gewordene Volks- und Familienleben gewaltſam aufzuſchütteln. Die Satire mußte in die-

ſer ganzen Zeit mehr einen fanatiſchen Beſſerungseifer als einen humoriſtiſchen Ton zeigen, weil die Stoffe, die ſich ihr aus dem Charakter des Tages entgegenboten, zu roh, unbändig und gemein waren, um durch ein feineres ſatiriſches Gift, mit Kunſt und Grazie, auf ſie wirken zu können. So ſtimmte auch der träumende Spötter Moſcheroſch, in ſeinen wunderlichen und wahrhaften Geſichten Philander's von Sittewald (Straßburg 1650), die er nach den Sueños des Quevedo originell bearbeitete, mehr eine ſtrafende und ernſtgrollende Satire an, als daß er auf die Lachluſt damit gewirkt hätte. Sein Buch iſt für die Sittengeſchichte in den Jahren des dreißigjährigen Krieges, für die Schilderung der Soldatengräuel des damaligen Deutſchlands, in manchen Partieen von culturhiſtoriſcher Wichtigkeit. Sonſt traf dieſes Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft im Ganzen mehr den Ton der gebildeteren und eleganteren Lebenskreiſe, als der Pater Abraham, und zeichnete dieſe in ihren Thorheiten mit ſeiner ſcharfen Beobachtung und Menſchenkenntniß ab. Seine Proſa iſt reich an körnigen Ausdrücken und piquan-

ten Antitheſen, aber eigentliche Bildung und Charakter des Stils gebrechen ihm. Er verliert ſich in gelehrte Witzeleien und Wortſpiele, und Manches an ſeiner Schreibart würde man heutzutage für Pedanterie halten, wo er ſelbſt der Pedanterie ſpottet. Ihm verwandt iſt der Satiriker Joh. Balthaſar Schuppius, der in ſeinen „Lehrreichen Schriften" (Frankf. a. M. 1684. 8. 1462 Seiten) beſonders manche magiſterhafte Richtungen der Zeit und der damaligen Gelehrſamkeit luſtig, und in einer zwar nachläſſigen, aber doch friſchgefärbten Schreibart, verhöhnte.*) Seine ernſthaften Schriften ſind pedantiſch genug, um ſeinem eigenen Spott anheimfallen zu können. —

---

*) S Auszüge aus dieſem wenig gekannten Schriftſteller in L. Meiſter's Beiträgen zur Geſchichte der teutſchen Sprache und National-Literatur, Thl. I. S. 344 fgde; vgl. Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, Thl. III. S. 419.

7.

Das achtzehnte Jahrhundert begann mit einer rationaliſtiſchen Aufklärungsperiode für den deutſchen Stil. Es war Frieden im Lande, die Geſpenſter des Kriegs- und Soldatenlebens waren von den deutſchen Fluren gewichen und man begann das erſchütterte Daſein einen Moment lang wieder einzurenken in regelrechte Formen. Die Verwilderung und Ordnungsloſigkeit aller Zuſtände des abgelaufenen Jahrhunderts ſuchte nun den Gegenſatz einer correcten und muſterhaften Exiſtenz in allen Dingen zu erreichen. Mit der Wohlhabenheit des Friedens erwachte wieder die Bequemlichkeit, der Genuß, und der Antheil an den Muſen, ſoweit derſelbe nicht etwa zu einem unbequem fallenden Pathos oder in die höheren Regionen führte.

In dieſer Zeit kam das Sprüchwort in Deutſchland auf, daß Ruhe die erſte Bürgerpflicht ſei. Die Cabinete gruppirten ſich in den Conſtellationen des politiſchen Gleichgewichtsſyſtems, in der Kirche ſchwiegen einen Augenblick die katholiſchen und proteſtantiſchen Antipathieen, und die allgemeine Weltanſchauung war durch die wolfiſche Philoſophie nicht minder zu einer erſprießlichen Schwebe, zu einer geſunden Diät des menſchlichen Geiſtes angeführt. Ordnung, Syſtem, Verſtandesklarheit, wurden die höchſten Begriffe und Potenzen des Lebens, Alles was man fühlte und dachte mußte fortan Methode haben, und dann war man ſicher vor den Gefahren und Abgründen, denen die regelloſe Willkür des Genies zutaumelt. Es ſchien, als hätte die Furcht vor dem Geiſt der Unordnung, dem das ſiebzehnte Jahrhundert erlegen war, um den Anfang des achtzehnten dieſe Epoche der Correctheit in den Gemüthern heraufgebracht. In der Literatur war auf die kommende Erſcheinung Gottſched's ſchon durch die Männer der ſogenannten galanten und geiſtloſen Partei, die ihr Weſen vornehmlich in Hamburg und Niederſachſen

trieben, wie prophetisch hingewiesen worden. August Bohse und Hunold, die unter dem Namen Talander und Menantes schrieben, der Licentiat Postel und einige Andere, waren die ersten seichten Aufklärer der deutschen Diction, indem sie rückgängige Bewegungen aus der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Manier in die nüchternste, aber galant sein sollende Correctheit unternahmen. Diese Schriftsteller, die eine Unzahl von Romanen, Gedichten und Theaterstücken zu Tage förderten, waren die ersten Typen industriöser Vielschreiberei in Deutschland. Sie kamen aus der Hoffmannswaldauschen Schule her, bekannten sich auch noch als Anhänger derselben, und legten für ihren Meister, in dem lächerlichen Federkrieg mit dem Epigrammatisten Wernike, eifrigst ihre Lanze ein, aber sie rühmten es sich zugleich nach, die Ueppigkeiten des Hoffmannswaldau-Lohensteinianismus auf das vernünftige Maaß der opitzischen Correctheit wieder zurückgeführt zu haben. Im Grunde aber war es die abgestandene Neige dieser Manier, die sie auf sorgfältig gepfropfte Flaschen zogen und als unschädlich gemachte Essenzen zur Blutreinigung feilboten.

Als der größte Reiniger erſchien aber bald nach ihnen der vielverſpottete Gottſched, mit ſeiner ebenſo correcten als tugendhaften Frau, Louiſe Adelgunde Victorie Gottſched. Dieſes literariſche Ehepaar und die deutſche Geſellſchaft in Leipzig bezeichneten eine neue Epoche des Geſchmacks, die nur durch die Gegenbewegungen, welche ſie erregte, bedeutend und folgereich wurde. Gottſched ließ ſich nicht erſt mit wohlmeinenden Verbeſſerungen des Gongorismus ſeiner Zeit ein, ſondern eröffnete ſich ſeine Bahn durch eine nachdrückliche Polemik gegen die hoffmannswaldauſche Manier, womit er in ſeinen Vorleſungen zu Leipzig debütirte. Die Pleißeſtadt wurde nun der Mittelpunct der correcten Literatur, mit der es Gottſcheden ein bitterer Ernſt war. Man kann ihm eine gewiſſe Größe der Perſönlichkeit nicht abläugnen, wenn man bedenkt, welche Ausdauer, Charakterfeſtigkeit, Conſequenz und Gelehrſamkeit er an die Aufgabe ſetzte, das ganze poetiſche Herz und Gemüth der Deutſchen zu einer fehlerfreien Rechenmaſchine abzurichten. Seiner Pedanterie, muß man ſagen, fehlte es nicht an Begeiſterung und Heroismus, um un-

erſchrocken, unter tauſend Anfechtungen des beleidigten Nationalgefühls, das vorgenommene Werk durchzuführen. Das Revolutionstribunal der Correctheit, das er in Leipzig aufgeſchlagen hatte, wirkte durch den Terrorismus der Richtigkeit gewaltig genug in die Nähe und Ferne. Unter Allen, die in ſeiner Manier geſchrieben haben, war er ſelbſt unſtreitig der Genialſte, und malte hübſchausgeſchnittene Froſtblumen an den Fenſtern des Kerkers, hinter dem er die deutſche Poeſie gefangen hielt. Mit Schaudern überblickt man die Verheerungen, welche hier der geſunde Menſchenverſtand anrichtete, indem er durch ſich allein zu ſchaffen wähnte. Gottſched war ein Wolfianer, und hatte aus dieſer Schule die kategoriſche Behandlung der Sprache, die beſonders auf die reine, deutliche und logiſch beſtimmte Faſſung der deutſchen Proſa von Einfluß geweſen war, in die Literatur mitgebracht. Sein Irrthum beſtand nur darin, daß er dieſe Proſa, in der eine formaliſtiſche Philoſophie ihr abſtractes und körperloſes Leben abprägte, für das Ideal anſah, nach dem auch die Poeſie Deutſchlands geregelt werden müſſe. So gründete Gottſched gewiſſer-

maßen eine neue Einheit von Poesie und Prosa, indem er Alles prosaisch machte, was bisher in der deutschen Sprache poetisch gewesen war, und jede Eigenmächtigkeit der dichterischen Diction, der Wortstellung, Inversionen und Machtwörter mit Todesstrafe belegte. Alle Bäume und Gesträuche, oder was den ernsten Mann sonst durch Laubschatten, Blüthenduft und romantisches Gesäusel geniren konnte, hieb er nieder, und machte aus dem Dichterwald eine Landstraße, auf welcher der breitspurige Postwagen der gottschedischen Muse sicher einhertrabte, seine bestimmt abgemessenen Stationen einhielt, und zur richtigen Stunde an seinem Ziel anlangte. Nachdem er dies undankbare Werk, Alles zu ebenen und richtig zu machen, vollendet, vergriff er sich aus Correctheit auch am Hanswurst, den er auf dem deutschen Theater nicht länger leiden mochte, und die Truppe der Madame Neuber in Leipzig half damals seine Pläne verwirklichen, nur correcte und hanswurstlose Stücke, wie sie Gottsched und seine Gattin meistentheils nach dem Französischen in ehelicher Gemeinschaft verfertigten, aufzuführen. Es war wahrlich schade um Louise Adelgunde Victorie,

daß sie an Gottsched gerathen war! In ihr schlummerte mehr Poesie, als Gottsched an seiner Seite vertragen konnte, wie ihre nach ihrem Tode erschienenen Briefe beweisen, welche ein liebenswürdiges, feines, kluges, wißbegieriges Gemüth abspiegeln, und als Briefton aus damaliger Zeit trefflich genannt zu werden verdienen *). Aber Gottsched, der sie in Danzig kennen gelernt hatte, als sie noch kaum sechszehn Jahre zählte, leitete sie früh zur Correctheit an, er nahm ihren für damalige weibliche Bildung ungewöhnlich regsamen Geist in seine Schule, und zog, nachdem er sie geheirathet, die erste Gottschedianerin aus ihr. Sie wetteiferten nun Beide in einer musterhaften aber unfruchtbaren Ehe mit einander in der Correctheit, wie sehr auch gerade die Correctheit sie hindern mochte, sich herzinnig zu lieben.

Aber auch Gottsched's Verdienste, namentlich die Reinheit seiner Diction, mit der er sich der Sprachmengerei gegenüberstellte, dürfen nicht über-

*) Dresden, 1771. 3 Thle. Herausgegeben von ihrer Freundin Dorothea Henriette von Runkel.

gangen bleiben. Herder, in den Fragmenten zur deutschen Literatur, nannte ihn in dieser Beziehung einen ruhmwürdigen Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Wortes im Englischen), der den Stall des Augias mit herkulischer Hand durchwässert und gereinigt habe. Seine bedeutende Kenntniß der altdeutschen Literatur muß jedoch Gottscheden eher zur Schmach, als zum Ruhme gereichen, wenn man bedenkt, daß er, im Besitz dieser alten Schätze, wie ein blödsinniger Geizhals lieber Hunger dabei litt, als sie für den Gebrauch des Lebens nutzbar und flüssig zu machen. Hierin ließ er gerade seinen Gegnern, den verdienstvollen Schweizern Bodmer und Breitinger, eine Waffe in den Händen, mit der sie den Sieg über ihn davontrugen.

Diese Schweizer führten den Kampf gegen das gottschedische Geschmacksverderben mit ebenso viel Patriotismus, als geistiger Ueberlegenheit der Kriegführung. Von den ältern deutschen Sprachdenkmälern, von denen Gottsched nur Sammlungen, aber im gottschedischen Sinne veranstaltet, machten sie den wirksamsten Gebrauch gegen Gottsched

ſelbſt. Bodmer ſtudirte eifrig und mit Luſt die alte, herrliche Sprache der Minneſänger, und ſtärkte das ermattete Nervenleben der deutſchen Diction an dieſen Urquellen des ſchwäbiſchen Zeitalters. Dazu fügte er die hochtönende Dichterſprache Miltons, und überſetzte das verlorene Paradies, um die Hülfstruppen der engliſchen Poeſie gegen die franzöſiſche und gottſchediſche Correctheit ins Feld zu ſtellen. Gottſched fragte freilich auch nach Milton nichts, und erklärte ihn von Leipzig aus in den Bann, ſowie er ſich auch über das Wunderbare in der Poeſie, worüber Bodmer zur Rechtfertigung Miltons geſchrieben, gravitätiſch luſtig machte. Er wollte auch die Teufel und Dämonen austreiben aus der deutſchen Darſtellung. In dieſem Streite der beiden Parteien, der nun in helle Flammen ausbrach, glaubte Gottſched, auf ſeinen Profeſſor Schwabe und ſeinen Doctor Triller geſtützt, der ganzen Welt trotzen zu können. Aber Bodmer war ein heiterer und zugleich ſtahlgewappneter Mentor ſeiner Zeit, der ſich, ungeachtet der Blößen, die ſeine eigenen Mängel darboten, nicht aus der Faſſung bringen ließ, und mit klarem und ſcharfem Auge

das nothwendige Erneuerungswerk der deutschen Poesie erkannt hatte. Er steht vor der Sonnenwende dieser neuen Periode, wenn auch nicht als ein Kriegsgott, doch als eine anregsame polemische Gestalt da, die wetterleuchtend die neuzubetretende Bahn bezeichnete. Ihn unterstützte sein Freund und Mitarbeiter Breitinger durch ästhetische und philosophische Untersuchungen, besonders in seiner kritischen Dichtkunst, auf eine bedeutende Weise. Breitinger war ein scharfsinniger, gelehrter und gemüthlicher Mann, der nicht die joviale Keckheit der Bodmerischen Polemik an den Tag legte, aber dafür gründliche und geläuterte Beobachtungen anstellte, in einer Sprache, die meistentheils reiner und gediegener ist, als die Prosa Bodmer's, der sich in seinem Eifer oft nicht Zeit ließ, gut zu schreiben. Breitinger machte in seiner Poetik treffliche Bemerkungen über Sprache und Stil, namentlich über den Gebrauch der Kraft- und Machtwörter, die durch die Pedanterie der Gottschedianer, mit Ausnahme etwa der für ihre Polemik brauchbaren Kraft- und Schimpfwörter, fast gänzlich aus der deutschen Diction vertrieben waren.

Die ersten Schwalbenvorboten der schönern Poesie ließen sich auch schon in Haller und Hagedorn vernehmen. Die charaktervolle Sprache des ernsthaften Haller tönte für sich allein, unbekümmert um die Manieren und Parteien ihrer Zeit, und erhob in ihrer harten aber gedankenkräftigen Weise die Gemüther zur Anschauung der moralischen Weltordnung, die sich freilich auch oft mit juvenalischer Bitterkeit bei ihm ausmalte. Seine eigenthümliche, energische Behandlung der deutschen Diction belebt auch die Prosa in seinen drei politischen Romanen, Usong, Alfred und Fabius und Cato, welche, wenn auch nicht Schönheit, doch Reinheit und feste, gediegene Haltung verräth. Was in Haller das gesunde und wohlthätige Element inmitten der Verschrobenheiten seines Zeitalters ausmacht, ist einmal die Naturanschauung, die, wenn auch mit moralischen und didaktischen Tinten versetzt, doch mit frischen Lebensfarben bei ihm heraustritt, und dann ein edler kernhafter Menschensinn, erhellt durch großartiges Wissen und Denken. Leichter bewegte sich der elegante Hagedorn, in seinen Liedern den Lebensgenuß singend. Er wirkte durch seine epi=

kuräiſche Grazie verfeinernd auf den Geſchmack, und erweckte den Sinn für Anmuth und Scherz, ſoweit es zu einer Zeit, die einen Gottſched hatte hervorbringen können, nur irgend möglich war. Indeß nicht bloß dieſe zarten Vogelſtimmen der Lyrik deuteten auf die kommende beſſere Zeit, auch die Satire nahm ihr altes Recht wahr, die Pedanterie zu geißeln, und durch die Carikatur auf das Ideal hinzudeuten. Der übermüthige Poet Roſt ſchien vom Schickſal dazu auserſehen, Gottſcheden das Leben ſauer zu machen, ſowohl durch die Epiſtel des Teufels an Gottſched, die durch eine getroffene Veranſtaltung dem Letztern auf einer Reiſe bei jeder Station, wo er verweilte, überreicht wurde, als durch die ſatiriſche Epopöe das Vorſpiel, die zu dem Witzigſten gehört, was in dieſer Gattung die deutſche Literatur hervorgebracht. *) Auch Liscov, der größte Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts, der ſeinen ätzenden ironiſchen Genius in einer vortrefflichen Proſa leuchten ließ, kehrte

*) S. eine ausführlichere Notiz darüber in Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, Bd. 3. S. 512.

seine gefährlichen Waffen gegen den schlechten Geschmack. Niemals hat Gott für elende Schriftsteller eine größere Plage geschaffen, als diesen unerbittlichen Geist, der sich seine Opfer nur in der Literatur suchte und so grausam war, einen „gründlichen Erweis der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit der elenden Scribenten" zu schreiben. Mit hohnlachendem Jubel schwingt er das Panier seines Spottes und saugt sich wie ein Vampyr an das bloße Fleisch seiner Gegner an. Dann ruht er nicht eher, als bis er die Leiche vor sich liegen sieht, und verläßt sie mit einem unangenehmen Lächeln. Dabei schrieb er selbst so vortrefflich, in einem kurzen, correcten, nachdrücklichen Stil, daß ihm Niemand etwas anhaben, noch sich darin mit ihm messen konnte. Hätte er das ganze Feuer seines Witzes, das er gegen einen Magister Sievers und Professor Philippi abbrannte, concentrirt, um einem Gottsched, dieser seltenen Gestalt der Satire, eine ewige Beleuchtung für die Nachwelt zu geben, so würde er sich damit ein dauerndes Kunstverdienst erworben haben, statt daß seine pamphletartigen Schriften bald die Vergessenheit überdeckte.

Doch zucken auch viele Anflüge feiner und ächter Ironie um ſeinen Mund, merkwürdig in einer Periode, wo Sulzer in ſeiner Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften für das Wort Ironie noch keine eigenthümliche Bezeichnung kannte, ſondern bloß Spott dafür ſetzte. —

Alle dieſe durcheinanderflackernden Lichter und Streifen am Literaturhimmel waren Zeichen, aber ſie konnten noch nichts erfüllen. Der productive Genius, der ſich jetzt des günſtigen Zeitpuncts bemächtigen mußte, um neue Nationaltypen für Sprache und Geſchmack hinzuſtellen, erſchien in Klopſtock, welcher der eigentliche Eroberer und Schöpfer der modernen Dichterſprache in Deutſchland wurde, Eroberer, weil er die engen Gränzen erweiterte, welche ihm die Sprache ſeiner Zeit vorhielt. Was Opitz als verſtändiger Reformer begonnen hatte, vollendete Klopſtock als umwälzendes Genie, auf einer tiefern und umfaſſendern Grundlage. Er iſt das Genie der Sprache in dieſem Jahrhundert, und wirkte nicht ſo ſehr durch das Innere ſeiner Poeſie, als durch die Formen derſelben, mit durchgreifender Schöpfermacht. Klopſtock

tränkte seine Diction zuerst an den altdeutschen Quellen, besonders auch an Luther, und vermittelte dann durch eine etwas mühsame, aber feinsinnige und geistvolle Combination die deutschen Elemente mit den römischen und griechischen Sympathieen unserer klassischen Bildung. Diese aus modernen und antiken Vortheilen und Schönheiten combinirte Diction brachte er in einen kunstvoll berechneten Guß, und machte sie flüssig mit einer originellen Begeisterung, der an Ursprünglichkeit des Lebens und der Anschauung nichts fehlte. Aber wenn man das Wirken der andern Geister, die bald gleichmächtig neben ihm aufstanden, mit dem seinigen vergleicht, so ist es immer nur die Sprache seiner Zeit, die Klopstock vorzugsweise beherrschte, während Andern die Aufgabe zufiel, die Gesinnung, die Weltbildung, die Humanität und das Urtheil ihres Jahrhunderts neuzugestalten. Klopstock hatte herrliche Gefühle, ein reiches Dichterherz für Liebe und Freunde, schöne große Gedanken über Natur und Gott, doch brachte er es mit Allem diesen nur zu einem musikalischen Effect, zu einem tönenden Meisterstück der Sprache. Die Thränen,

welche Schmerz, Liebe und Andacht bei ihm ausströmen, erstarren ihm unter den Händen zu Crystallen und Perlen, aus denen sich funkelnde Kränze zusammensetzen, und mitten in der hingerissenen Bewegung fängt man an, mit diesen schönen Steinen seines Gefühls zu spielen, oder sie wie kostbare Schmucksachen zu behandeln.

Aber die Wirksamkeit dieser Sprache war gewaltig und beispiellos, und zeugte neues Leben in der ganzen Literatur. Die correcte Literatur hatte seit Opitz in der Trittmühle des Alexandriners am sichersten und regelrechtesten gearbeitet. Klopstock schlug durch seine polymetrische Behandlung der deutschen Sprache den Weg zu ihrer Umwandelung ein. Die Anwendbarkeit unserer Sprache auf den polymetrischen Numerus der griechischen und römischen keck voraussetzend, ließ er die deutsche Natur voll Begeisterung in diesen fremden Bewegungen walten. Zwar war er in der kunstreichen Bildung des Hexameters, durch den er die Alexandriner verdrängte, nicht um Vieles glücklicher, als seine übrigen Zeitgenossen, die darin mit den Quantitätsfähigkeiten der deutschen Sprache dilettirten,

denn das antike Geſetz der Quantität ſpielte auch in Klopſtocks Hexametern eine ſchlechte Rolle. Aber das Neue waren hier weniger die Formen, als vielmehr die Diction, welche eigenthümlich an dieſen Formen entſtand, ſowohl unter der Bedingung des Hexameters, als durch die hochfliegenden Sylbenmaaße der Oden, deren er zum Theil eigen erfundene, aber im antiken Sinne ſchuf. Herder bekämpfte zwar in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Literatur die Meinung, als eigene der polymetriſche Charakter jener alten Sprachen der Deutſchen natürlich, aber er erklärte ſich zugleich gegen die Literaturbriefe, welche mehrere ſelbſtgebildete Sylbenmaaße Klopſtock's nur für „künſtliche Proſa" gelten laſſen wollten. Herder verglich dieſe klopſtock'ſchen Erfindungen mit dem Numerus der Hebräer, und wollte ſie eher die „natürlichſte und urſprünglichſte Poeſie" genannt ſehen. Es mochten freilich im damaligen Publikum, eben wie im jetzigen, die Leute zu zählen ſein, welche ein Odenmaaß, wie:

Weht ſanft, auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwiſſender Arm

Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

anders denn als Prosa zu lesen verständen, da mehrere der lang angenommenen Sylben ebenso gut kurz gebraucht werden könnten, und umgekehrt. Auch hatte Gottsched seinerseits den Unterschied des Hexameters von der Prosa nicht einsehen können, was denn von dem Patriarchen der leipziger Correctheit nicht zu verlangen war, der sich schon deshalb mit der Messiade nicht einlassen konnte, weil auch Klopstock zu den Füßen Bodmer's gesessen hatte. Unter Denen aber, welche für Klopstock Partei ergriffen, befanden sich auch die Wolfianer, und der bekannte wolfische Vielschreiber G. F. Meier in Halle schrieb eine Beurtheilung der Messiade, die er einzeln erscheinen ließ. Denn obwohl Gottsched an der wolfischen Philosophie seinen Geist und seine Absichten genährt, so hatte diese Schule sich doch keineswegs mit ihm verschworen, und selbst seine Gegner, wie Breitinger, standen ihm mit wolfischen Ideen, die Kritik der Poesie darauf begründend, gegenüber. Gottsched konnte sich nicht mehr retten, noch half es ihm, seine Ohren zuzu-

halten, denn rings um ihn her ſummte und brauſte es bald allgemein von antiken Versmaaßen und hochpoetiſchen Redensarten. Junge Prediger und Candidaten der Theologie hielten hier und da ihre Predigten ſogar in Hexametern ab, und brachten Klopſtock's Pathos und Odenſchwung mit auf die Kanzel. Es war eine Bewegung entſtanden, die national genannt werden mußte. —

Klopſtock's poetiſcher Stil iſt eine kunſtvolle Vereinigung aller ſinnlichen und geiſtigen Elemente der Sprache. Sein großer Takt, Bild und Gedanke in ein gleichberechtigtes Verhältniß zu einander zu ſtellen, brachte die feinſten und originellſten Nüancen der Diction hervor, ſchuf Wörter und Zuſammenſetzungen, in denen die Grammatik nach der ideellen Anſchauung ſich merkwürdig formen mußte, und wirkte ſelbſt im Kleinen und Einzelnen durch überraſchende Handgriffe der Sprache, durch die Kunſt der Uebergänge, durch Partikeln, namentlich aber durch die Vorſatzſylben, mit denen er ſeine Zeitwörter bildete. So werden durch Wörter, wie niederdonnern, herunterhallen, zujauchzen und unzählige andere, die mit antikem Anflug geformt ſind, ganze Be-

griffe plaſtiſch vor die Anſchauung geführt. Noch eigenthümlicher läßt er die Poeſie in der Diction walten, indem er das Concrete für das Abſtracte, und an andern Stellen auch wieder den abſtracten Ausdruck für den concreten zu ſetzen verſteht. Ferner iſt ſeine Behandlung des ganzen Periodenbau's bedeutſam für die Sprache ſowohl, wie für die Elaſtizität der deutſchen Darſtellung. Die Verſchlungenheit ſeiner metriſchen Strophen brachte ihn zu einer Verkettung der Redeſätze, wie ſie in dieſer Freiheit und Kunſtſinnigkeit bisher noch nicht geübt war, Zwiſchenſätze, Participialconſtructionen, Weglaſſung der Hülfszeitwörter und Pronomina, Abkürzungen und frappante Verbindungen wurden dabei ebenſo kühn als wirkſam benutzt, und auch die Wortſtellung im Einzelnen gewann dadurch oft einen originellen Charakter. So ſehr hier das Vorbild der antiken Sprachen mitwirkte, ſo wurde doch die Productionsluſt der deutſchen Sprache dadurch in ihrem eigenſten Grundweſen aufgeregt, und auch für ihre neue Befähigung zur Kunſt der Proſa empfing ſie durch dieſe keckpoetiſche Periodiſirung bildende Eindrücke.

Es entstand eine allgemeine Sprachgährung, unter deren bedeutungsvollen Wehen sich ein Genie nach dem andern zur Erfüllung der neuen Epoche erhob. Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann, Goethe traten auf verschiedenen Bahnen die Mission ihres Genius an. Das Bewußtsein, in eine die ganze Nation durchdringende Bildungsepoche der Sprache mit der Productionskraft der Ideen einzutreten, erleichterte das individuelle Schaffen und deren Erfolge. Herder beschäftigte sich in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur, die 1767 erschienen, vorzugsweise mit Bildung und Ideal der Sprache, und ruft im dritten Fragmente aus: „Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung! und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heutzutage Jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden; und Einer ist oft dem Andern im Wege!" Wieland schlug in seiner Abhandlung über die Frage: „Was ist Hochdeutsch?" — (Werke, Supplementb. 6. S. 326.) vor: die älteren Dialekte als Gemeingut und Eigenthum der ächten deutschen Sprache

anzuſehn und als eine Art von Fundgrube, aus der man den Bedürfniſſen der allgemeinen Schriftſprache zu Hülfe kommen könnte. Ein Gedränge von neuen ausdrucksvollen Formen und Wendungen war allgemein zu ſehen, ſelbſt in den unbedeutendern Schriften. Man mußte erſtaunen über Alles, was die Sprache aus ihren innerſten Eingeweiden nun plötzlich herauskehrte, und was ihr doch ganz natürlich und eigen war. So hebt Peterſen in ſeiner Preisſchrift eine Fähigkeit der deutſchen Sprache hervor, die in dieſer Zeit beſonders an ihr gepflegt und bemerkt wurde, nämlich die Erreichung eines Zwecks oder die Wirkung einer Handlung durch das bloße Verbum mit einer Präpoſition ſo ſtark und kurz auszudrücken, wie es im ähnlichen Fall keine andere Sprache vermöchte, z. B. Caffarelli hat ſich zum Herzog geſungen, wo man faſt in jeder andern Sprache umſchreiben müßte: Caffarelli hat ſich durch ſein Singen ein Herzogthum erworben; oder, der Höfling hat ſich zum Miniſter getan; der Schalk hat ſich aus dem Gefängniß gelogen u. a. Dieſe poetiſche und ſinnliche Stärke des Verbums, die abſtracter Umſchreibungen überhebt, weiſt auf ver-

borgene Kräfte und Mittel der deutſchen Sprache hin, die ihr eine unendlich auszudehnende Gewalt der Darſtellung ſichern. Was unſere Sprache allein durch die Mannigfaltigkeit der Accentuation zu erreichen vermag, zeigen ganz triviale Sätze, wie ſie in den Rhetoriken gewöhnlich aufgeführt werden, z. B. den Ring hat er mir gegeben, u. ſ. w., wo der Ton, ſo oft er ein anderes dieſer ſechs Wörter trifft, jedesmal eine völlig veränderte Gedankenreihe und Vorſtellung bezeichnet.

Ueberblickt man dieſe Bewegungen des Jahrhunderts, ſo muß man mit einem ſeltſamen Gefühl auch Friedrichs des Großen gedenken, der noch im Jahre 1780, als er ſeine merkwürdige Abhandlung de la litérature allemande ſchrieb, ſich nur von einer halb barbariſchen Sprache umgeben ſehen wollte, und das ſprühende geiſtige Leben in derſelben nirgend gewahr wurde. Auf einer ſkeptiſchen Weltbildung fußend, für die der einheimiſche Zuſtand der Sprache und Literatur allerdings ungenügend und ohne Nahrung war, mühte ſich der große Monarch noch am Ende ſeiner Tage auf eine faſt rührende Weiſe ab, Verbeſſe-

rungsvorschläge für das Emporkommen seiner vaterländischen Literatur zu thun. Den ersten Anstoß nahm er an der Sprache, ihrer Rauhigkeit, und ihrer Trennung in verschiedene Mundarten, sodaß, was man in Schwaben schreibe, unverständlich in Hamburg sei u. dgl. Dabei konnte er jedoch den französischen Maaßstab keinen Augenblick fallen lassen. Er wünschte eine Art von akademischem Dictionnaire, um in einer Sammlung von ausgewählten Wörtern und Redensarten etwas Allgemeingültiges für die deutsche Sprache festzustellen. Er wußte nicht, daß die productiven Umwälzungen, welche das Deutsche allein gestalten und zu einem nationalen Canon hinführen können, bereits tiefe Wurzel im Volke gefaßt hatten. Diese Selbsttäuschung des großen Königs wurde mehr mit Schweigen als mit Klagen hingenommen, aber F. A. Wolf, der eine vortreffliche Schrift „über ein Wort Friedrichs des Großen von deutscher Verskunst" geschrieben, behauptet irrig, daß die Klagen über Friedrichs unpatriotische Sprachvernachlässigung erst dann lauter wurden, als man gelernt habe, in vernehmlicherem Deutsch zu klagen,

und ſich nicht mehr ſchämen durfte, über Verachtung einheimiſcher Barbarei in barbariſchen Tönen zu murren. Schon viele Jahre vor Erſcheinen der Schrift über die deutſche Literatur hatte auch Klopſtock ſeine Ode: Kaiſer Heinrich (1764.) geſungen, und darin in ſeiner hochtönenden Weiſe faſt zu hart beklagt, daß Friedrich nur

„um Gallius Pindus irrte."

Friedrich der Große ſchlug in ſeiner Abhandlung de la litérature allemande vor, die deutſche Rede durch Ueberſetzungen der Alten gedrungener und energiſcher zu machen. Er tadelte mit Recht die weitſchweifige Schreibart der deutſchen Schriftſteller und ihre Sucht, durch Häufung von Einſchiebſeln die Sätze in die Länge zu ziehn; am Ende einer langen Seite finde man oft erſt das Verbum, auf dem der Sinn des ganzen Redeſatzes beruhe; ſie ſeien, anſtatt reichhaltig und mannigfach zu ſein, ſo gedehnt, daß man eher das Räthſel der Sphinx als ihre Gedanken errathen könne. Durch Ueberſetzung des Thucydides und Xenophon, des Demoſthenes, Marc-Aurel, Cäſar,

Salluſt, Tacitus, und von den Franzoſen des Rochefoucault, der perſianiſchen Briefe, des Geiſtes der Geſetze, würde die Sprache genöthigt werden, alle müßigen Ausdrücke und unnützen Worte zu vermeiden; unſere Scribenten würden dann allen ihren Scharfſinn zur Zuſammendrängung der Gedanken aufwenden müſſen, um in der Ueberſetzung die an der Urſchrift bewunderte Kraft zu zeigen. Um aber die harten Laute in der Sprache ſelbſt zu ſänftigen und wohltönender zu machen, kam Friedrich auf ein gewaltſameres Auskunftsmittel, nämlich allen Zeitwörtern mit den unendlich monotonen Endungen auf — en ein A hinten anzuſetzen, Sagena für Sagen u. ſ. w., wodurch das Deutſche allerdings zu italieniſchen Melodieen ſich heranſchmeicheln könnte. *) Ihn wandelte freilich dabei ſogleich die richtige Beſorgniß an, daß, wenn auch der Kaiſer ſelbſt mit ſeinen acht Kurfürſten auf einem feierlichen Reichstag dieſe Ausſprache durch ein Geſetz einführen wolle, es doch

*) Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur T. 2. p. 87. (de la litérature allemande): „Il

aller Orten heißen möchte: Caesar non est super Grammaticos, und das Volk bei ſeiner hergebrachten Mundart verharren würde. Bei ſolchen Vorurtheilen und ſolchen Conflicten, in denen ſein fremdgebildeter Geiſt zu der einheimiſchen Nationalſprache ſtand, muß man Friedrich des Großen Individualität darin erkennen, daß er nicht in deutſchen Lauten ſeine geiſtigen Bedürfniſſe befriedigte. Schleiermacher ſagt einmal ſehr treffend über die ſprachliche Bildung Friedrichs: „Unſerm großen König waren alle feineren und höheren Gedanken durch eine fremde Sprache gekommen, und dieſe hatte er ſich für dieſes Gebiet auf das innigſte angeeignet. Was er franzöſiſch philoſophirte und dichtete, war

---

sera plus difficile d'adoucir les sons durs dont la plupart des mots de notre langue abondent. Les voyelles plaisent aux oreilles; trop de consonnes rapprochées les choquent, parcequ'elles coûtent à prononcer, et n'ont rien de sonore: nous avons de plus quantité de verbes auxiliaires et actifs dont les dernières syllabes sont sourdes et désagréables, comme sagen, geben, nehmen: mettez un a au bout de ces terminaisons et faites — en sagena, gebena, nehmena, et ces sons flatteront l'oreille.“

er unfähig deutſch zu philoſophiren und zu dichten. Wir müſſen es bedauern, daß die große Vorliebe für England, die in einem Theil der Familie herrſchte, nicht die Richtung nehmen konnte, ihm von Kindheit an die engliſche Sprache, deren letztes goldenes Zeitalter damals blühte, und die der deutſchen um ſo Vieles näher iſt, anzueignen. Aber wir dürfen hoffen, daß, wenn er eine ſtreng gelehrte Erziehung genoſſen hätte, er lieber würde lateiniſch philoſophirt und gedichtet haben, als franzöſiſch.“ *) Das Urtheil, welches Friedrich in der Abhandlung de la litérature allemande, bei Gelegenheit des Götz von Berlichingen, über Shakeſpeare fällte, beweiſt freilich kaum die Möglichkeit einer wahlverwandten Hinneigung für das Engliſche. Dagegen gewährte Friedrich, wenn er auch in ſeinen Landen nichts für die Kunſt deutſch zu ſchreiben that, doch Schreib- und Gedankenfreiheit, dieſe erſten Grundelemente alles guten Schreibens und Darſtellens, und man

*) S. Schleiermacher's Abhandlung über die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens (in den Abhandl. der berl. Akademie 1812—13.) S. 165.

kann ſagen, daß er dadurch mehr und ruhmwürdiger für das Emporkommen der deutſchen Literatur gewirkt, als wenn er ſelbſt deutſch geſchrieben oder ſeine Beſſerungsprojecte mit der litérature allemande in Ausführung gebracht hätte.

8.

Die neue Dichterſprache, welche Klopſtock gegründet, ſuchte ſich noch entſchieden von dem Sprachgebrauch der Proſa zu trennen. Klopſtock wollte der Proſa, die er beſonders in den Grammatiſchen Geſprächen ſo originell handhabte, keine eigentlich poetiſchen Freiheiten weder in der Diction, noch in der Wortſtellung einräumen, und ſchrieb mit ſteinernem Griffel hartkantige, aber feſtausgebildete Sätze. Sein proſaiſcher Stil hat die rauhe Größe der Wahrheit, und ſieht es auf den Effect der Ueberzeugung, nicht auf den Eindruck der Schönheit ab. Dieſe treffliche Proſa erſtarrt jedoch bald in Monotonie und Einſeitigkeit, da ſich der Schreibende kein ſubjectives Genüge, keine Befriedigung von Phantaſie und Gemüth, nach Herzensluſt darin verſtattet. Es fehlt ihr Licht und Schatten, Luft

und Wärme, und man ſieht zuweilen die mühſamen Wendungen, mit denen der Stiliſt dem Dichter aus dem Wege geht. Inzwiſchen bildete ſich die Proſa auf populairem Wege wenn auch kunſtloſer, doch zu natürlicher Leichtigkeit in dieſer Zeit aus. Die literariſchen Bedürfniſſe waren im deutſchen Publikum unerwartet raſch geſtiegen, und ein gleichmäßigeres geiſtiges Intereſſe verbreitete ſich mehr als jemals durch alle Klaſſen der Geſellſchaft. Die Journaliſtik, die um dieſe Zeit ihre lehrreichen und kurzweiligen Wochenviſiten in Deutſchland begann, trug Vieles zu einer harmoniſchen Vertheilung von Sprache und Bildung bei, wie pedantiſch auch ſonſt noch der Zuſchnitt ſein mochte, in dem ſie auftrat. Dieſe Wochen- und Monatsſchriften, die bald als „Jünglinge", bald als „Greiſe", bald als „Aufſeher" und „Zuſchauer", „Freigeiſter" und „Aerzte" das Publikum feſſelten, brachten eine gewiſſe Geſchmeidigkeit in den Ausdruck des wirklichen Lebens, und machten die Sprache der deutſchen Proſa flüſſig. Eines eigenen Genie's der Proſa aber bedurfte es, um in ihr einen höheren Charakter zu ſchaffen, der

ſie an innerer Berechtigung nicht mehr hinter der Poeſie zurückſtehen ließ. Ein ſolches zeigte ſich in Leſſing.

Dieſer ſonnenhelle Kopf gewann ſeinen eigenthümlichen Einfluß auf die deutſche Literatur beſonders durch den Geiſt der Proſa, der ihn durchdrang und in Bewegung ſetzte. Das ſcharfgeſchliffene und zerſetzende Weſen ſeines Genius, dieſe ſtillangeglühte Begeiſterung des Verſtandes, dies heimliche Dichten der Combination, dieſe leuchtende klare Ruhe in immerbewegter Gedankendialektik, waren ſchon als ein höheres Element von Proſa charaktergemäß in ihm vorhanden. Eben als proſaiſches Genie wurde er der nothwendige Einſchlag in die Bewegungen des Geſchmacks und der Geiſtesbildung ſeines Zeitalters. Dieſe Gleichmäßigkeit der poetiſchen und proſaiſchen Bedürfniſſe ſeines Naturells ſtellt in ihm einen helldurchleuchteten Charakter der Proſa dar, in deſſen geſtählter und von innen her erwärmter Geſinnung alle Vorurtheile gegen das Proſaiſche verſchmolzen. Leſſing nahm alle dieſe Elemente ſeines Weſens in ſeine Darſtellung auf, ohne die Proſa poetiſch, oder die

Poeſie proſaiſch zu machen, aber eine fein nüancirte Mittelgeſtaltung ging daraus bei ihm hervor, die als Eigenthum einer beſonderen Individualität zu betrachten iſt. Als den poetiſchen Höhepunct ſeiner Proſa kann man die Sprache der Dramen, namentlich der Emilia Galotti, bezeichnen. Bei allen dichteriſchen Anläſſen der Situation, die ihn auf das hohe Meer des Pathos und der Leidenſchaft hinausweiſen, behält doch die Diction ſtets ein gewiſſes proſaiſches Maß, und zügelt die Bewegungen der Phantaſie durch kluge Berechnung. Dagegen iſt das Poetiſche oft in die innere epigrammatiſche Gedankenwendung verlegt, und ſteigt hervor aus lakoniſchen Wortblitzen und tiefgedachten Antitheſen. Kühne Inverſionen erſchüttern zuweilen den ebenen Strom dieſer Diction, leiſe Andeutungen ſind auf eine umfaſſende Wirkung berechnet. In den kritiſchen, polemiſchen und didaktiſchen Schriften Leſſings kehrt ſich mehr die ätzende Kraft, die ſcharfe perſpectiviſche Gedankenbeleuchtung in ſeiner Proſa, heraus, ohne ſelbſt bei ſtrengerer Wiſſenſchaftlichkeit an der Genialität der Behandlung zu verlieren. In dieſem Genre der

Darſtellung vertritt bei ihm das Witzige die Stelle des Poetiſchen, und die kurze und einfach pointirte Satzbildung bringt Effecte hervor, die das Gemüth ſtärker feſſeln, als die blendendſte dichteriſche Diction. Die Klugheit gilt oft ſtatt der Schönheit, aber ſie befängt und beherrſcht uns ebenſo anmuthig, wie dieſe. Ein gewiſſer Uebermuth ſpielt mit ſeinen eigenen Gedanken, ſieht eine Zeitlang ruhig und kaltherzig ihren Verwickelungen zu, weidet ſich ſichtlich und mit bedeutſamem Lächeln an dem Schein der grauſamſten Conſequenzen, und faßt dann mit raſchem Griff alle ausgeworfenen Fäden zu einer Totalwirkung zuſammen. Die Oekonomie und Lichtervertheilung in Leſſings Stil iſt ebenſo bewundernswürdig, als die geiſtige Spannkraft in Worten und Wendungen, die Beſtimmtheit bei aller Leichtigkeit, die ironiſche Grazie, welche die eigentliche Seele ſeiner Darſtellung iſt. Daß ſich Leſſing in manchen Stücken nach Diderot's Schreibart gebildet, hat Karl Roſenkranz in einem Aufſatz über Diderot nicht mit Unrecht hervorgehoben. Seine Diction ſtärkte und bereicherte Leſſing aber beſonders aus den Fundgruben unſerer älteren Sprache,

aus denen er viel Gold und Erz der deutschen Rede hervorzog und auf sinnreiche Weise in neuen Umlauf brachte. Auch in grammatischer Hinsicht wußte Lessing Rath, größeren Klang, Harmonie und Festigkeit in den deutschen Satz zu bringen, indem er besonders der oft unbequemen Hülfszeitwörter, namentlich in Zwischensätzen, sich zu entledigen wußte. Die eigenthümliche Prägnanz seiner Satzbildung zeigte sich vorzugsweise tauglich in der dialogischen Behandlung der Sprache, die ihm meisterhaft gelang, und auch auf die gesellschaftliche Bildung zurückwirkte. —

Die mehr kritische Schönheit und Vollendung, welche die deutsche Prosa durch Lessing erhielt, erhöhte sich zu einer plastischen und poetisch durchhauchten in den Kunstdarstellungen Johann Winkelmanns. Seine Sprache empfing von den Gegenständen, mit denen sie sich beschäftigte, die schönsten Eindrücke, und verräth die an den Kunstwerken eines glücklichen Menschenalters genährte und erheiterte Anschauung. Winkelmann gestaltete den deutschen Stil zu einem beweglichen Lebensgebilde, das, vor uns hintretend, einen

bestimmten Endzweck auf das Gemüth zu erreichen strebt. Was er geschaut und in seine trunkene Vorstellung aufgenommen, will er so hinstellen, daß es nicht bloß ideell beschrieben, sondern auch sinnlich heraustreten und empfunden werden soll. Seine Schilderungen der Statuen sind in diesem Sinne Meisterstücke deutscher Schreibart, einfach, naturvoll und doch erhaben, durchwärmt von Begeisterung und umschwebt von einer unnachahmlichen Heiterkeit. Winkelmann brachte in die Prosa das Element der Phantasie, aber umgränzt von künstlerischer Hand, und gehütet im richtigen Ebenmaaß ihrer Bilder. Er schrieb, kann man sagen, seine Ideen für das Auge, und ein schönes, schauendes Auge blickt uns klar aus seinen Darstellungen an. Daß er in Italien, umgeben von ganz andern Einflüssen der Bildung und des Himmelstrichs, seine Geschichte der alten Kunst dennoch in vaterländischer Sprache geschrieben, verdient seinem patriotischen Sinn für die deutsche Literatur hochangerechnet zu werden, um so mehr, da er sich der deutschen Kunstsprache erst neuschaffend dazu bemächtigen mußte. Die Kürze und Bündigkeit sei-

nes Stils erinnert auch in grammatischer Hinsicht an antike Maaßhaltung, und meidet alles Ueberflüssige und Schnörkelhafte, worunter die Einheit des Bildes beeinträchtigt werden könnte, mit feiner Würde. *) —

Auf dieser Stufe künstlerischer Ausbildung war die deutsche Prosa zum ersten Mal fähig gemacht, der poetischen Anschauung mit aller Freiheit zu dienen. Der Unterschied von Poesie und Prosa, der sich sonst im Inhalt ebenso sehr wie in der Form festgesetzt hatte, wich der Macht des Inhalts, welcher jetzt in allen Formen der Literatur sich gleichmäßig zu regen begann. Die deutsche Production arbeitete nunmehr auf die Einheit von Poesie und Prosa hin, und erreichte ihre vollkommenste harmonische Verschmelzung zuerst im Werther, diesem ursprünglichsten Naturerguß der modernen skepti-

*) Vgl. Goethe's Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert, S. 427 und 464; doch gehört die letztere Stelle einem eingelegten Aufsatz an, der, wenn wir nicht irren, von F. A. Wolf herrührt. Um die Würdigung der Schreibart Winkelmanns hat sich Joh. Schulze, der Mitherausgeber seiner Werke, verdient gemacht.

schen, Alles zersetzenden und assimilirenden Gemüthsstimmung. In diesem Product erscheinen zuerst die Schranken zwischen Poesie und Prosa völlig durchbrochen, und alles Pathos der Dichtung, alle Schmerzen und Herrlichkeiten der Gefühle, sind in das Uferbett der Prosa übergeströmt. Zwar hatte schon Herder, selbst in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen, eine gewisse poetische und poetisirende Prosa geführt; die jedoch mehr in einer träumerischen und phantasirenden Manier bestand, mit der sein unruhiger und unbefriedigter Geist überall Blüthen herauszuschlagen suchte, sogar aus gelehrter Forschung. Aber Herder war kein Meister der prosaischen Darstellung, und mit Ausnahme seiner vortrefflichen Schulreden und mehrerer Partieen in den Ideen zur Philosophie der Geschichte, schrieb er einen zerlassenen, verschwommenen, bald mit zu dicken, bald mit zu verwaschenen Farben getünchten Stil. Goethe bildete sein Naturell frei und ungezwungen in die deutsche Darstellung hinein, und gab seiner Sprache überall das productive Gepräge seiner Persönlichkeit. Sein großer Welt- und Lebenssinn drückte sich in seiner

Schreibart ebenſo originell für die idealen Anſchauungen wie für die Bezüge des wirklichen Lebens aus, und ſelbſt im Werther iſt neben aller poetiſchen und ſpeculativen Extaſe auch der wohlgetroffene Ton deutſcher Familienhäuslichkeit und Alltäglichkeit zu hören. Im Götz von Berlichingen und Egmont ſind die volksthümlichen Laute und Kräfte der deutſchen Sprache mit genialer Freiheit aufgeboten, und der energiſche Stil erſcheint mit allen Kernausdrücken der Nation, bis auf jenen berüchtigten in der erſten Ausgabe des Götz, gewaffnet. Der gewöhnlichen Wirklichkeit ferner ſtehend, auf idealen Sonnenhöhen, wandelt die ſanftgezügelte Sprache des Taſſo und der Iphigenia dahin, während feinausgebildet, mit allen Rückſichten der Geſellſchaft, die Wirklichkeit ihren angemeſſenen Stil im Wilhelm Meiſter und den Wahlverwandtſchaften ſich erſchafft. Der Roman iſt diejenige Kunſtform, in welcher die Einheit von Poeſie und Proſa ſchon durch die Idee des Kunſtwerkes ſelbſt geboten wird, indem die realen und gegebenen Lebensverhältniſſe ſich darin mit den höheren und allgemeinen Anforderungen der Weltan-

ſicht durchdringen. Die dichteriſche Proſa des Werther ſetzte ſich aber in den beiden andern Romanen Goethe's auf ein geklärteres und ruhigeres Maaß der Diction zurück und feſſelte die poetiſchen Ausſchweifungen durch den geſelligen Ton und Anſtand der Darſtellung, der eine bedeutſame Heranbildung auch des deutſchen Privatlebens bezeichnet. Das radicale Element im Werther, das auch im Stil allen frei umherſchwärmenden Natur- und Frühlingstrieben der Subjectivität folgt, ordnet ſich im Wilhelm Meiſter und den Wahlverwandtſchaften mit Grazie den Bedingungen der Geſellſchaft unter, die mit ariſtokratiſchen Einflüſſen die feingeſchliffene Schreibart behaucht. Doch nimmt die Proſa auch hier nach Maßgabe des Inhalts einen größeren oder geringeren Schwung, und verſagt ſich bei einer Erhebung ihres Gegenſtandes keine Blüthen und Farben der Sprache, obwohl ſtets innerhalb einer leiſen Nüancirung gehalten. Dieſe Nüance zu treffen, iſt die eigentliche Kunſt derjenigen Proſa, welche zur Form für das poetiſche Kunſtwerk geworden iſt, aber dieſe übrig bleibende Gränze zwiſchen Poeſie und Proſa iſt nicht anders beſtimm-

bar, als nach den Geſetzen der Individualität und des von ihr behandelten Gegenſtandes, aus denen jedesmal der richtige Darſtellungston hervorgeht. Die höchſte Periode der Ausbildung für die Proſa beginnt aber dann erſt, wann, wie jetzt, die dynamiſche Verſchiedenheit der poetiſchen und proſaiſchen Formen ſich aufgehoben hat. Die Proſa dringt nun in alle Gattungen der productiven Literatur ein, und wird jedes Inhalts in eigenthümlicher Weiſe mächtig, indem ſie ſelbſt, nach dieſem Inhalt ſich mannigfach wandelnd, unter den verſchiedenſten Aufgaben den größten Reichthum in Wendungen, Sprachtönen und Harmonie der Darſtellung offenbart. Goethe aber belebte ſeine Proſa auch durch viele poetiſche Freiheiten der Grammatik, und die Kritiker jener früheren Periode klagten ihn namentlich wegen des zu häufigen Gebrauchs von affectirten Ellipſen an. —

III.

Die literariſchen Gattungen der Proſa.

1.

Wilhelm von Humboldt ſagt in der Einleitung zu ſeiner Schrift über die Kawi-Sprache: „Die Poeſie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geiſtes angehören, die Proſa begleitet den Menſchen beſtändig und in allen Aeußerungen ſeiner geiſtigen Thätigkeit. Sie ſchmiegt ſich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn ſie ſich in einer Sprache durch Beſtimmtheit, helle Klarheit, geſchmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zuſammenklang zu der Fähigkeit, ſich von jedem Puncte aus zu dem freieſten Streben aufzuſchwingen, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr dieſe Erhebung in jedem einzelnen Falle zuſteht, ſo verräth und befördert ſie einen ebenſo freien, leichten, immer gleich behutſam fort-

ſtrebenden Gang des Geiſtes. Es iſt dies der höchſte Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den erſten Keimen ihrer äußeren Form an, der breiteſten und ſicherſten Grundlagen bedarf.“ — Sobald wir in unſerer bisherigen Darſtellung die deutſche Sprache und Literatur auf dieſem Punct haben anlangen ſehen, begegneten wir auch einer vorzugsweiſe dazu ausgebildeten Kunſtform der Proſa, welche dann vorwaltend auftritt, und in der die Aufnahmefähigkeit der proſaiſchen Sprache für das wirkliche und geſellſchaftliche Leben ſich als poetiſche Gattung geſtaltet. Dies iſt der Roman, der eine ſo umfaſſende und elaſtiſche Formengebung hat, daß man zugleich die verſchiedenen Elemente der Poeſie, namentlich das Lyriſche und Dramatiſche, darin verſchmelzen ſieht. So erſtrebt er ein Totalbild der menſchlichen Richtungen in jeder Ausdehnung, und die Proſa erſcheint in ihm als das vereinende Geſammtorgan aller Zuſtände, ſie mögen poetiſch oder proſaiſch ſein. Die poetiſchen Elemente, welche den Roman hierhin und dorthin bewegen, muß die Darſtellung an eine Einheit der

Form zu feſſeln ſuchen, die den eigentlich künſtleriſchen Charakter der Proſa ausmacht. Das Ideal in ſeiner mythiſchen Verhüllung iſt das Märchen, welches der Aufzeichnung durch die Proſa von Natur kaum angehört, und aus ſo poetiſcher Anſchauung erwachſen iſt, daß man annehmen kann, die meiſten Märchen ſeien urſprünglich in metriſcher Form vorhanden geweſen, wenn ſie nicht etwa bei ihrer ſchriftlichen Ueberlieferung abſichtlich aus Poeſie in Proſa umgeſchrieben ſind. Den ſchillernden lyriſchen Farben des Märchenſtils gegenüber muß der Romanſtil ſeine ſtärkere reale Haltung zu behaupten ſuchen. Der Roman ſtößt in ſeiner Auseinanderlegung der Wirklichkeit auch auf das Ideal, bald tragiſch, bald ironiſch, aber er ſpielt nicht damit in lyriſcher Trunkenheit, wie das kindiſche Märchen, der Roman bezeichnet das Mannesalter, welches von Bewußtſein erfüllt und mit bedachten Fortſchritten auf das Höhere und Allgemeine, das vor ihm in der Ferne liegt, losgeht. Es wurde früher erwähnt, wie in den Romanen zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts das Phantaſtiſche die Stelle des Idealen wunderlich ge-

nug vertrat. Gellert bezeichnete in ſeiner langweiligen „ſchwediſchen Gräfin" gewiſſermaßen die nüchterne Reſtauration dieſer phantaſtiſchen Romanwelt, ohne zu einer idealen Behandlung gelangen zu können, da er nichts als das Muſter eines eleganten und correcten Romanſtils darin aufſtellen wollte. Die Wirklichkeit des deutſchen Lebens behielt lange ihr ſteifes und ſprödes Zopfthum an ſich, ehe ſie in Goethe's Romandarſtellungen der freiere Geiſt der Geſelligkeit durchdrang. Rabener, dieſer Satiriker im altfränkiſchen Menuettſchritt, giebt die galante Converſationsſprache ſeiner Zeit noch in aller Breite wieder, obwohl ſonſt ſein proſaiſcher Stil wegen Schönheit und Regelmäßigkeit damals ſehr beliebt war und nur einige tadelhafte Einflüſſe des gottſchediſchen Geſchmacks an ſich trug. Welcher Abſtand von dieſer wohlgefälligen Sättigung in umſtändlichen Lebensformen zeigt ſich aber plötzlich in den idealen Zerwürfniſſen des Werther, dem alle bürgerliche Sprache und Einrichtung des Lebens zuwider iſt! Der unklar begriffene Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Wirklichkeit malt ſich hier in der höchſten poeti-

schen Steigerung der Prosa ganz nach subjectivem Genüge aus. Der Werther hätte, ungeachtet seiner hohen poetischen Grundlage, nicht in Versen geschrieben werden können, das Element der Prosa, das seine Stellung zur bürgerlichen Wirklichkeit des Jahrhunderts festhält, ist ein nothwendiges in ihm. Die lyrischen Fluctuationen dieser Prosa bezeichnen aber ebenso treffend den gebrochenen Zustand, in dem sich Individualität und Wirklichkeit damit gegen einander abzeichnen. Der Wilhelm Meister, dem Novalis mit Unrecht das Prosaische als einen Mangel an Poesie zum Vorwurf gereichen ließ, tritt aus der Mitte bürgerlicher Lebensprosa hervor, und die Darstellung bewegt sich darum in ruhiger Gleichmäßigkeit dieses Elements vorwärts. Aber ein höheres soll zugleich in diesem Roman erstrebt werden, gewissermaßen eine ideale Prosa der Wirklichkeit, nämlich die schönste Stufe menschlicher und gesellschaftlicher Bildung. Im Roman wird immer etwas gesucht, was noch nicht da ist, Wilhelm Meister sucht sich selbst sogar erst, d. h. er will ein Höchstes seines Charakters hervorbringen. Er strebt sich von der Prosa seines

Herkommens und ſeiner Umgebungen los, und daß auf der Seite der idealen Proſa, die dafür gewonnen werden ſoll, ein ariſtokratiſches Element mit ſeiner bevorzugten Lebensgrazie ſich hinſtellt, bezeichnet die Conſtellationen des Jahrhunderts, dem der Roman angehört.

Dem Roman mit ſeiner Ausdehnung in die Breite und Ferne des Lebens ſteht die Novelle mikrokosmiſch gegenüber. Die Wahlverwandtſchaften mit ihren ſittlichen Conflicten, die ſich in die Gruppirung der Verhältniſſe verſtecken, tragen dem Stoffe nach mehr einen novelliſtiſchen Charakter an ſich, aber die epiſche Behandlung läßt das Gepräge des Romans hervortreten. Die Novelle, die weſentlich aus den Verhältniſſen ſich erzeugt, wie der Roman aus dem Charakter des Individuums, iſt eine prismatiſche Zuſammendrängung der Wirklichkeit, mit Abſicht eines beſtimmten und ſchlagartig hervorzubringenden Effects. Die Lebensanſchauung der Novelle iſt nicht ſo univerſal und allſeitig, wie im Roman, der deshalb einer gemeſſenen und ausführlichen Auseinanderlegung ſeiner Formen bedarf; die Novelle fängt ihre Ver-

hältniſſe in dem Brennſpiegel einer charakteriſtiſchen Abſicht, einer Zeittendenz, einer auf die Tagesbewegung berechneten Reflexion auf, und iſt nach ihren Gegenſtänden der verſchiedenartigſten Behandlung, der Vermiſchung des entgegengeſetzteſten Stils fähig. Dieſe Gattung kann alle Töne von Poeſie und Proſa mit genialer Willkür vereinigen, und iſt deshalb in neueſter Zeit der eigentliche Mittelpunct für die productive Literatur der Proſa, oder für die Poeſie überhaupt, welche ſich mit der Proſa identiſch gemacht hat, geworden. Die bürgerliche Lebensproſa des Romans hatte ſchon Jean Paul an der unaufhörlich wogenden Dichterbruſt ſeiner Subjectivität ſo voll mit Poeſie genährt und getränkt, daß Alles, ſobald er es darſtellte, ſchon durch ſeine Diction in einer poetiſchen Illumination der Wirklichkeit ſich zeigte. Die Romane von Jean Paul haben den neueren poetiſchen Novellenſtil in Deutſchland vorbereitet, der ſich von der jeanpaul'ſchen Diction nur durch eine piquantere Auslautung wirklicher Lebens- und Zeittöne unterſcheidet, und darum in vieler Hinſicht ſtraffer, materieller, und weniger in der Luft ſchwebend genannt werden kann. Tieck,

der die romantiſche Diction ſeiner erſten Period in die Novelle übertrug und mit rhetoriſcher Reflexion verſetzte, gab den Ausſchlag, die Novellengattung als eine Concentration aller poetiſchen Formen in der Proſa beſtimmt zu geſtalten. Das geſellſchaftliche Leben der Zeit wurde darin nach allen Seiten hin aufgegriffen, nicht ſowohl wie es war in ſeiner unmittelbaren und realen Erſcheinung, als vielmehr wie es ſchien, unter dem Reflex individueller Meinungen und Combinationen. Das Unbefriedigende der Tieck'ſchen Novelle beruht aber darin, daß ſeine Lebensanſchauung auf kein beſtimmtes Ziel hinweiſt, ſondern beſtändig in illuſoriſchen und ſophiſtiſchen Bewegungen ſchweben bleibt. Das Weſentliche in der Entſcheidung ſeiner Novellen liegt entweder in der Beleuchtung, die ein grelles, wunderliches Licht erzweckt, oder im Zufall, in deſſen Launen Tieck den eigenthümlichſten Abſchluß für die Novellendarſtellung ſieht. Dieſe Grundanſicht, die Wirklichkeit in der Novelle zu behandeln, erſtreckt ſich bei Tieck bis auf die ſittlichen Verwickelungen, die er jedem poetiſchen Ungefähr preisgiebt, und worin, ſeinem eigenen Ge-

ſtändniß zufolge, das beſonders Charakteriſtiſche der Novellenform beruht. In der Einleitung zum elften Bande ſeiner geſammelten Schriften hat ſich Tieck umſtändlicher über das Weſen der Novelle erklärt, und dabei beſonders Folgendes bemerkt: „Strebt die Tragödie durch Mitleid, Furcht, Leidenſchaft und Begeiſterung uns in himmliſcher Trunkenheit auf den Gipfel des Olymp zu heben, um von klarer Höhe das Treiben der Menſchen und den Irrgang ihres Schickſals mit erhabenem Mitleid zu ſehn und zu verſtehn; führt uns der Roman der Wahlverwandtſchaften in die Labyrinthe des Herzens, als Tragödie des Familienlebens und der neueſten Zeit; ſo kann die Novelle zuweilen auf ihrem Standpunct die Widerſprüche des Lebens löſen, die Launen des Schickſals erklären, den Wahnſinn der Leidenſchaft verſpotten, und manche Räthſel des Herzens, der Menſchenthorheit in ihre künſtlichen Gewebe hineinbilden, daß der lichter gewordene Blick auch hier im Lachen oder in Wehmuth das Menſchliche und im Verwerflichen eine höhere ausgleichende Wahrheit erkennt. Darum iſt es dieſer Form der Novelle auch ver-

gönnt, über das gesetzliche Maaß hinweg zu schreiten, und Seltsamkeiten unparteiisch und ohne Bitterkeit darzustellen, die nicht mit dem moralischen Sinn, mit Convenienz oder Sitte unmittelbar in Harmonie stehn. Es läßt sich ohne Zweifel das Meiste und Beste im Boccaz nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, was Niemand wohl mit den spätern italienischen Novellisten versuchen möchte." *) — Dies Verhältniß der Novelle zur ethischen Weltordnung bleibt auf der einen Seite problematisch genug, um so mehr da Tieck selbst in seinen neuesten Erzeugnissen bewiesen hat, daß er Moralprobleme der Gegenwart keineswegs ohne Bitterkeit und Parteilichkeit in dem Novellenspiegel aufzufassen versteht;

*) In der Vorrede zu seiner Novelle: der junge Tischlermeister sagt Tieck ebenfalls: „er halte die Form der Novelle dazu geeignet, manches in conventioneller oder ächter Sitte und Moral Hergebrachte überschreiten zu dürfen, wodurch sie auch von dem Roman und dem Drama sich bestimmt unterschcide." — Vgl. über den Unterschied von Roman und Novelle auch Karl Rosenkranz, in seinen „poetischen und ästhetischen Mittheilungen" (Magdeburg, 1827.) S. 11 fg.

anderntheils legt die Novelle allerdings da, wo ihr dieſe Aufgabe zuläſſig iſt, das Poetiſche ihrer Natur dadurch an den Tag.

Tiecks Novellenſtil iſt im Einzelnen oft ſehr vernachläſſigt und ungleich, im Ganzen iſt er poetiſch durchhaucht, und beſonders in den redneriſchen und dialogiſchen Elementen eigenthümlich ausgearbeitet. Müllner machte ſich den Spaß, ihm märkiſche Provinzialismen in ſeiner Schreibart vorzuwerfen. Die Phantaſie erſcheint in Tiecks Proſa durch Reflexion gezügelt, und reißt nicht in dem Maaße die Alleinherrſchaft über das Proſaiſche an ſich, wie bei Jean Paul, der die griechiſche Einfachheit der goethe'ſchen Romanproſa in eine feſtlich gekleidete, abſichtsvoll ſich bewegende und mit orientaliſchen Perlen behangene Schöne verwandelte. Jean Paul bildete freilich das Plaſtiſche und Muſikaliſche des Stils mehr als irgend ein anderer deutſcher Schriftſteller aus, aber ſeine ſtiliſtiſchen Intentionen erſcheinen dabei oft zu gemacht. In Jean Paul's Geiſt und Gedankentracht, obwohl aus eigner Seelenquelle ſchöpfend, bewegt ſich ſein Wahlverwandter Leopold Schefer, der ſonſt,

was ſeine haſtig durcheinandertaumelnde Schreibart betrifft, zu denjenigen Schriftſtellern gehört, die den Stil bloß für ein nothwendiges Uebel anzuſehen ſcheinen, der da ſein muß, um die Gedanken ſchreiben zu können. Gedanke und Form leben bei ihm in einer wilden Ehe, der natürliche Bund zwiſchen Inhalt und Darſtellung iſt nicht geſchloſſen. —

Findet die Proſa im Roman und in der Novelle ihren eigenſten poetiſchen Wirkungskreis, ſo ſchwankt dagegen das Drama in ihrer Anwendung, ſowohl auf dem Kothurn des Trauerſpiels, wie auf dem Soccus der Komödie. Das griechiſche Drama war gebunden an ſeine Rhythmen, es hatte an beſtimmten Stellen ſeine angewieſenen Formen, die den Inhalt ſyſtematiſch umſpannten, und die Sprache der Proſa nirgends einließen. Nur das jambiſche Sylbenmaaß des Dialogs hebt die vorgehende Handlung gewiſſermaßen aus den lyriſchen Grundbeſtandtheilen der Dichtung ſo heraus, daß eine Annäherung an die Proſa des wirklichen Lebens dadurch hervorgebracht wird. *) Dieſen Ein-

*) Vgl. W. von Humboldt über die Kawi-Sprache, Einleitung, S. CCXLVIII.

druck der prosaischen Rede bewirkt der fünffüßige Jambus des modernen Dramas noch entschiedener als der antike Trimeter. Die moderne dramatische Dichtkunst hat überhaupt mehr oder weniger das Bestreben gezeigt, die metrische Gebundenheit zu durchbrechen. Shakspeare wechselte noch nach einer sehr bestimmten Methode Prosa und Poesie seiner Darstellung, und hatte entschiedene Absichten bei dieser Trennung, indem, selbst im Lustspiel, das höhere ideale und poetische Element bei ihm des Verses bedarf. Für die deutsche Bühne ist die Frage, ob in der Recitation der prosaische oder der metrische Numerus vorwalten soll, nicht entschieden worden. In der Blüthenzeit der Schauspielkunst herrschte der prosaische Accent vor, nur ging Iffland darin vielleicht zu weit, daß er ohne alle Nüancirung die Verse völlig wie Prosa sprach. Engel sagte sogar damals (Mimik II. 112.): „In Deutschland hat man das versifizirte Trauerspiel längst begraben; wenn es noch hier und da, und gemeiniglich auf Befehl, gegeben wird, hat es nur wenig Zuschauer mehr; man ist Feind jener Declamationen und Tiraden, welche die Versification

ſo natürlich mit ſich führte, Feind jenes geſpannten, ſtutzenden, übertriebenen Spiels, welches wiederum eine Folge von beiden, von Verſification und redneriſcher Ausbildung war." — Leſſing's dramatiſche Proſa war freilich eine beſſere Bildungsſchule für die Schauſpieler, als ſie das abgekartete Tonmaaß des franzöſiſchen Alexandriners gewähren konnte. Dieſe Proſa war nicht auf die Declamation, ſondern auf prägnante Charakterdarſtellung berechnet, und nahm, um mit allen Schlaglichtern ihrer raſchzuſammengedrängten Diction richtig wiedergegeben zu werden, das ächte Talent und die denkende Auffaſſung in Anſpruch. Nur im Nathan, der ohne Zweifel weniger Poeſie hat, als die Emilia Galotti, fand ſich Leſſing zum Jambus veranlaßt, gewiß in dem Gefühl, das didaktiſche Element der Dichtung dadurch theils in eine mehr poetiſche Sphäre zu erheben, theils auch, es durch den Vers eindringlicher und feierlicher in ſeiner Haltung zu machen. Iffland's Gemälde der bürgerlichen Wahrheit ruhten aber auf der Proſa als auf ihrem innerſten Lebensgrunde, und konnten dieſen daher auch in der Form nie ver-

laſſen. Schiller ließ in der coloſſalen Kraftproſa ſeiner erſten Dramen, namentlich der Räuber, nicht bloß den ungeſtümen Naturtrieb des jugendlichen Genies ſich entfeſſeln, ſondern er bildete und bereicherte ſie auch aus den älteren Sprachquellen, beſonders aus Luther's Bibelüberſetzung, aus der er viele Kernausdrücke, auch von dem weniger decenten Gepräge, ſich aneignete. Später nahm er den jambiſchen Vers mit dem Bewußtſein auf, daß er der proſaiſchen Rede am natürlichſten entſpreche und gleichkomme, doch verfiel er darin in das Rhetoriſche und Prunkredneriſche, das er zum Glück ſeiner Poeſie vermieden hätte, wenn er in der Proſaform ſeiner erſten Dramen, nur mit geläuterter Durchbildung und Ausſchmelzung, fortgefahren wäre. Schiller begründete auf dieſe Weiſe durch ſeine metriſchen Dramen wieder die declamatoriſche Unnatur der neueſten deutſchen Schaubühne, der Leſſing in der früheren Zeit durch ſeine dramatiſche Proſa kräftig zu wehren geſucht hatte. Und doch konnte die ganze Blüthenrhetorik der ſchiller'ſchen Diction ſelten bei der Bühnendarſtellung beſtritten werden; die Schauſpieler und Regiſſeurs ſahen ſich

oft genöthigt, ſie auf ein gewiſſes proſaiſches Maaß zurückzuführen, um ſie mehr dem Raum der ſceniſchen Aufführung einzuordnen. Tieck ſtreute in ſeine romantiſchen und mährchenhaften Dramen, die er zu Spielarten aller poetiſchen Formen und Maaße machte, nach Willkür auch die Proſa ein, doch traf er den Ton derſelben oft vortrefflich, namentlich in dem kunſtvoll durchgearbeiteten Blaubart. Goethe ſchwankte bekanntlich bei mehreren ſeiner Dramen, ob er ſie in Proſa dichten ſolle. Die Iphigenia arbeitete er, ihrem hochpoetiſchen idealen Ton gemäß, aus früherem proſaiſchen Entwurf in Verſe um, und ſtellte in ihr eine herrliche, gußfeſte Einheit der Form dar, während im Egmont in mehreren Partieen die poetiſchen und proſaiſchen Elemente völlig auseinanderfallen und durch die nicht gelungene Verarbeitung beider unangenehme Fluctuationen des Tons entſtanden ſind. Dagegen war die coupirte Proſa im Götz von Berlichingen von außerordentlicher Kraftwirkung, und bewegt ſich, ungeachtet ihres abgebrochenen und ſcheinbar nachläſſigen Tons, in einer feſten Charaktereinheit des Stils. In dieſem dramatiſchen Schlagſtil war

auch Lenz eigenthümlicher Meister, die Prosa seiner Schauspiele ist körnig und voll Energie, und überstürzt sich nur zuweilen in nachdrücklichen Effecten. Gegenwärtig wäre der deutschen Bühne wieder nichts mehr anzurathen, als die Prosa, die bei der Schwierigkeit, sie gut zu sprechen, die Schauspieler zu einem Charakterstudium nöthigen würde, dessen die neuerdings noch ärger gewordene Verschlammung durch Raupach's Declamationshelden überhebt. —

2.

Der Ineinsbildung von Poeſie und Proſa in der productiven Literatur iſt an Bedeutſamkeit gleichzuſetzen das Verhältniß, welches die Proſa oder die Sprache des wirklichen Lebens zur Weltbildung und den geſellſchaftlichen Bedürfniſſen aufzeigt. Nur wenigen Schriftſtellern verdankt die deutſche Darſtellung eine höhere Entwickelung des Welttons, eine weltmänniſche Freiheit und Feinheit der Bewegung, die ſchon deshalb eine ſeltene oder künſtlich hervorgebrachte Erſcheinung unter uns iſt, weil nur Schriftſteller literariſch, aber keine andern Einflüſſe darauf zu wirken vermögen. Die geſellſchaftlichen Mittel, unſere Sprache zu bilden und geſchickt zu machen, ſind bei uns gering anzuſchlagen. Unſere Frauen haben nie einen Einfluß auf die deutſche Sprache gehabt, was ſehr zu beklagen iſt,

wenn man sich denkt, was aus den Unterhaltungen mit einer Aspasia gebildete Griechen ihrer Zeit für Vortheile auch in dieser Hinsicht gezogen. Die höher gebildeten deutschen Frauen zeichnen sich meistentheils mehr in der Fertigkeit aus, irgend eine fremde Sprache zu erlernen und geläufig zu sprechen, als die deutsche Sprache auch nur richtig zu handhaben, vielweniger das weibliche Naturell in ihr abzuprägen. Die Schriftsteller hingegen gerathen da, wo sie eine gesellschaftliche Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Darstellung erstreben, bei weitem eher in ein burschikoses Element hinein, und zeigen einen garçonartigen Charakter der Schreibart, einen ungebundenen Junggesellenstil mit offenem Hals und herausflatterndem Hemdkragen. —

Der Einfluß Wieland's und Thümmel's auf einen gewissen weltmännischen Atticismus der deutschen Darstellung ist in unserer Literatur zuerst zu nennen. Das französische Element, das sonst nur immer eine Trennung unserer Sprache und Culturzustände bewirkt hatte, erhielt seine erste productive Verarbeitung in der deutschen Bildung durch Wieland, der, nachdem er eine ziemlich schwer-

fällige und moraliſch correcte Jugendperiode ſeiner Schriftſtellerei überſtanden, plötzlich den Weg der Grazien und der freieren ſpielenden Weltweisheit betrat. Wieland ſchrieb freilich meiſtens eine ſchlechte, weitſchweifige und ſchwerverdauliche Proſa, die nicht einmal rein von franzöſiſchen Wörtern war, aber ſein ſtiliſtiſches Verdienſt iſt hier nicht ſowohl gemeint, als vielmehr der freibeweglichere Charakter und Schwung, den die deutſche Darſtellung überhaupt durch ihn gewann. Viel höher und originneller in der Schreibart ſteht Thümmel da, dies wahrhafte Lebensgenie, deſſen farbenſtrotzender Pinſel ſinnliche Lebendigkeit, geſellige Anmuth und einen feindurchbildeten Weltton in die Darſtellung brachte. Thümmels Proſa hat meiſterhafte Züge, voll poetiſcher Leidenſchaft behält die Diction doch ihr harmoniſches Maaß, und die Sprache ſchafft oft die treffendſten Bezeichnungen und Wendungen für neue Verhältniſſe. Natur- und Reiſeanſchauungen fließen mit friſchen Farben in ſeinen Stil über. Durch dieſe beiden Schriftſteller lernte die deutſche Sprache Vieles ſagen, was ihr ſonſt fremd geweſen war, auch das Leichtfertige und Frivole, nicht

in Fiſchart's Manier, ſondern mit dem feinen, lächelnden Anſtand des Weltmanns. Dieſe Art des gebildeten Cynismus, wie ſie in Thümmel ſich äußerte, trat zum erſtenmal in deutſcher Sprache auf, in einem modernen Gewande ſind wir ihm neuerdings wieder in der Geſtalt des Verfaſſers der Briefe eines Verſtorbenen begegnet. Fürſt Pückler läßt ſich in vieler Hinſicht mit Thümmel vergleichen, obwohl der Verſtorbene ein höher entwickelter Typus des Reiſenden im mittäglichen Frankreich iſt, ſowohl was die breitere Grundlage der Zeitbeziehungen als der Geſellſchaftsverhältniſſe betrifft. Der vornehme Cynismus des Verſtorbenen redet die Sprache einer beſtimmten ſociellen Sphäre, die ſich darin abdrückt, die Sprache der excluſiven Geſellſchaft, wie ſie in ihrer bevorzugten Nonchalance ſorglos und doch mit einer gewiſſen gemeſſenen Haltung ſich gebärdet. Als Proſaiſt iſt Thümmel vorzuziehen, er hat eine gewähltere Sprache, poetiſche Kraft der Schilderungen, feine Motive und Melodie des Stils, aber Pückler zeigt eine größere Individualität in ſeiner im Einzelnen vernachläſſigteren Schreibart. An Unſchuld und Durchtriebenheit, Ironie

und Zartgefühl hält ſich der Genius beider Schriftſteller vielleicht die Wagſchaale, aber Pückler ſtellt charakteriſtiſcher und an beſtimmten Geſellſchaftszuſtänden dar, was Thümmel allgemeiner in den Regionen der Phantaſie ſchweben läßt. Der Weltmann in Thümmel iſt mehr Dichter als in Pückler, der Roué in Pückler iſt auf geiſtvollerem Raiſonnement gegründet als in Thümmel. Zwiſchen beiden Charakteren liegt die geſellſchaftliche Bildung und Geſinnung, welche Goethe's Schreibart nach dieſer Seite hin repräſentirt, mitteninne auf einer leiſe bewachten Gränzlinie. Thümmel und Pückler bewahren den Anſtand in ihren Ausdrucksformen oder corrigiren ſeine innere Verletzung durch die äußere Grazie. Goethe behandelt das Zweideutige, wenigſtens in ſeinen Romanen, lieber in Andeutungen mit unnachahmlicher Geſchicklichkeit, als daß er ſeine Phantaſie in Einzelausführungen glänzen ließe. Thümmel will oft glänzen, Pückler durch ſtimulirende Mittel reizen, Goethe will gefallen. Jene möchten die geſellſchaftlichen Rückſichten ebenſo gern durchbrechen im nämlichen Moment, wo ſie ihnen ſchmeicheln, Goethe ſucht ſich immer in

einen lösenden Einklang damit zu setzen und das Widerstrebende an den Normen seiner Individualität auszugleichen. Das Normale in Goethe's Stil und Gesinnung giebt ihm eine größere Gleichförmigkeit, und haucht seiner Prosa zuweilen etwas von seiner Canzlei über, wo die andern regelloser mit ihren Sätzen umherschweifen. Goethe's Naturell kehrt in der Geselligkeit am meisten das Behagliche und Behäbige heraus, und schafft sich auf diesem Grunde auch manche charakteristische Sprachformen, die ihm eigenthümlich sind. Das Wort behäbig selbst, die häufige Verbindung der Adjectiva mit gar, Formen wie hüben und drüben und viele ähnliche, die eine bequeme Beschaulichkeit ausdrücken, sind durch ihn beliebt geworden. Auch fremde Wörter verschmäht Goethe in seiner Diction nicht, wo sie ihm in das gesellschaftliche Behagen des leichten Redeflusses hineinpassen. Die gesellschaftliche Schreibart der Deutschen leidet überall an Sprachmengerei, und wird, aller absichtlichen Mühe ungeachtet, viele ihr nöthigen Bezeichnungen sobald nicht darüber hinausbringen. Thümmel hat es in der Reinheit des geselligen Stils am weite-

ſtein gebracht, und wo er franzöſiſche Ausdrücke einſtreut, thut er es weniger aus Angewohnheit und Bequemlichkeit als im Fluge des Uebermuths, der nach den piquanteſten Bezeichnungen haſcht. Pückler dagegen überläßt ſich in aller Naivetät dem Extrem einer Sprachmiſchung, die zuweilen barbariſch ausſieht, doch verräth er auch oft einen feinen Takt dabei, daß er gerade die zweideutigen Partieen vorzugsweiſe mit franzöſiſchen Wörtern färbt, und dadurch gefälliger und anſtändiger über das Anſtößige weggleitet, wobei Einem mitunter eine Bemerkung von Leibnitz einfällt, der in ſeinen „Unvorgreifflichen Gedanken" (§. 71.) ſagt: — „ich habe es zu Zeiten unſrer anſehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge ſage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (inepta ignorat.) Daher ich bei denen Italiänern und Frantzoſen zu rühmen gepflegt: Wir Teutſchen hätten einen ſonderbaren Probierſtein der Gedanken, der andern unbekandt; und wann ſie denn begierig geweſen etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſre Sprache ſelbſt ſey, denn was ſich dar-

inn ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſey wirklich was Rechtſchaffenes." — In der franzöſiſchen Sprache iſt es jedoch vornehmlich die Fähigkeit, die Dinge leicht zu bemänteln, welche ſie zur Sprache der Frivolität und Zweideutigkeit geſchickter macht als die deutſche; an ſich ſelbſt kann man gewiß nicht behaupten, daß die deutſche Sprache keuſcher ſei und weniger aufgelegt zum Cynismus, als die der übrigen neueren Völker. Die derbe Schmiede deutſcher Ausdrücke in dieſer Sphäre macht vielmehr die Vermittelung des franzöſiſchen Leichtſinns, der nur zu ſpielen ſcheint, wo das deutſche Wort ſchreckenerregend iſt, wünſchenswerth, und Leibnitz ſelbſt bemerkt zu ſeiner Zeit, in der von ihm angeführten Schrift (§. 112.): — „daß einige Sinn-reiche Teutſche Scribenten, und unter ihnen der ſonſt Lob-würdige Herr Weiſe ſelbſt, dieſen merklichen Fehler noch nicht abgeſchafft (den auch etliche Italiener behalten), daß ſie etwas ſchmutzig zu reden kein Bedenken tragen, in welchem Punct ich hingegen die Frantzoſen höchlich loben muß, daß ſie in öffentlichen Schriften nicht nur ſolche

Wort und Reden, ſondern auch ſolchen Verſtand vermeiden, und daher auch in den Luſt- und Poſſenſpielen ſelbſt nicht leicht etwas Zweideutiges leiden, ſo man anders, als ſich gebühret, gemeynet zu ſein vermercken könne. Welchem löblichen Exempel billich mehr als bisher geſchehen, zu folgen, und zumahl heßliche Worte, ohne ſonderbare Nothdurfft, nicht zu dulden. Es iſt freilich in der Sitten-Lehre mit Sauberkeit der Worte nichts ausgerichtet, es iſt doch aber auch ſolche kein geringes." —

Unter den Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts, welche Weltbildung und feinen Geſellſchaftston in ihren Werken ausprägten, ragte auch Juſtus Möſer hervor, der Verfaſſer der osnabrückiſchen Geſchichte und der patriotiſchen Phantaſieen. Möſer war zugleich Staats- und Geſchäftsmann, und übertrug zuerſt die Eindrücke eines ausgebreiteten Welt- und Menſchenverkehrs, politiſcher und bürgerlicher Berührungen, in die deutſche Darſtellung. Mit populairer Treuherzigkeit verbindet er die feinſinnigſten Motive, phantaſiereiche Ausführung, witzige Beleuchtung, und iro-

niſche Ueberlegenheit, die ſich einen ſorgloſen Anſtrich zu geben weiß. Der gelegenheitliche Charakter ſeiner Schriften, die er meiſtentheils bei ſtädtiſchen und amtlichen Anläſſen verfaßte, macht ſie um ſo anziehender, indem ſie dadurch dem Leben und den geſelligen Verhältniſſen näher ſtehen. Möſer war ein heller und umfaſſender Kopf, mit ſcharfer Beobachtung durchdringt er die vaterländiſchen Zuſtände, wie die geheimen Winkel der menſchlichen Herzen, und ſtellt ſeine lichtvollen Einſichten in einem ſehr gehaltenen und graziös bewegten Stil dar. Seine Schreibart iſt ebenſo gebildet und beſonnen wie ſeine Auffaſſung, rein und correct in ihren Formen, es iſt die Schreibart ächt weltmänniſcher Bonhommie, die erſte Verklärung des officiellen und diplomatiſchen deutſchen Stils. In dieſer Reihe kann auch Zimmermann, der über den Nationalſtolz, über die Einſamkeit und über Friedrich den Großen geſchrieben, genannt werden, obwohl der vornehme Weltton, dem er in ſeinen Schriften nachſtrebte, mehr in einer krankhaften Ausartung bei ihm erſcheint. Zimmermann ſteht als ein Opfer der Eitelkeit auch in

seinem Stil da. Es giebt Schriftsteller, welche ihre Subjectivität auch in der Schreibart mit einer prickelnden und äffischen Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung zur Schau tragen, und Zimmermann's krankes Gemüth, das sich vor eigener Ueberschätzung nicht zu lassen wußte, zeigt den ausgebildetsten Typus einer solchen Erscheinung.

Bedeutsamer in jeder Hinsicht für die hier angeknüpfte Betrachtung ist Peter Helfrich Sturz, der zu seiner Zeit einen großen Ruhm der eleganten und feinen Schreibart besessen, und diesen noch heut in einem eigenthümlichen Grade behaupten kann. Sturz war ein Mann der guten Gesellschaft, der in der großen Welt und auf Reisen sich vielfältig gebildet hatte, wie besonders seine Briefe aus Frankreich und England, die er im Jahre 1768 geschrieben, beweisen. Seiner sehr absichtsvollen Schreibart merkt man die fremde und namentlich in französischen Einflüssen gewiegte Bildung an, durch die er sich seinen deutschen Gesichtskreis erweitert hatte, in glänzenden Antithesen reihen sich seine Gedanken aneinander, Effecte, ein piquantes Colorit, hinreißende Wendungen, auf-

fallender Ausdruck der Meinungen, werden erstrebt, aber alle diese Elemente sind mit außerordentlichem Takt und harmonischer Abrundung ineinandergearbeitet. Ein sicherer Weltblick, mit Wärme des Herzens und erregbarer Phantasie verbunden, schaut klug und umsichtig aus seinen Darstellungen hervor, am glücklichsten aber baute er in seiner Biographie des Grafen von Bernstorf ein bis dahin noch kaum betretenes Gebiet der Darstellung an. Man muß sich wundern, daß Friedrich der Große diesem Schriftsteller, dessen freigebildete Weltmanier ihm zusagen mußte, bei seiner Revüe der deutschen Literatur gar keine Aufmerksamkeit schenkte, was er jedoch, wenn er ihn gekannt, ohne Zweifel gethan haben würde. *)

In der hier verfolgten Richtung tritt Varn-

*) Vgl. indeß einen interessanten Brief über Sturz, im deutschen Museum, St. X. 1781. den der Staatsminister von Hertzberg auf Veranlassung einer Anfrage, warum Sturz in der Schrift sur la litérature allemande gar nicht erwähnt worden, geschrieben; wieder abgedruckt bei L. Meister, Friedrichs des Großen wohlthätige Rücksichten auch auf Verbesserung teutscher Sprache und Literatur (Zürich, 1787.) S. 85. fg.

hagen von Enſe mit höherer und bewußterer Kunſtvollendung ein, getragen von den reicheren Elementen, welche die moderne Anſchauung und Zeitbildung einem ſolchen Alles verarbeitenden Geiſt zuführen mußte. Varnhagen ſchreibt nicht nur ſchön, ſeine Conception und Anſchauung iſt zugleich immer ein Meiſterſtück der Berechnung und ordnet als der innere Werkmeiſter die Sätze wie zu einer taktiſchen Demonſtration. Möſer und Sturz ſind in dieſer Sphäre einer verklärten officiellen Darſtellung die wahlverwandten Vorgänger Varnhagen von Enſe's, aber er übertrifft ſie an künſtleriſcher Einfalt der Behandlung und an univerſeller Weltanſicht. Den Einflüſſen des Staats- und Weltmanns auf die Darſtellung hat ſich bei ihm ein goethe'ſches Element zugeſellt, das, auf dem Grunde ſeines eigenen Naturells charakteriſtiſch durchbildet, ſeinen Stil in der Mitte erhält zwiſchen poetiſcher und diplomatiſcher Wirkung. Dieſe Miſchung iſt ſo originell und fügt ſich ſo ſehr zu einer entſchiedenen Individualität zuſammen, daß man Varnhagen's Stil nur mit Unrecht unter die Nachahmungen des goethe'ſchen reihen kann, obwohl ihm

das öfters geschieht. Auch im Einzelnen ist mancher Unterschied in der Schreibart, wie viele Vortheile auch Varnhagen darin Goethen abgesehen, doch folgt Varnhagen in der reinlichen Sculpturarbeit seines Stils bis auf leise Wortschnitzereien seinen eigenen Motiven, die er nach dem Gegenstande und der damit beabsichtigten Wirkung abmißt. In diesem Schriftsteller sind Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der deutschen Literatur hervorzubilden. Ueber die Schule seines Stils hat er selbst, in einem Privatbriefe aus Ems (vom 6. August 1836.), einige merkwürdige Bekenntnisse gethan, bei Gelegenheit einer Aeußerung Gutzkow's, der, in seinen Bemerkungen über den deutschen Stil, die neueste Hinneigung Laube's zu dem vornehmen und goethisirenden Stil heraushebt, und diesen tadelt, daß er Goethen durch die dritte Hand d. h. erst durch Nachahmungen Varnhagen's, nachahme. Varnhagen von Ense sagt dagegen unter Andern Folgendes, das wir zugleich aus Interesse der allgemeinen Bildungselemente des modernen Stils, die dabei zur Sprache kommen, hersetzen: — „Welcher Art mein

Stil ſei, wüßte ich ſchwer anzugeben, ich bediene mich ſeiner, wie er ſich gerade bietet, und wenn ich beim Schreiben den Ausdruck beſonders wählen und bisweilen ſuchen mag, ſo geſchieht es gewiß nur, um der Sache gemäß richtig und klar zu ſprechen, nicht aber des Schmuckes wegen. Daß aus Standpuncten und Geſinnungen, welche ſich zu Goethe bekennen, auch deſſen Schreibart einigermaßen hervorgehen könne, iſt nicht zu verwundern, und welcher Deutſche hat nicht auf dieſe Weiſe mehr oder minder von Goethe gelernt und angenommen? Wenn aber, unter ſolcher Bedingung, auch mir ſein Stil hat wohl gelingen können, und ſogar bis zur Täuſchung — wie denn einer ſeiner letzten kritiſchen Aufſätze, worin niemand eine zweite Hand unterſchieden hat, zu einem ſtarken Drittheil von mir iſt*) — ſo dünkt

*) Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir hier, als Cicerone interpretirend, die Recenſion Goethe's über die Monatsſchrift des böhmiſchen Muſeums nennen, die zuerſt in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik abgedruckt ſtand, und nachher auch in der letzten Ausgabe von Goethe's Werken aufgenommen wurde. Th. M.

mich doch gar nicht, daß mein Stil überhaupt dem Goethe'schen sich anschließe. Absichtlich gebildet hat er sich nach ihm am wenigsten, und schon in früheſter Zeit war nach ganz andern Mustern seine Richtung bestimmt. Denn, nachdem ich lateinische Prosa und deutsche metrische Versuche vielfach durchgeübt, waren zunächst Klopstock, Lessing und Voß meine Vorbilder, darauf eine Zeitlang — nicht eben zum Gewinn — Schleiermacher, endlich aber in einigem Betracht Fichte, in anderm Friedrich Schlegel, Gentz, und insbesondere noch Voltaire, Diderot und Montesquieu, denen, wie den Franzosen überhaupt, in solchem Betreff ich ungemein viel schuldig zu sein bekenne. Daß Goethe hiebei nicht ausgeschlossen sein konnte, ist schon zugestanden, allein zur bloßen Form ließ sein Wesen nicht füglich abgesondert sich verbrauchen; was ich ihm, und ebenso Rahel'n, auch in Hinsicht des Stils Belehrendes zu verdanken habe, gründet sich auf Nachahmung beider am wenigsten." —

Unter den Erscheinungen der neuesten Zeit, welche hieher gehören, ist auch die gesellschaftliche

Virtuosität in mehreren Darstellungen von Eduard Gans, namentlich in seinen „Rückblicken auf Personen und Zustände", hier zu nennen. Gans hat in diesen Skizzen einen ächten humanen Salonton getroffen, der mit anziehender Leichtigkeit Menschen und Verhältnisse behandelt, übersichtlich und fertig Alles gruppirt, was sich der Beobachtung darbietet und in treffender Kürze, ohne nach der einen Seite zu tief, oder nach der andern zu weit zu gehen, die Gestalten zusammenfaßt und abfertigt. Die Einfachheit und Unbefangenheit seiner Schreibart ist kunstvoller, als sie in ihrem leichten Hinwurf für den ersten Augenblick erscheint. Der Charakter der ganzen Mittheilung hält sich in der Tonart des Gespräch's, man sieht den sprechenden, nicht den schreibenden Autor. Mit mehr koketten Manieren erstrebt Rumohr in seiner Darstellung den Saloncharakter, aber er erreicht die vielseitige Beweglichkeit und Harmlosigkeit von Gans nicht. Rumohr hat den vornehmen Stil einseitig cultivirt, und das goethe'sche Behagen, das er dazu genommen, sitzt ihm etwas steif und ist nicht recht verarbeitet. —

Eine geſellige Seite des deutſchen Lebens, die ſich in der Literatur am reichſten erſchloſſen hat, ſtellt ſich in den Briefen dar, in deren vielfältigen Sammlungen in der letzten Zeit ein wahrer Nationalſchatz zu Tage gefördert worden. Seitdem Gellert als Reformator des deutſchen Briefſtils aufgetreten und ihn durch die Annäherung an das wirkliche und geſellige Leben von der Pedanterie des Ceremoniells möglichſt zu emancipiren geſucht, begann die deutſche Subjectivität ſich freier an dieſer Form zu entfalten. Durch die Muſterbeiſpiele, die Gellert aufſtellte, würde freilich die Briefſchreibekunſt nie eine höhere Grundlage gewonnen haben, wenn es nicht in der nationellen Natur gelegen, mit mehr Ausführlichkeit und Behagen ihr Innerſtes und Perſönliches in Briefen zu ergießen, als es ihr im mündlichen Geſpräch und Verkehr bequem iſt. Die einzelne Gehaltloſigkeit vieler Briefſammlungen, deren Hervortreten unſerer Zeit aufbehalten geweſen, kann im Allgemeinen die große Bedeutung nicht ſchmälern, welche dieſe Literatur der Briefe als Ueberlieferungen zu unſerer Culturgeſchichte, als Familiennachrichten aus dem innern

Hausweſen unſerer Nationalliteratur, zu behaupten berechtigt iſt. Man hat mit Recht bemerkt, daß die Briefe der Deutſchen die Stelle der Memoiren bei ihnen vertreten, doch wird, bei immer mehr entwickeltem Sinn für öffentliches und weltthümliches Bewegen, auch die Form, in der wir über uns ſelbſt zu ſprechen fähig ſind, ſich erweitern und plaſtiſcher ausbilden. Denn ſoviel iſt gewiß, daß unſere Nachkommen wenigſtens von der heutigen Generation keine ſolche Briefſammlungen überliefert erhalten werden, in der ſich alle unſere Lebensbezüge und jeder kleine Winkel unſerer Stuben- und Herzensverhältniſſe ebenſo abſchilderten, als in jenen zumeiſt aus dem vorigen Jahrhundert datirenden Briefen mit ſo behäbiger Ausführlichkeit und Redſeligkeit der Mittheilung geſchieht. Die Sitten ändern ſich hierin, und es ſcheint, daß wir heutzutage weder Zeit noch Laune und Stimmung mehr dazu haben, ſo viele und lange Briefe über uns und das Unſrige zu ſchreiben, als man ſonſt in Deutſchland gethan. Die einſame Stille der Briefſituation im geſprächlichen Ergehen mit einem abweſenden Gegenſtande ſagte aber der ganzen

Anſchauungsweiſe des vorigen Jahrhunderts zu. Der unmittelbare und lebendige Dialog konnte dagegen nie eine recht eigenthümliche, natürliche Form gewinnen, am allerwenigſten, wo er mit künſtlicher Nachbildung Plato's zum Relief wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen dienen ſollte. Solger hat in ſeinem Erwin ebenſowohl wie in den philoſophiſchen Geſprächen, was die Form anlangt, nur todtes Maſchinenwerk geliefert. —

Eine andere Herausbildung des individuellen Nationallebens in der Darſtellung geſchieht durch die Beredtſamkeit, welche Wilhelm von Humboldt*) ſehr treffend eine Verknüpfung der Proſa mit dem Volksleben nennt. Doch ſteht das moderne Leben nach dieſer Seite abgeſchnitten da, wo im Alterthum große Zuſammenhänge ſtattfanden. Die antike Beredtſamkeit war allerdings mit dem Nationalleben ſo eng durchdrungen, daß man, wie in der Volkspoeſie, gewiſſermaßen eine mythiſche Periode derſelben annehmen kann, wo es keine literariſche Verbreitung der Redekunſt gab, ſondern

*) Ueber die Kawi-Sprache, Einleitung, S. CCLX.

dieſelbe rein inmitten der Bedürfniſſe der Geſellſchaft verbraucht und entwickelt wurde. Unter den modernen deutſchen Zuſtänden iſt es faſt nur die Kanzel, welche dies Talent weiterträgt und mit dem Volksleben in einer beſtimmten Verbindung erhält. Die Beredtſamkeit der deutſchen Kanzel iſt aber für die Bildung der Sprache und Darſtellung ſelten von gutem Einfluß geweſen, und hat oft dazu beigetragen, den deutſchen Stil zu verderben, namentlich durch eine unnatürliche und unabſehbare Periodenverwickelung. Schon Herder eiferte in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Literatur (dritte Sammlung S. 359 fg.) gegen die ciceronianiſche Affectation der deutſchen Kanzelredner. „Wo — ruft er aus — ſchleppt ſich die Sprache mehr als auf den Kanzeln? Hier, wo man das Verſtändliche des Vortrages ſo oft darein ſetzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu ſagen, den Perioden in ſeine fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen paniſchen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach dieſem Zuſchnitt: „ „Wenn wir uns umherſchauen — wenn wir — wenn wir weil es — ſo werden wir gewahr, daß die

Menschen Sünder sind" " —; dies ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen; die das Ohr übertäubt, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. Aber nicht bloß bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von seiner zarten Jugend an sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Ceremonieenzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt." —

3.

Das Verhältniß der Prosa zur Wissenschaft ist noch zu bezeichnen übrig. Die Form der Wissenschaft steht ebenfalls in einem tiefen und eigenthümlichen Zusammenhang mit dem Geist der Sprache, und wenn sie sich demselben entfremdet und an zünftige Formeln und gelehrte Abstractionen verfällt, so ist es ihre Schuld. Der wissenschaftliche Geist ist auf seinem Gebiete einer ebenso hohen und ursprünglichen Diction fähig, als der poetische auf dem seinigen, nur gemäßigt nach den verschiedenen Elementen, auf denen beide ruhen. Plato und Aristoteles können die Begründer der wissenschaftlichen Diction genannt werden, obwohl sie Beide auf entgegengesetzten Polen die zwei

Gipfel derſelben bezeichnen.*) Das poetiſche Geſtalten der Erkenntniß und Forſchung bei Plato tritt zu entſchieden als Leiſtung des Talents und der Individualität auf, um als eine Norm wiſſenſchaftlicher Behandlung im Allgemeinen zu wirken, doch iſt das dialektiſche Weſen der Unterſuchung in den platoniſchen Dialogen beſtimmt ausgebildet worden und hat die Darſtellung der Wiſſenſchaft ſeitdem beſtändig bewegt. Ariſtoteles dagegen ſtempelt in ſeiner ſtrengen Aneinanderreihung des Thatſächlichen und Gedankenmäßigen die eigentlich wiſſenſchaftliche Epoche, in welche die Schönheit des griechiſchen Lebens auslief, und worin ſelbſt die Grazien der frei umherwandelnden Speculation, die ſonſt in Griechenland in Gärten und Hainen ihren Gedanken nachgehangen, methodiſch gefangen und in einen begriffsmäßigen Zuſammenhang eingeordnet wurden. In Ariſtoteles begründete ſich die ſtrenge Sprache der Wiſſenſchaft, die in deren Fortentwickelung als weſentliches und leitendes Ele-

*) S. W. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache. Einleitung S CCL.

ment überging, und den Einfluß der aristotelischen Philosophie durch alle Jahrhunderte hindurch bis in die Formen der modernen Geistesbildung verbreitete. Die Reinheit und Ursprünglichkeit dieser wissenschaftlichen Diction des Aristoteles, die in spröder Gemessenheit ihrem Gegenstande anliegt, ist aber in der Geschichte der modernen Wissenschaft, namentlich der deutschen, selten getroffen worden. Bestandtheile aller Art haben sich der wissenschaftlichen Darstellung angehängt, und oft gleichsam einen Abzugscanal aller schlechten Formen und Stoffe der Sprache oder auch einen Tummelplatz mystischer und phantastischer Ausschweifungen aus ihr gemacht. Die Prosa der deutschen Gelehrsamkeit hat auf der einen Seite Extreme der Geistverlassenheit dargeboten, die man unter einer gebildeten Nation nicht für möglich halten sollte, auf der andern Seite hat die höher sich gestaltende Wissenschaft, von der Bahn der gegenständlichen Einfachheit abirrend, sich ganz in Poesie zurückgestürzt und den Kreis der auf sich beruhenden Forschung schwärmerisch durchbrochen. So könnte zu der wissenschaftlichen Abgränzung der aristotelischen Diction

kein größerer Gegensatz in moderner Darstellung gefunden werden, als die Prosa von Görres, in der die Wissenschaft wie in eine brennende Zauberwüste voll magischer Lichter nnd Schatten versetzt steht. Die Erkenntniß malt sich hier in einer Fata Morgana von Erscheinungen aus, die durch ein wunderbares, wenn auch auf dem Kopf stehendes Luftbild hinreißt, wo sie nicht überzeugen kann. Diese trunkene Mischung der Poesie mit der Wissenschaft ist verwirrend für dieselbe, weil sie nicht, wie in Plato, zu einer plastischen Gestaltung und Durchdringung kommt, sondern gewissermaßen auf der Stufe subjectiver Verzückung bleibt. Einen modernen Ableger der platonischen Dialektik stellt dagegen die Sprache Schleiermacher's dar, in ihren rein wissenschaftlichen Darstellungen häufig peinlich und ohne den idealen Schmelz, den Plato's höhere poetische Natur selten verliert, aber in der Weihnachtsfeier, den Monologen und vielen Predigten, besonders den frühern, oft meisterlich und voll innerer Springkraft. Unabhängiger von bestimmten antiken Einflüssen, aber von dem Geist des Alterthums und dem erhabenen Sinn seiner

Darstellungskunst durchdrungen, ist die Prosa Wilhelm von Humboldts vielleicht die gediegenste und großartigste, zu der es die deutsche wissenschaftliche Diction bisher hat bringen können, und die selbst auf dem trockenen Felde grammatischer Untersuchungen eine immer rege Geistesbewegung verbreitet. Die Schreibart dieses tiefsinnigen Forschers ist ebenso würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnste in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken. Als eigenthümlicher Meister, mit noch mehr poetischen und modernen Stoffen der Darstellung gefärbt, ist neben ihm sein Bruder Alexander von Humboldt zu nennen, der zugleich die Gewandtheit und den Faltenwurf des Weltmanns mit wissenschaftlicher Behandlungsart verbindet. Sein Stil besitzt viel originelle Grazie, doch hat er auch manche französische Einflüsse in sich aufgenommen. Eine wahrhaft poetische Bedeutung aber erreicht er in seinen Naturschilderungen, die oft wie mit neuen Sprachorganen reden. —

Die ächte Sprache der Wissenschaft wird sich nicht leicht unabhängig von der philosophischen

Speculation eines Volkes zu etwas Großem bilden können. Der Sprache der deutschen Philosophie fehlte aber meistentheils das nationelle Gepräge, sie steht als eine künstliche Maschine da, deren Bewegungen nur der im Besitz des Geheimnisses Befindliche verstehen mag. Unsere Speculation hat den Krebsschaden der scholastischen Terminologie, der sich in ihr innerstes Leben eingefressen, niemals ganz verwinden können. Leibnitz *) bemerkte, daß bei den Engländern und Franzosen die scholastische Methode zu philosophiren darum abgekommen sei, weil diese Nationen schon früh in ihrer eigenen Mutterſprache philosophirt hätten, wodurch dem Volke und sogar den Frauen Zugang zu solchen Dingen eröffnet worden sei. Die strengere wissenschaftliche Speculation in Deutschland hat freilich die Stufe der freien Darstellungskunst, zu der sie Leibnitz hinüberführen wollte, nur in wenigen Ausnahmen erreichen können. Wilhelm von Humboldt sagt in seiner Einleitung zur Kawi-

*) in seiner Abhandlung de stilo philosophico Nizolii (Opera, ed. Dutens, Tom. IV. p. 48.)

Sprache über die philoſophiſche Diction: „Die wahrhaft tiefe und abgezogene Philoſophie hat auch ihre eigenen Wege, zu einem Gipfel großer Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und ſelbſt die Abgeſchloſſenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt ſchöpferiſchem Geiſte hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zuſammenpaſſende Erhabenheit. Eine Geſtaltung des philoſophiſchen Stils von ganz eigenthümlicher Schönheit findet ſich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften, und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Reſultate factiſch wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen ſind vorzugsweiſe nicht allein einer ausgearbeiteten und ſich aus tiefer und allgemeiner Anſicht des Ganzen der Natur von ſelbſt hervorbildenden großartigen Proſa fähig, ſondern eine ſolche befördert die wiſſenſchaftliche Unterſuchung ſelbſt, indem ſie den Geiſt entzündet, der allein in ihr zu großen Entdeckungen führen kann." Dieſe Durchdringung des allgemeinen productiven Geiſtes mit dem philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Stil kann allerdings als der

Gipfelpunct deſſelben bezeichnet werden. Aber wo in der Geſchichte der modernen Philoſophie der Gipfel der philoſophiſchen Methode erſcheint, bei Hegel, ſind die ſcholaſtiſchen Beſtandtheile der Diction, wenn auch neu und originell verſchmolzen, wieder vorherrſchend. Wenn der redneriſche Fichte als der Rhetoriker, und Schelling mit ſeiner genialen Schreibart als der Dichter unter den Philoſophen erſcheint, ſo ſucht der ariſtoteliſche Hegel dagegen die ſtrengſte philoſophiſch gelehrte Behandlung auch im Stil zu behaupten. Dennoch erreicht er in ſeiner eigenthümlichen Manier auch eine großartige und erhabene Darſtellung, namentlich in der Phänomenologie, und in der Logik, wo die feſtgeſchloſſene und geharniſchte Sprache in markigen Gebilden auftritt. Andere Partieen ſeiner Philoſophie ſind ſchlotterichter ausgearbeitet, und am allerwenigſten gelingt es ihm, wo er verſucht, populaire Anſchaulichkeit für die Vorſtellung zu geben, wie an vielen Stellen ſeiner Vorleſungen. Unter ſeinen Nachfolgern, welche ſich die Miſſion haben angelegen ſein laſſen, ſeine Philoſophie zu verarbeiten, hat Karl Roſenkranz ein bedeuten-

des Talent für wiſſenſchaftliche Popularität gezeigt und trägt in ſeinen encyclopädiſch umſichtigen Schriften und Aufſätzen viel dazu bei, die Intereſſen der Wiſſenſchaft und der Idee mit den fortlaufenden Zeitintereſſen im Niveau zu erhalten.

Inwieweit die philoſophiſche Darſtellungskunſt zu einer populairen Form für den Inhalt der Philoſophie ausgebildet werden kann, ſtellt ſich als die wichtigſte Frage bei der Schreibart der Speculation dar. Die bedeutſamſten philoſophiſchen Ideen ſind am Ende geläufige Thatſachen des Bewußtſeins geworden und haben ſich in die currente Anſchauungsweiſe unwillkürlich umgeſetzt. Der Begriff durchbricht die Formeln des Syſtems, und verbreitet ſich, auf die Fortbewegungslinie der Geſchichte: tretend, in die Vorſtellungen des Lebens. Die ächte Popularität wird in der productiven Flüſſigmachung des philoſophiſchen Inhalts beſtehen und auf dieſe Weiſe dürften wohl die abgezogenſten Begriffe im Genius eines großen Philoſophen eine populaire Form gewinnen können. Schelling war durch ſeine poetiſche Natur dieſer philoſophiſchen Popularität am nächſten gekommen, aber ſeine ſinnlich lebensvollen

Auseinanderlegungen der Begriffe umflorten sich wieder auf der andern Seite mit Nebelschleiern der Phantasie, die auch den Gedanken selbst überschatteten. Die dunkelflammenden poetischen Blitze, mit denen Schiller in seinen philosophischen Abhandlungen die Sandsteppen der kantischen Kategorieen durchschoß, boten zwar oft ein prachtvolles, wenn auch schwer zu übersehendes Schauspiel, aber es war nicht die richtige Begegnung des productiven Geistes mit der Philosophie, um dieser die höchstvollendete Darstellung zu erringen. F. H. Jacobi war auf dem Wege, der Philosophie eine treffliche, ächt deutsche Prosa zu gewinnen, und in seinen klaren Gedankenentwickelungen bebten leise die geheimen Saiten seines poetischen Herzens durch, aber was ihm fehlte, war die wissenschaftliche Großartigkeit, deren der philosophische Stil nicht ermangeln darf, für die aber Jacobi ein zu weibliches Naturell hatte. Eine merkwürdige Mischung poetischer und philosophischer Natur stellt der sibyllinische Hamann dar, der alle Geheimnisse und Zauberkünste der deutschen Sprache kennt, aber sie mit allerlei fremdartigen und magischen Zuthaten

behängen muß, um ſeinen wahrſageriſchen Gedankenſpielen ein Genüge zu thun. In Hamann erſcheint die philoſophiſche Sprache auf der Stufe der Prophetie, und hat die Extaſe ſowohl wie die ſpielende Dunkelheit derſelben an ſich, und nur ſein Witz erleuchtet zuweilen mit räthſelhaftem Kometenfeuer die Nacht ſeiner Darſtellung. Hamann iſt der auf tieferer wiſſenſchaftlicher Grundlage ruhende Jacob Böhme auch hinſichtlich der Schreibart, mit Ausnahme des Humors, von dem der philoſophiſche Schuſter noch keinen Anflug hatte. Auf einem Gebiet, das mehr der Poeſie als der Philoſophie angehört, zeigt Hippel den Widerſtreit eines zu gleicher Zeit poetiſchen und philoſophiſchen Naturells, welcher ſich in beſtändiger Fluctuation nach dieſen zwei Seiten hin durch ſeine Darſtellungen bewegt. Seine poetiſchen Schilderungen gerathen ihm oft zu philoſophiſch, der Gedanke hängt ſeiner Phantaſie einen Schwereſtoff an, und ſeine philoſophiſchen Betrachtungen ſchlagen gern in die Region der Träume über; ein Conflict, der auch Herder's wiſſenſchaftliche Sprache ſo ſchwankend machte. —

Die am Eigentlichſten populaire Form der Speculation iſt die Geſchichte, in der das Ideelle als Thatſächliches erſcheint. Die Darſtellung der reinen Ideen wird immer mit formaliſtiſchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe ſie zu einem productiven Guß und zu einer Einheit ſich verſchmilzt. Die Darſtellung der gegebenen Thatſachen aber ſteht von vorn herein in einer freieren und heitern Sphäre und läßt dem individuellen Talent der Behandlung einen größeren Spielraum. Die hiſtoriſche Proſa hat ſich in Deutſchland nur ſelten der höchſten Vollendung angenähert, und es fehlt ihr der ſichere nationelle Takt der antiken Geſchichtſchreibung, der nur aus einem großen und in ſich beſchloſſenen Volksbewußtſein hervorgeht. Dieſer charakteriſtiſche hiſtoriſche Ton durchzieht bei den Alten ſelbſt ihre Compendien der Geſchichte mit Lebensbedeutung. Für die Deutſchen iſt es ſchwer, überhaupt einen eigenthümlichen Ton in der Geſchichtſchreibung zu treffen, und wenn ſie der ſtrengpragmatiſchen Langenweile oder der politiſch kannegießernden Manier aus dem Wege gegangen ſind, haben ſie ſich mit unnützen Raiſonnements das

hiſtoriſche Feld verrückt, oder zur Nachahmung der alten Hiſtoriker ihre Zuflucht genommen. Unſere Literatur hat kaum eine bedeutende Geſchichtsdarſtellung aufzuweiſen, die ganz ohne Vorbild und Anflug des Alterthums entſtanden wäre, beſonders haben Tacitus, Thucydides und auch Xenophon einen großen Einfluß faſt überall geübt. Eine kritiſch zuſammengeleſene Moſaik von Darſtellungstönen offenbart ſich bei den meiſten unſerer Geſchichtſchreiber, namentlich bei Johannes von Müller, der in der hiſtoriſchen Behandlung für Viele den Ton angegeben. Müller bildete ſeine Schreibart mit außerordentlichem Studium und ſehr genauem Bewußtſein, und man kann ſie ein Miſchproduct der Alten und der Engländer nennen, zu einer originellen Manier verbunden durch ſeine hinzutretende geiſtige Eigenthümlichkeit, doch hat auch die franzöſiſche Sprache, in der er erzogen worden, einen wichtigen Einfluß auf ſeinen Stil gehabt, vorzüglich in der Satzbildung. Welche Mühe ſich Johannes von Müller in der Bildung ſeiner Darſtellung gegeben, iſt intereſſant aus ſeinen Briefen, wo er ſich mehrfach darüber äußert, zu erſehn. An

ſeinem Schweizeriſchen Geſchichtswerk arbeitend, ſchrieb er (unter dem 10. Juni 1777.) an ſeine Eltern: „Ich muß euch ſagen, daß ich meinem Werke ſeit meinem letzten Briefe noch eine andere Vollkommenheit zu geben geſucht habe. Die deutſche Sprache, die in den meiſten Schriftſtellern etwas ſchwerklingend iſt, hab' ich durch geſchickte Wahl und Stellung der Worte ſo melodiſch und ſanft zu machen geſucht, als die italieniſche Sprache; und ſoweit iſt meine Sorgfalt gegangen, daß ich an den meiſten Orten den übelklingenden Zuſammenſtoß ſolcher Conſonanten, welche einander verſchlucken, der v und f, der d und t, der ch und ck, vermieden habe." — Den Stil des Johannes von Müller lediglich auf den Tacitus zurückzuführen, iſt ein ziemlich verbreiteter Irrthum, deſſen er ſich ſelbſt häufig zu erwehren geſucht hat. Im Jahre 1781 ſchrieb er über ſeinen Stil Folgendes an ſeinen Bruder: „Seit mehr als fünf Jahren hab' ich Tacitum nicht geleſen; gleichwohl hat einer neulich geſagt, ich wäre Tacito Tacitior. Ich halte dafür, daß die Kürze meiner Schreibart von der Gewohnheit herkommt, Alles

in Auszüge zu bringen, und von der Begierde, *viel* zuſammenzudrängen, um keine Langeweile zu erregen." — Merkwürdig iſt auch folgende Aeußerung in ſeinem Aufſatz über Studium und Ueberſetzungen des Tacitus *), in dem er Cäſar und Macchiavell für die größten Muſter der Geſchichtſchreibung erklärt: „Die großen Muſter der alten Geſchichtſchreibung deutſch zu liefern, iſt ein wahrlich ungemeines Verdienſt, eine Erneuerung deſſen, welches ſich Luther durch die Bibelüberſetzung um die Sprache erwarb. Erſt dann wird man erkennen, wie viel in ihr liegt, was ſie auch hierin vermag. Nur würde ich vielleicht nicht mit Tacitus *anfangen*; er iſt aus den Zeiten des von der erſten Einfalt ſchon ins Gekünſtelte ſinkenden Geſchmacks. Ich fürchte, wir würden uns bald zu viel zieren, oder vielmehr Concetti in Bande preſſen, bei denen dem Leſer nie ganz wohl iſt. Beginnen wir lieber mit Julius Cäſar's majeſtätiſcher Eleganz, mit Xenophon's goldreinem Honig, mit Herodot's Grazie;

*) Joh. v. Müller's ſämmtliche Werke, 8. Thl. S. 412.

ja Thucydides in der Erzählung iſt höchſt würdig und kraftvoll klar; in Reden unvergleichlich vor andern, und Salluſt ihm der nächſte. Nicht bewahre Gott, als mißkennte ich die ſtoiſche Größe der Seele des Tacitus, oder ſeinen Reichthum, ſeine Gluth, aber es kommt viel darauf an, daß die erſten Muſter die vollkommenſten, und von den herrſchenden Fehlern die entfernteſten ſeien." —

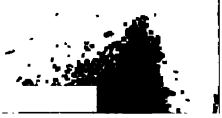
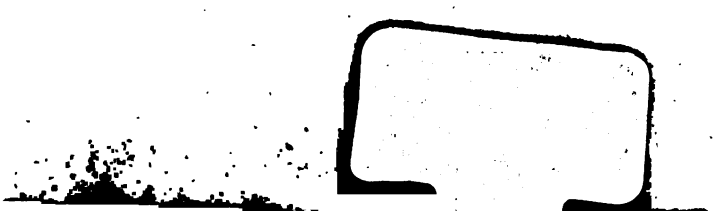
Indeß ſcheint Johannes von Müller doch, unbewußt oder gefliſſentlich, überſehen zu haben, was er dem Tacitus verdankt und worin deſſen eigentliche Größe und ewige Bedeutung für die Geſchichtſchreibung beruht. Wenn es auch bei Müller nicht jene Anwandlung von Eiferſucht war, in der man wohl öfter die Copie gegen ihr Original ſich auflehnen ſieht, ſo konnte ihn doch der Aerger über häufige und unverſtändige Vorwürfe der Nachahmung leicht bewegen, ſich der tacitiſchen Schreibart gegenüber für eigenthümlicher zu halten als er war. Thomas Abbt hatte in ſeinem Fragment der portugieſiſchen Geſchichte und einigen andern Aufſätzen dem Tacitus am genialſten nachgeahmt, und mit einer größeren Wahlverwandtſchaft des Natu-

rells, als ſie dem Johannes Müller zuſtand. In neueſter Zeit hat Ranke in demſelben Genre vortreffliche Töne angeſchlagen, jenen coupirten Stil eigenthümlich und geiſtvoll handhabend, ohne im höheren Grade originell zu ſein. Seine raſche pointirte Sprache iſt für die hiſtoriſche Portraitmalerei geſchickt, zu ſpröde aber für den Fluß und Zuſammenhang der Begebenheiten. Mit genialem Raiſonnement durchdringt und verbindet Leo die Thatſachen und ſtellt ſie unter eine ſcharfe, aus dem Gedanken hervorgehende Beleuchtung, ohne ſich im Einzelnen des Stils Mühe mit ſeiner Darſtellung zu machen. Seine Schreibart hat zuweilen etwas Burſchikoſes und überläßt ſich einem geiſtreichen Cynismus, dem man freilich oft die allertreffendſten Bezeichnungen nicht abläugnen kann, doch finden ſich auch, namentlich in ſeiner italieniſchen Geſchichte, objective Darſtellungen von wahrhaft hiſtoriſcher Kraft und Würde. Zur Einfachheit und Ruhe der Alten, an Xenophon erinnernd, iſt Varnhagen von Enſe in ſeinen Biographieen und hiſtoriſchen Skizzen zurückgekehrt, dem Gegenſtändlichen ſich anſchmiegend, ohne in ſauberſter Ausmalung

des Einzelnen und Individuellen den allgemeinen Geschichtssinn zu verläugnen. —

Die politische Prosa konnte in Deutschland noch bei weitem weniger dahin zielen, sich einen Nationaltypus zu erschaffen, als die historische, denn was in dieser noch durch wissenschaftliches Bestreben erreicht und nachgeahmt zu werden vermag, muß für jene aus dem unmittelbaren Leben entspringen, wenn es überhaupt wirksam und charakteristisch sein soll. Die römische Prosa bildete sich am meisten zum Ausdruck eines politischen Volkscharakters. Die politische Prosa der Alten hat ihren nationellen Hintergrund an der öffentlichen Beredtsamkeit, die moderne müßte dagegen durch die Debatte gepflegt werden. Für die moderne Politik fehlt ein Volksbuch, wie sie für die Religion in der Bibel gegeben ist, wo sie zugleich in der modernen Sprachschöpfung, die sich durch Luther an sie knüpfte, die bedeutsamsten Ausdrücke des Nationallebens gründete. Friedrich der Große beabsichtigte auch im preußischen Landrecht ein politisches Volksbuch, das nach dieser Seite eine nationale Grundlage gewähren sollte. Eine immer

höhere Ausbildung dieses Gedankens führt in der Abfassung der Gesetze zu einem wahrhaft volksthümlichen Stil. Die Verdienste Hardenberg's um eine schöne, klare und deutliche Gesetzabfassung wären bei einer umfassenderen Berührung dieses Gegenstandes vorzüglich herauszuheben. Die Klippen, an denen die Sprache der Gesetze noch immer scheitert, sind aber der Canzleistil, der so viel zähe Traditionen in sich hat, daß es ihm schwer wird, sich vernünftig reformiren zu lassen.*) Was jedoch die deutschen publizistischen Schriftsteller anlangt, so sind ihre Reihen dünn und ihre Gestalten meistens dürftig, und ich weiß keinen zweiten zu nennen, der so wie Friedrich von Gentz hervorragte, durch welchen die Prosa der Kabinette eine künstlerische und ideale Höhe erstieg. Auch in

*) Lesenswerth ist eine kleine, sehr gut geschriebene Schrift, die hier vor mir liegt, unter dem Titel: „Woher kommt es, daß der alte, dem Fürsten und Volke gleich schädliche Kanzleistil, welchen Friedrich der Einzige verwünschte, und Joseph der Einzige verbot, noch an vielen Orten herrscht, und wie ist er auszurotten? Von F. C. Chr. Link. (Nürnberg 1794.)

59604477